Die

Anfänge der neuen Aera.

Tagebuchblätter
aus der Zeit der Stellvertretung und Regentschaft des
Prinzen von Preußen.

Von

Theodor von Bernhardi.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1894.

Aus dem Leben

Theodor von Bernhardis.

Dritter Theil:

Die Anfänge der neuen Aera.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1894.

Die
Anfänge der neuen Aera.

Tagebuchblätter
aus der Zeit der Stellvertretung und Regentschaft des
Prinzen von Preußen.

Von

Theodor von Bernhardi.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1894.

Einleitung.

Mit dem vorliegenden dritten Bande der Memoiren Theodors von Bernhardi beginnt in doppelter Hinsicht ein neuer Abschnitt derselben.

Der erste Band — die „Jugend-Erinnerungen" umfassend — berichtet über die geistige Entwickelung des Knaben und Jünglings, wie sie sich unter außergewöhnlichen Umständen und Bedingungen vollzog, und deutet zugleich die äußeren Verhältnisse an, die den Sohn des alten märkischen Gelehrtengeschlechts aus den Kreisen der deutschen Romantik, denen er durch seine Familienbeziehungen angehörte, an die Ufer der Newa verschlugen und zu dem Versuche zwangen, dort, unter Umständen, die seiner ganzen Geistes-Richtung fremd doch an seinen Charakter die höchsten Anforderungen stellten, eine neue Existenz zu suchen.

Der zweite Band — „Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV." — gewährt einen Blick in den Kampf, den der allein auf eigene Kraft gestellte Mann um eine seinen Fähigkeiten, seiner Bildung, seinem Wesen entsprechende Existenz zu führen hatte — aber er zeigt zugleich, wie das mit tiefem sittlichem Ernst stets auf die Wahrheit der Dinge gerichtete wissenschaftliche Streben des stillen Gelehrten in dem Rußland Nikolaus' I. kein Verständniß und keinen Boden fand — wie der nach freier Bethätigung seines geistigen Wollens strebende Mann dem slavischen Wesen innerlich fremd blieb, und sich endlich — dem Zuge seines patriotischen Herzens

folgend — von Rußland losriß um, in die deutsche Heimath zurückgekehrt, schon in reiferem Alter zum zweiten Mal ein neues Leben zu beginnen, und zwar abermals unter Bedingungen, innerhalb deren für ihn und seines Gleichen kein Platz war. Wir sehen, wie ihm endlich die deutsche Wissenschaft diejenige Stellung und Bedeutung gewährte, die ihm im äußeren und öffentlichen Leben Menschen und Verhältnisse bisher versagt hatten.

Sein Werk „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Toll", sowie einzelne handschriftlich verbreitete Aufsätze, in denen er den in jener Zeit ganz allgemein verbreiteten falschen Auffassungen über russische Zustände und Bestrebungen entgegentrat, schufen die Grundlage, auf der er die Würdigung und Achtung aller wahrhaft und deutsch gesinnten Zeitgenossen errang — und brachten ihn mit den bedeutendsten Männern der kommenden Zeit nicht nur in Berührung — sondern bald auch in sachliche und politische Beziehungen auf dem Boden gemeinsamen Ringens für Preußens und Deutschlands Erhebung und Wiedergeburt aus den Fesseln von Verhältnissen und Bestrebungen, die den Staat Friedrichs II. auf eine falsche Bahn zu drängen drohten.

Nach langem mühevollem und an äußeren Erfolgen armem Lebenskampf war endlich ein fester Ausgangspunkt für eine seiner Bedeutung entsprechende Bethätigung gewonnen, und damit ein entscheidender Abschnitt dieses arbeitsreichen Lebens erreicht.

Von diesem Augenblick an beginnt die Periode der politischen Wirksamkeit des Mannes, der zuerst dem deutschen Volke gesagt hatte, daß es Rußlands nicht bedürfe, um eine, seiner würdige politische Bedeutung zu gewinnen.

Dieser Moment aber fällt mit dem wichtigsten Abschnitt der geschichtlichen Entwickelung Deutschlands zusammen, mit dem Augenblick, in welchem Prinz Wilhelm die Zügel der Regierung in Preußen ergriff, um eine neue Zeit heraufzuführen — eine Zeit, die in der blutigen Abrechnung Deutschlands mit Frankreich ihren heroischen Höhepunkt erreichte, der wir selbst aber Alle noch als Epigonen unmittelbar angehören.

Hatten die Aufzeichnungen der vorliegenden Tagebücher bisher

einen vorwiegend culturhistorischen und geschichtlichen Werth, insofern sie von einer Zeit-Periode berichten, die im Wesentlichen abgeschlossen hinter uns liegt, so wird ihre Bedeutung nunmehr eine ganz actuelle.

Die Ereignisse, die jetzt besprochen werden, werfen ihren Schatten noch unmittelbar bis in unsere Tage und sind vielfach auch für unsere heutigen Verhältnisse noch lehrreich und maßgebend.

Wenn ich es an diesem Abschnitte der vorliegenden Denkwürdigkeiten unternehme, den Blättern, die den dritten Band füllen, einige Worte vorauszuschicken, welche sich die Aufgabe stellen, in Kürze auf Das hinzuweisen, was mir selbst in den einzelnen Abschnitten besonders merkwürdig und lehrreich erschienen ist, so möge der Leser das dem Sohne zu Gute halten, dem es Bedürfniß ist und fast als Pflicht erscheint, in einer Zeit, die dem schlichten Verdienst weniger gerecht zu werden liebt als den wechselnden Götzen des Tages und der Parteien, Das, was ein verehrter Vater dauernd Wirkendes gethan und gedacht hat, sich selbst und dem Urtheil des Lesers noch besonders zu vergegenwärtigen.

Der erste Abschnitt „Die Zeit der Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen" führt uns in Verhältnisse zurück, die vor den nachfolgenden welterschütternden Ereignissen so weit in den Hintergrund getreten sind, daß sie in ihren Einzelnheiten weniger bekannt sind, als die meisten anderen Abschnitte der neueren preußischen Geschichte; er enthält eine Reihe von Berichten über Beziehungen zu geistreichen und hervorragenden Männern der verschiedensten politischen Richtungen, deren Aeußerungen wohl geeignet erscheinen, ein charakteristisches Bild jener Tage zu entrollen.

Ein besonderes Interesse scheinen mir hierbei die bisher weniger bekannt gewordenen Besprechungen und Unterhandlungen zu bieten, welche zur Aufstellung des „schlesischen Programms" führten — und welche schon in dieser frühen Periode diejenigen Momente erkennen lassen, die nachmals die liberale Partei in die Opposition gegen den Regenten trieben und ihr verderblich werden sollten, weil sie es nicht vermochte sich den real-politischen und mäßigenden Rathschlägen zu fügen, die vor Allen mein Vater von vornherein betont und hervorgehoben hatte.

Die Rückwirkung der vorhergegangenen Periode war zu stark, um die erregten Gemüther sofort die mittlere Richtung finden zu lassen, die allein den Weg zu einer gesunden Entwickelung und Erstarkung Preußens und damit zur Einheit und Wiedergeburt Deutschlands bezeichnete.

Geschichtlich ergeben sich immer nur aus dem Gegensatz der Erscheinungen — aus dem Zusammenstoß extremer Kräfte — das Gleichgewicht der Dinge und dauernde Grundlagen weiterer Entwickelung; das, was den Tag beherrscht, entwickelt sich nur selten in seiner scheinbar nothwendigen Consequenz, sondern verbirgt dem geblendeten Auge Folgen und Ereignisse, die nur der zu erkennen vermag, der in ruhiger Objectivität den Dingen gegenüber steht, sie in ihrem geschichtlichen Werden zu erkennen sucht und das Gesetz ihrer Bildung verstanden hat.

In diesem Sinne ist die sogenannte „liberale Aera" — deren erstem Entstehen die mitgetheilten Tagebuchblätter uns beiwohnen lassen — von gewaltiger Wirkung für die weiteren Geschicke unsers Vaterlandes gewesen; in diesem Sinne ist auch die Vorgeschichte der deutschen Einheitsbestrebungen von Bedeutung, auf die — in ihrem Zusammenhange mit der großen europäischen Politik — die Gespräche mit dem Herzog Ernst von Coburg-Gotha und andere Mittheilungen verwandter Natur ein neues und interessantes Licht werfen. —

Das Streben des Einzelnen — wo es mit der geschichtlichen Wahrheit der Dinge zusammentrifft — wirkt weiter auch da, wo es zunächst scheinbar erfolglos bleibt. Der ausgestreute Samen keimt im Stillen, die Wurzeln und Ranken der Pflanze verzweigen sich und treiben unmerkliche Sprossen — bis endlich, wenn die Sonne der That aufgeht, sie den Boden vorbereitet findet, aus dem sie Blüthen und Früchte hervorzuzaubern scheint. —

Das ist der Werth jedes wahren, ernsten Wirkens, daß es an den Erfolgen der Zukunft bauen hilft, wenn auch der Wirkende selbst deren Gestaltung meist nicht zu erkennen vermag; das ist der Segen jedes ideellen uneigennützigen Strebens, daß es Theil gewährt an den unerkannten Errungenschaften späterer Tage — und darum sollen wir Alle, wenn auch an unserem noch so be-

scheidenem Theil und oft in engbegrenztem Kreise für Das zu wirken, zu arbeiten und einzustehen trachten, was wir im Innersten unserer Ueberzeugung — losgelöst von schwankenden Tages-Meinungen und vorgefaßten Anschauungen — für wahr, echt und lebensfähig erkennen.

Auf ein ganz anderes Gebiet — von den Schauplätzen der deutschen Entwickelung hinweg — führt der nächste Abschnitt, die „Reise nach Südfrankreich".

Hier sind es vor Allem kunst- und culturgeschichtliche Studien, die den Verfasser beschäftigen.

In ersterer Hinsicht erschließen seine Schilderungen ein wenig bekanntes Gebiet, das sich durch eine Fülle der verschiedensten und eigenartigsten Denkmäler auszeichnet und dessen Bedeutung für die Geschichte der Kunst — besonders der frühchristlichen Zeit — nicht unterschätzt werden kann, wenn sie auch bisher nicht genügend gewürdigt worden ist. Diese Schilderungen aber gewinnen noch ein besonderes Interesse durch die Art, wie sie aufgefaßt sind. Es tritt an ihnen jene nur dem tief und umfassend gebildeten Geiste eigenthümliche Fähigkeit hervor, alles Besondere stets im Zusammenhange mit seinen allgemeinen Bedingungen und Beziehungen zu erfassen, und damit dem Leser nicht nur eine sachliche aber einseitige Kenntniß der Dinge, sondern vielmehr ein volles Verständniß ihrer universellen Bedeutung zu erschließen: eine Fähigkeit und Eigenthümlichkeit, die heute, wo einerseits das ausschließliche Specialitätenthum andrerseits die flachste Oberflächlichkeit an der Tages-Ordnung sind, einen fast fremdartigen Eindruck macht, die aber zugleich den Weg zeigt, auf dem allein man zu einer zusammenhängenden und nur so eingehenden und wahren Beurtheilung der menschlichen Dinge gelangen kann.

Dieselbe Fähigkeit die Dinge in ihren Wechselbeziehungen zu erkennen tritt auch in den culturhistorischen Studien und den politischen Beobachtungen dieses Zeitraums zu Tage und führt daher sofort nicht nur zu praktischen Ergebnissen sondern auch zu einer Erkenntniß des französischen Wesens, die ihre Bedeutung zum Theil auch heute nicht verloren hat.

Aus der Verknüpfung einzelner beobachteter Thatsachen mit den wahrgenommenen Allgemeinzuständen des Landes schloß der Verfasser auf Pläne und Absichten der französischen Politik und sagte mit voller Sicherheit den Ausbruch eines Krieges voraus, an den die officielle — so vielfach nur über den äußeren Schein der Dinge orientirte Welt bis zum Einmarsch der Franzosen in Italien nicht glauben wollte. — Die Allgemeinzustände selbst aber ließen ihn erkennen, daß die napoleonische Regierung im Lande keine tiefgehenden Wurzeln habe.

Die Furcht vor den rothen Radikalen — vor einer allgemeinen Plünderung — vor persönlicher Unsicherheit war es, die die napoleonische Usurpation ermöglicht hatte und ihre beste Stütze blieb. Diese Wahrnehmung aber scheint mir deshalb von bleibender Bedeutung, weil man nicht annehmen kann, daß trotz allen seitherigen Erschütterungen der Grundcharakter des französischen Massenbürgers sich verändert hat. Die Furcht vor der revolutionären Umwälzung steckt den Franzosen der Provinzen tief im Blut, und würde sie auch heute jeder Regierung willenlos sich unterwerfen lassen, die sie vor den Männern des Dynamits und der Besitztheilung zuverlässig schützte und durch politisches und militärisches Prestige zugleich ihre Eitelkeit zu befriedigen suchte. Dieser Factor und seine möglichen Consequenzen dürfen meines Erachtens auch heute bei der Beurtheilung Frankreichs nicht übersehen werden, und das um so weniger als für das treffende und meist unfehlbar richtige Urtheil dessen, der im Winter 1858/59 seine Beobachtungen niederschrieb, die schlagendsten Beweise durch die Entwickelung der Dinge selbst so vielfach erbracht worden sind.

Vornehmlich in dem dritten Abschnitt „Der Krieg von 1859 und seine Wirkungen" tritt diese, man möchte fast sagen, „prophetische" Urtheilsfähigkeit schlagend zu Tage, und scheint mir diesem Theile des Buches ein besonders eigenthümliches Gepräge zu verleihen.

In militärischer Hinsicht ist die Art, wie der Tagebuchschreiber den Verlauf des Feldzuges in Italien voraussieht und bestimmt von hervorragendem Interesse, und verräth eine geradezu erstaunliche Kenntniß des Kriegsschauplatzes und seiner strategischen und tak-

tischen Bedingungen. Besonders aber möchte ich die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Gespräche mit dem Grafen Moltke hinlenken. —

Muß man die klare Erkenntniß bewundern, mit der schon damals der Chef des Generalstabes die Bedeutung Lothringens als Kriegstheater und als Eroberungsgebiet erkannte und sich selbständig von der durch Clausewitz begründeten und bis dahin als maßgebend anerkannten Anschauung lossagte, daß die entscheidende Operationslinie gegen Frankreich von Belgien aus auf Paris führe — so wird man doch andererseits zugeben müssen, daß der General sich mit seiner damals ausgesprochenen Auffassung noch nicht auf die Höhe seiner späteren großartigen Entwürfe erhoben hat — und daß bei der hier niedergeschriebenen Erörterung eines Krieges gegen Frankreich der militärisch gebildete und auch auf diesem Felde durchaus competente Historiker gegen ihn im Recht bleibt.

Selbstverständlich kann es nicht meine Absicht sein dem Verdienst und dem Ruhm des großen Schlachtendenkers zu nahe zu treten. Nicht nur als langjährigem preußischem Generalstabsoffizier würde mir das wenig anstehen, sondern auch meiner hohen Verehrung und Bewunderung für den überragenden Genius eines Moltke würde es nicht entsprechen. Die That gehört Dem, der sie unter der Fülle der sich aufdrängenden Gedanken und Entwürfe als die den Verhältnissen entsprechendste erkannt, der sie gewollt und vorbereitet, der sie gewagt und ausgeführt hat. — Wie viel aber in dem ursprünglichen Gedanken Original ist — wie viel sich gedanklich auf äußere Zuflüsse zurückführen läßt — das wird sich im einzelnen Falle stets schwer entscheiden lassen; und im Allgemeinen werden auch die Größten unter uns Menschen, wenn sie sich selbst gerecht werden wollen, zugeben müssen, daß ein Theil ihres Verdienstes auf die Gunst der Umstände und die Gedankenkeime zurückzuführen ist, die, von fremder Hand ausgestreut, in ihrem Geist einen fruchtbar fördernden Boden fanden.

Keineswegs aber scheint das Verdienst selbst hierdurch verringert.

In König Friedrichs genialem Feldzugsplan für 1757 gehört ein wesentlicher Theil des leitenden Gedankens ursprünglich Winterfeldt an — Niemand wird deswegen den Ruhm dieses Feldzuges dem König streitig machen wollen; studirt man Moltke's verschiedene

Kriegspläne, so wird man unabänderlich unmittelbar auf Friedrich den Großen zurückgeleitet, vielfach sogar bis in die Einzelnheiten hinein. Niemand wird deßhalb die Originalität der Moltke'schen Strategie in Frage stellen wollen. Im Gegentheil! Gerade darin, daß der Feldmarschall das bleibend Werthvolle in den militärischen Gedanken König Friedrichs erkannte, und es praktisch neugestaltend unter ganz veränderten äußeren Bedingungen zu verwerthen den Muth hatte, liegt ein wesentlicher Theil seiner Bedeutung.

Von diesem Gesichtspunkt aus aber wird sich auch der Gedanke nicht von der Hand weisen lassen, daß die Auffassung, der mein Vater in den fraglichen Gesprächen Worte geliehen hat, befruchtend der Gedankenarbeit des so vielfach wägenden und prüfenden Generals eine gewisse Richtung gegeben haben mag, um später, in die praktische Wahrheit der Dinge übertragen, geläutert und erweitert durch Moltke's zugleich weisen und kühnen Sinn, als That wieder aufzuerstehen; Niemand wird die Erwägungen, die hier der Tagebuchschreiber anstellt, lesen können, ohne den Scharfblick zu bewundern, mit dem derselbe die entscheidenden Faktoren in dem kommenden Kriege voraus erkennt, mit dem er — im Gegensatz zu Moltke's damaliger Anschauung — voraussieht, wie Napoleons Schicksal von Paris abhängig bleibe, und wie Deutschland bemüht sein müsse, nach der ersten anzustrebenden Waffen-Entscheidung, das doppelte Ziel zu verfolgen: in Lothringen und Elsaß eine feste Basis zu erobern, und gleichzeitig unter Bedrohung von Paris möglichst weite Strecken des feindlichen Landes zu besetzen, um die Wiederherstellung der feindlichen Streitmittel zu verhindern. Fast alle großen Phasen des bevorstehenden Kampfes sieht er im Geiste voraus, und mit kühner Zuversicht erkennt er die Möglichkeit, alle Hindernisse und Gefahren siegreich zu überwinden. — Ich glaube daher darauf hinweisen zu dürfen, daß — wo Deutsche dankbar sich jener großen Zeit erinnern — sie auch des Mannes gedenken mögen, der still und unbeachtet, aber an maßgebender Stelle zuerst den Gedanken Worte lieh, die das Palladium unserer späteren Siege werden sollten.

In politischer Hinsicht ist seine Voraussicht eine gleiche.

Zu einer Zeit, wo ein Theil unseres Volkes die abgestorbenen

Elemente einer früheren Zeit zähe und vielfach rücksichtslos zu behaupten suchte, wo ein anderer Theil in leeren dogmatischen Formeln das Wesen der Dinge zu erkennen glaubte — wo Alle in einem engen Kreise beschränkter Interessen sich bewegten und jeden Blick für die reellen Faktoren des politischen Lebens verloren zu haben schienen: wies er unbeirrt durch der Parteien Haß und Gunst auf die großen europäischen Aufgaben hin, die Preußen zu lösen hatte, und betrachtete alles politische Handeln im Lichte dieser Aufgaben. —

Während noch die bedeutensten Politiker der Zeit eine Kräftigung und Vergrößerung Preußens, eine Scheidung des preußisch-österreichischen Widerstreites nur im Bunde mit Frankreich und Rußland für möglich hielten und mit aller Macht auf einen solchen hinarbeiteten — erkannte der Historiker, der das Werden der deutschen Dinge in ihren Wurzeln studirt hatte, die Nothwendigkeit, aus eigner Kraft und jedenfalls nur im Bunde mit homogenen Elementen (England-Sardinien) das erstrebte Ziel zu erreichen, wenn dasselbe von Werth und Bestand sein sollte, und rief immer und immer wieder dem deutschen Volke, das er des Größten für fähig hielt, das Wort des Lebens zu:

„Willst du entstehn, entsteh' auf eigne Hand.“

Ein Hinweis, mit dem er allen denen gegenüber Recht behalten hat, die Preußen und Deutschland für zu schwach hielten, auf eignen Füßen zu stehen und selbständig eine große europäische Politik zu führen.

Mit voller Klarheit erkannte er den doppelten Gegensatz Deutschlands zu Oesterreich und zu Frankreich — während er im Hintergrunde der Zeiten den Antagonismus gegen Rußland heranwachsen sah — und wies daher unermüdlich darauf hin, daß Preußen die Gebundenheit Rußlands und Oesterreichs benutzen müsse, um sich an die Spitze Deutschlands zu stellen und in solcher Stellung mit Frankreich abzurechnen. — Mit unvergleichlicher Klarheit sagt er dabei voraus, daß die Kriegsperiode, die mit dem Feldzuge von 1859 begann, nur mit dem Sturz Napoleons enden könne; daß der Frieden von Villafranca, wie er uns Frankreich zum zweifellosen Gegner — so Italien zu unserem natürlichen Verbündeten mache; daß andrerseits Frankreich und Rußland über kurz oder lang zu einem nahen Einverständniß

und Zusammenwirken gelangen würden. — Ueberall aber leuchtet aus seinen Worten und Urtheilen die klare Erkenntniß hindurch — daß es Deutschlands und in ihm zunächst Preußens Aufgabe sei, zwischen dem fanatisirten und unreifen Slaventhum, dem geistigen Gebundensein Oesterreichs und dem revolutionären Despotismus Frankreichs die Fahne freien geistigen Strebens und gesunder organischer Entwicklung unentwegt und unentmuthigt hochzuhalten.

Und keineswegs übersieht er in dieser idealen Auffassung die praktischen Möglichkeiten; er ist im Gegentheil Real-Politiker durch und durch; nur daß er sich niemals mit der Wahrheit der Dinge in Widerspruch setzen, niemals Bestrebungen einer höheren Ordnung minderwerthigen Erfolgen aufopfern will. —

Immer von Neuem weist er darauf hin, daß man mit den gegebenen Persönlichkeiten und Verhältnissen rechnen, daß man Opfer zu bringen wissen müsse, um das Wesentliche zu erlangen, daß es die Menschen sind, die handeln und nicht die Doctrinen, welche entscheiden; — daß man vor Allem im Hinblick auf die kommende Krisis die realen Machtmittel zu äußerster Höhe entwickeln müsse, daß man allerdings die Gunst der Umstände abwarten und durch eine geschickte und zielbewußte Staatskunst herbeiführen — daß man dann aber auch kämpfen und wagen müsse, wo man erringen wolle — und also sich zu rüsten gezwungen sei. Sind doch nach einem gelegentlichen Wort Friedrichs des Großen „Verhandlungen ohne Waffen, wie Noten ohne Instrumente".

Von diesem Standpunkt, vor Allem im Hinblick auf Preußens culturhistorische und nationale Aufgaben tritt er für die Reform des preußischen Heeres ein und erkennt zugleich, daß es einer energischen auswärtigen Politik und eines siegreich geführten Krieges bedürfen werde, um die Heeres-Reform dem Parlament gegenüber durchzusetzen.

Mir will scheinen als ob in dieser ganzen Auffassungsart und ihren praktischen Ergebnissen Fingerzeige gegeben sind, aus denen jeder lernen kann, dem das Wohl unsers Vaterlandes am Herzen liegt, oder der berufen ist direkt oder indirekt an dessen Ausbau mitzuwirken.

Das Geheimniß einer Urtheilsschärfe und Voraussicht — wie wir sie hier vor uns sehen — liegt offenbar — abgesehen von der persönlichen Begabung — in der Art und Weise alle Dinge an ihren unmittelbaren Quellen, in ihrem geschichtlichen Werden und in ihren nothwendigen Wechselbeziehungen zu studiren; in allen Fragen bis auf die nothwendigen Grundlagen zurückzugehen, anstatt sich an den oft zwar aufdringlichen aber täuschenden äußeren Schein zu halten: eine Einseitigkeit, in welche diplomatische und doctrinäre Beobachtung so oft und so leicht verfallen.

Liegt hierin eine Lehre für die Art der Urtheilsbildung — die zu strenger Selbstprüfung auffordern sollte — so will es mir scheinen, als ob wir aus dem unausgesprochenen Geiste dieser Aufzeichnungen eine solche auch für das Gesetz unsers Handelns entnehmen könnten.

Hohe ideale Ziele — die Handeln und Streben adeln — entwickelt aus der besonderen Stellung des Einzelnen, des Staates und des Volkes zu den großen sittlichen wie geistigen Zwecken des Menschengeschlechts und den besonderen Aufgaben der Zeit — müssen den Weg erleuchten. Verfolgt aber müssen sie werden, einerseits mit jener nüchternen objectiven Sachlichkeit — die sich nie vom Gefühl beherrschen läßt, und stets mit dem wirklichen Werth der Dinge rechnet — andrerseits aber auch mit der entschlossenen Energie — die den Moment zu erfassen weiß und unbeirrt durch secundäre Rücksichten und täuschende Phantome das Schwert der That aus der Scheide reißt, wo es die Gunst der Umstände gestattet oder die Nothwendigkeit der Dinge erheischt.

In diesen Auffassungen liegt meines Erachtens der wesentliche Werth dessen, was aus den Aufzeichnungen meines Vaters — abgesehen natürlich von ihrer geschichtlichen Bedeutung — gelernt werden kann — und gelernt werden sollte.

Von diesen Gesichtspunkten aus sind Männer wie er und seine Gesinnungsgenossen auch in den schwersten Zeiten eingetreten für Das, was sie als das *höchste Gut jeder lebensberechtigten Nation* erkannten: *ihre geistige* — *sittliche* — *und materielle Wehrkraft.*

Möchte unser Volk, wie jeder Einzelne sich mehr und mehr

von solcher Auffassung durchdringen lassen — die unüberwindlich macht! — Möchten sie die höchsten Ziele nie aus den Augen verlieren, deren Erreichung uns die Geschichte zur Aufgabe gestellt hat! — Möchten sie stets eingedenk sein, daß nur der erreicht, der will und handelt, daß nur der gewinnt, der zu opfern weiß, daß nur der lebt, welcher ringt! — Möchten sie aber auch der „treuen Todten" nicht vergessen — und im Kampfe wie im Siege dankbar derer gedenken, die im Sturm und Drange einer werdenden Zeit unentwegt auf die ewigen Leuchtfeuer hingewiesen haben, nach denen das deutsche Volk seinen Kurs zu richten hat.

Bern, im Mai 1894.

Friedrich v. Bernhardi,
Oberstlieutenant und Commandeur des 1. Badischen Leib=Dragoner=Regiments Nr. 20.

Inhaltsverzeichniß.

Die Zeit der Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen.

In Kunnersdorf und Breslau, Winter 1858.

Die Aufzeichnungen aus den letzten Monaten des Jahres 1857 enthalten wenig mehr als in den engen Rahmen einer isolirten ländlichen Existenz gefaßte Spiegelbilder der peinlichen Lage, in welche der Beginn der Regierungsthätigkeit desselben Fürsten fiel, der Preußen auf eine ungeahnte, noch nicht dagewesene Höhe der Macht und Bedeutung hob. Mit der Arbeit an Tolls Denkwürdigkeiten beschäftigt, schob Bernhardi seine seit länger geplante Reise nach Berlin bis zum März auf.

Seine Mußestunden füllte er in gewohnter Weise mit litterarischer Beschäftigung, und die Tagebücher enthalten zahlreiche geistreiche und treffende Urtheile über das Gelesene. Einige Beispiele mögen hier angeführt sein:

16. Januar. Ludwig Häussers „Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen an" giebt viel zu denken! Wie wahr, daß die Ideen und Ereignisse von 1789 in Deutschland eigentlich wenig Widerhall gefunden hatten, daß es die Fürsten waren, welche die Revolution nach Deutschland herübertrugen, indem sie selbst das historische Recht verleugneten, sich auf Kosten des Reichs vergrößerten, und die neufranzösische Regierungsallmacht einführten. Sehr gut ist hervorgehoben, daß Montgelas eine Person von großer geschichtlicher Bedeutung war. Er hat eigentlich den bairischen Staat gegründet.

14. Februar. Den 3. Band Häusser zu Ende gelesen.

In diesem Bande ist mir vor Allem wichtig gewesen zu sehen, wie viel 1809 zur einer Erhebung Deutschlands vorbereitet war, und mit welcher selbstsüchtigen Schlauheit der Kaiser Alexander das Alles niedergehalten hat, indem er Preußen abhielt offen Theil zu nehmen. Er wollte nicht, daß sich Deutschland ohne seinen Beistand erhöbe — und wollte ebensowenig jetzt schon Theil nehmen an einem west-

lichen Kriege. Er wollte erst noch Napoleons Freundschaft zu Eroberungen an der Donau nützen.

6. März. Gustav Freytag „Soll und Haben". Das Buch ist mit großem Talent geschrieben, und hat seine Bedeutung. Die Absicht ist lobenswerth, den Bürgerstand seinen selbständigen Werth kennen und fühlen zu lehren, und ebenso auf den nothwendigen Kampf mit dem Slaventhum hinzuweisen; darauf, daß wir uns den Slaven gegenüber in gewissem Sinne aggressiv verhalten müssen. Auch ist richtig gezeigt, woran der Adel krankt, dem das öffentliche Leben fehlt und damit jede wirkliche thatsächliche Bedeutung, die seine gesellschaftliche Stellung rechtfertigen könnte. Hohlheit dieses adligen Daseins, das sich ganz in conventionellen Ideen bewegt, ohne wirkliche Delikatesse, ohne wirkliche Dankbarkeit.

Ueber die Vorgänge, welche die preußische Hauptstadt während der ersten Monate des neuen Jahres bewegten, enthalten die Tagebücher nur vereinzelte Notizen, welche zumeist Briefen des Frhrn. von Vincke (Olbendorf) entnommen sind:

6. Januar. Langen und bedeutenden Brief von Vincke erhalten. Er ist vier Tage in Berlin gewesen — vom 27. bis 31. — hat den Prinzen von Preußen gesehen und einmal bei ihm gespeist, was seit 1850 nicht geschehen war. Der Prinz genirt sich wenig in seinem Umgang. — Der Zustand des Königs „ist ein höchst tragischer", denn er hat in seinen lichten Augenblicken das volle Bewußtsein des Zustandes — er spricht dann über diesen Zustand, was ihn auf das Schmerzlichste aufregt. — „Er sieht gleichgültig aus, ist dabei aber körperlich wohl." —

Die Aerzte glauben natürlich nicht an Wiederherstellung, wollen aber kein eidliches Sachverständigen-Urtheil abgeben! — So ist der Zustand ein höchst trauriger; die Stellvertretung wird verlängert, dem Prinzen ist dabei unheimlich zu Muthe — eine Regentschaft aber wäre kaum besser, stellte den Prinzen nicht unabhängiger, da immer die Möglichkeit bliebe, daß der König die Regierung wieder übernähme.

Daß der König abdankt, läßt die Junkerpartei nicht zu. Diese

Partei will aber auch nicht, daß der Versuch gemacht werde, den König die Regierung wieder übernehmen zu lassen — (Natürlich; dann wäre die Unmöglichkeit bald offenbar, der Partei liegt aber daran, den gegenwärtigen schwankenden Zustand — und den Prinzen von Preußen unter den jetzigen Bedingungen, d. h. mit gebundenen Händen an der Spitze zu erhalten). —

Der Prinz legt Werth darauf, daß die Stellvertretung immer nur auf eine bestimmte Zeit verlängert wird, damit die Frage, ob der König wieder hergestellt werden kann, jedes Mal von Neuem in Anregung kommt.

28. Februar. Langer Brief von Vincke; er ist 14 Tage in Berlin gewesen, hat alle zur Feier der Hochzeit und des Einzuges des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin veranstaltete Feste mitgemacht; Freude und Begeisterung sehr groß — sehr sichtlich, daß es politische Demonstration war, und das hat das königliche Haus auch wohl verstanden. — Der König kann in seinem jetzigen Zustand noch sehr lange leben. — Der Prinz von Preußen will ein Jahr ausdauern in der Stellvertretung — und dann die Verhältnisse zur Entscheidung bringen; von einer Einmischung der Kammern will er nichts wissen, der Gedanke daran scheint etwas Verletzendes für ihn zu haben! — Den Unfug bei den Wahlen, die diesen Herbst bevorstehen, will er nicht dulden; er wird sich zu seiner Zeit sehr stark darüber aussprechen. — Vincke's Aufenthalt in Berlin ist aber insofern unfruchtbar gewesen, als er weder den Prinzen von Preußen, noch die Prinzessin privatim hat sehen können in dieser geräuschvollen Zeit — und doch schreibt er mir, daß er nicht sobald wieder hin kann — und daß ich ihn dort nicht treffe. — Giebt mir ein Rendez-vous in Breslau.

Der Einladung Vincke's entsprechend reiste Bernhardi Mitte März nach Breslau, wo eine Besprechung von Häuptern der liberalen Partei abgehalten wurde, die zunächst der Haltung bei den nächsten Wahlen gelten sollte.

Breslau 14. März. Vincke bereits vorgefunden, Röpell kommt zu ihm. Ich spreche meine Ansicht dahin aus, daß wir uns

nicht als künftige Regierungspartei unmöglich machen dürfen. Das ist Hauptsache. — Wir dürfen also nicht eine leidenschaftliche Opposition in's Blaue hinein treiben — uns nicht als ewig unbefriedigte Querulanten hinstellen; — nicht durch Taktlosigkeiten unsere Absichten und Pläne selbst verdächtig machen. — Das geschieht dadurch, daß z. B. in dem Aufsatz (sc. der Preußischen Jahrbücher) über den Einzug der Prinzessin Victoria steht: „ein solches Volk verdient nicht schlecht behandelt zu werden, und wir hoffen, es wird nicht leiden, daß man es schlecht behandelt" — eine ganz unnütze Drohung, die mit dem ganzen Inhalt des Aufsatzes einen widerlichen, verletzenden Contrast bildet. — Das geschieht, wenn in dem Aufsatz über deutsches Staatsrecht darauf gedrungen wird, man müsse Volksvertretung am Bundestage einführen. — Welche Nothwendigkeit liegt vor, dies Thema gerade jetzt zur Sprache zu bringen? — Es ist eine vollkommen durch nichts veranlaßte, ganz freiwillige Taktlosigkeit aus dem blauen Himmel herunter. — Durch dergleichen und durch die ganze Haltung der Zeitschrift arbeiten wir der Junker-Partei in die Hände. Wir erwecken das Mißtrauen und die Besorgnisse der Regierenden und veranlassen sie ihre einzig mögliche Stütze in der Junker-Partei zu suchen.

Wir müssen suchen, die regierenden Persönlichkeiten zu gewinnen — ihr Vertrauen zu erwerben, sie zu belehren. — Unsere Opposition muß nicht feindselig gegen die Regierung gerichtet sein, sondern gegen die Junker-Partei. Das Hauptthema unserer Zeitschrift muß sein nicht: „die Regierung ist reactionär" — sondern: „die Interessen der Regierung und diejenigen der Nation sind identisch; die Selbstsucht der Junker aber steht den Interessen der Regierung, wie denen der Nation feindlich gegenüber." — Nicht: „die Regierung hindert jeden Fortschritt und sucht die Nation um die Verfassung zu betrügen" — sondern: „die Junker-Partei untergräbt die Macht des Staats nach Außen, und die Macht der Regierung im Innern!"

Röpell hatte schon gestern gegen Vincke geäußert: „man könne nicht ein Journal für den Prinzen von Preußen schreiben." — Er ist Mitglied des Comité's, das die Redaction — der „Preußischen Jahr-

bücher" — controlirt. — Es will ihm gar nicht zu Sinn, daß es so zahm und klug bei der Sache hergehen soll. — Er ist mit der Haltung der Jahrbücher im Allgemeinen einverstanden. Ihm ist darum zu thun, daß die liberale Doctrin nach aller theoretischen Strenge zur Geltung gebracht werde — besonders aber seine eigene Erbitterung auszusprechen, und soviel Verdruß und Scandal zu veranlassen als irgend möglich. Daher: Opposition um der Opposition willen, und wäre es in das Blaue hinein! — Er zeigt sich sehr leidenschaftlich in der Discussion; behauptet: das liberale Prinzip müsse ganz und mit der größten Strenge zur Geltung gebracht werden. — Die Regierung zu gewinnen wäre ein ganz vergebliches Streben — man müsse nach unten zu wirken suchen; — Aufregung der Massen ist durchaus nöthig; — „man muß wühlen" (ipsissima verba). — Die Opposition muß gerade gegen die Regierung gerichtet sein; die muß man bekämpfen; — die Junker-Partei muß man für parlamentarische Verfassung zu gewinnen suchen.

(Welch ein Widersinn! eine parlamentarische Verfassung gehandhabt von dieser Partei! das wäre eine saubere Bescheerung!)

Viel hin und her gestritten. Röpell wird nachdenklich. Vincke glaubt, wir hätten denn doch Eindruck auf ihn gemacht; er werde einlenken. Ich zweifle daran.

Mit Vincke allein. — Erzählt vom Feldzeugmeister Haynau, den er vom Lager bei Turas her persönlich kannte. — Hat ihn nach seinen Thaten in Italien und Ungarn in Homburg wieder gesehen. — Haynau pflegte seinen wunderlich langen und dünnen Schnurbart mit der größten Sorgfalt, ging von Kopf zu Fuß in Nankin gekleidet, und spielte leidenschaftlich. — Erzählte: er habe immer das Bewußtsein in sich getragen, daß er eine bedeutende Rolle in der Welt spielen werde — „wenn nur eine Gelegenheit ist, wollen schon eine Rolle spielen." 1848 war er als Divisionär in Temesvar (nicht in Slavonien?), wollte nach Italien, wo er seine Stelle glaubte, verlangte Urlaub dorthin; den mußte ihm der Commandirende geben, „sonst setzte ich den Kerl ab" — der zur Partei der Ungarn neigte (Hrabowsky?). So kömmt Haynau ungerufen, zu Radetzky's unerfreulicher Ueberraschung als Volontär nach Italien, wo er „als

halber Deserteur“ allen im Wege ist; man macht ihn zum Commandanten von Verona, das ist ihm nicht recht, natürlich, aber schadet nichts! — Er sieht vom Thurm der Schlacht von Custozza zu — proclamirt auf seine eigene Hand das Kriegsrecht in Verona — läßt Geschütze in den Straßen auffahren — läßt nur zwei Bataillone zurück — marschirt mit der übrigen Besatzung hinaus in das Feld, und entscheidet die Schlacht.

Es war nicht leicht 1849 für das Commando in Ungarn jemanden zu finden, denn es standen Hinrichtungen in Aussicht; man mußte einen Mann haben, der davor nicht zurück bebte. — Haynau hatte keinerlei Bedenken, war zu Allem bereit, aber er machte seine Bedingungen: er forderte den Feldmarschallstab und Geld; man versprach ihm beides. — Nach dem Siege ließ Haynau hängen und erschießen; der Lohn aber blieb aus; die österreichische Regierung wollte den schmutzigen Abenteurer wohl benützen, aber sie trug Bedenken ihn auf das Höchste zu ehren; — Haynau nahm Urlaub und kam nach Wien seinen Lohn zu erzwingen. — Den Feldmarschallstab gab er auf; um so entschiedener verlangte er sein wohl verdientes Geld — zwei Mill. Gulden in Zwanzigern. — Nach langem Hin- und Herhandeln bewilligte Kaiser Franz Joseph die Summe, aber nicht für Haynau allein, sondern in 5 Antheilen; nämlich Radetzky bekam 400,000 Gulden; Windischgrätz 400,000; Jellacic 400,000; Haynau 400,000; Welden und Schlick bekamen jeder einen halben Antheil von 200,000. — Haynau ärgerte sich, daß er so spärlich abgefunden war, ging nach Ofen zurück, und ließ die sämmtlichen Majestäts-Verbrecher, die noch gehangen werden sollten, ohne Weiteres frei! —

Folgenden Tags fand eine die fernere Haltung der Preuß. Jahrbücher betreffende Besprechung statt, an welcher außer Bernhardi, Röpell und Vincke auch noch Mommsen und Milde Theil nahmen, der erstere Anhänger der vorgeschrittenen Anschauungen Röpells, der letztere wesentlich mit Bernhardi einverstanden. Man kam überein, nach Möglichkeit zusammenzuwirken und beiderseits Schroffheiten zu vermeiden, Bernhardi behielt indessen den Eindruck, daß die Haltung der Preuß. Jahrb. wesentlich die bisherige, von ihm mißbilligte bleiben werde. — Wenig später

reiste Bernhardi nach Berlin ab, wo er längeren und in vielfacher Rücksicht interessanten Aufenthalt nahm.

In Berlin: Frühjahr 1858. — Zustände während der Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen.

21. März. Auf 8 Uhr Abends zur Prinzessin von Preußen beschieden. — R. Auerswald sagt mir, daß ihre Soiréestunde 9 Uhr sei. Also Privataudienz. Ich erscheine pünktlich und werde von der Gräfin Haacke empfangen.

Sie führt mich in das Cabinet der Prinzessin — diese erscheint — sie sieht sehr leidend aus; man weiß auch, daß sie leidet. — Vielleicht kommen Seelenleiden hinzu, da ihr die gegenwärtige Lage vollkommen unerträglich sein muß. — Gräfin Haacke bleibt natürlich anwesend, als stumme Figurantin und garde d'honneur auf einem Nebensopha.

Die Prinzessin von Preußen hat in der Stimme und in der Art zu sprechen eine sehr auffallende Aehnlichkeit mit ihrem Bruder, dem Großherzog von Weimar. — Sie sagt, sie habe lange gewünscht, mich auch persönlich kennen zu lernen, nachdem sie mich schon durch mein Werk kenne u. s. w.

Im Uebrigen spricht sie vorzugsweise von Rußland, von dem Beginnen Alexanders II., von den Reformen; ob der Kaiser wohlgethan habe, darauf einzugehen, ob er durchdringen — was sich daraus ergeben werde? — Ich sage: man beurtheilt im Allgemeinen seine Lage und die Verhältnisse nicht ganz richtig, da man von den Reformbestrebungen spricht, als seien sie Sachen freier Wahl des Kaisers — fast eine Sache der Liebhaberei — als hätte er ebenso gut Alles beim Alten lassen können, während er in der That keine Wahl hat, und die Bahn der Reformen unbedingter Nothwendigkeit einschlägt. — Schildere die beiden zwingenden Elemente, den zerrütteten Zustand, in dem Kaiser Nikolaus die Finanzen des Reiches hinterlassen hat, und die wachsende Ungeduld, mit der die Bevölkerung zum Theil die

Leibeigenschaft kaum mehr erträgt. — Ob es zweckmäßig war oder nicht „an dem Bestehenden zu rütteln", sei gar nicht die Frage; das Bestehende war vielmehr in keiner Weise mehr zu halten.

Auf weitere Fragen suche ich dann die ungemeine Schwierigkeit der Aufgabe — der Bauernemancipation — zu schildern, und klar zu machen, worin sie liegt. Um sie zu lösen, stehen dem Kaiser, als Werkzeuge, nur unzuverlässige Unredlichkeit und Unfähigkeit zur Seite; und überall steht ihm der entschiedene böse Wille gegenüber. „Aber wird es dem Kaiser gelingen? — wird er durchdringen?" — Das ist schwer zu sagen! Mit Bestimmtheit kann man nur sagen, daß jetzt die wirkliche Geschichte Rußlands begonnen hat; das Rad ist jetzt im Rollen, und keine Macht auf Erden vermag jetzt mehr es aufzuhalten. — Uebrigens scheint mir die Aufhebung der Leibeigenschaft in sehr unheilvoller Weise eingeleitet; ich fürchte gar sehr, es wird etwas vollkommen Ungenügendes — etwas Nominales geschehen. — Die Prinzessin fragt, wie denn nach meiner Meinung hätte vorgegangen werden sollen. Der Bauer hätte zunächst noch viel fester an die Scholle gebunden werden müssen als bisher. — Ausscheiden bestimmt begrenzter Bauernhöfe aus der bisher in communistischer Weise als ein Ganzes benutzten Dorfflur — Uebertragung der Verpflichtungen des Leibeigenen, die bisher auf seinem Kopf ruhen, auf den Grund und Boden — Verwandlung der persönlichen Hörigkeit in eine dingliche — und Normirung der Leistungen eines jeden einzelnen Bauernhofes, anstatt daß sie jetzt ganz von der Willkür des Herrn abhängen —: das hätten die ersten Schritte sein müssen. Dann hätte sich später durch Ablösungen u. s. w. ein freier Bauernstand bilden können.

23. März. Zu Hause. Tassillo Heydebrand bei mir. Er geht nach Baden, um die Zeit bis zur Abreise nach Brasilien in Gesellschaft seiner Braut zu verleben. — Das gewöhnliche, nur einigermaßen vertraute Gespräch dreht sich jetzt um die unglückliche Lage, in die hier Alles versetzt ist. T. Heydebrand ist Diplomat und geht darauf mit herkömmlicher Vorsicht und Discretion nur wenig ein.

Leite das Gespräch auf die gegenwärtige Lage; spreche von den Manteuffels. — T. Heydebrand meint, von den dreien, die an der

Spitze der Geschäfte stehen, habe der Flügeladjutant am meisten Verstand. — Das mag sein, doch wundert mich dies und jenes, z. B. daß er zur Zeit der Krisis von 1854, während seiner Mission in Wien, seine Briefe an den König, die er nicht der österreichischen Post anvertrauen wollte, wie ich selbst gesehen habe, durch die russische Gesandtschaft bestellen ließ; durch russische Couriere, die sie auf dem ersten preußischen Postamt abgeben mußten, das sie im Vorbeireisen berührten. T. Heydebrand heftet einen bedeutenden Blick auf mich, und sagt: „Manteuffel schrieb seine Depeschen am Tisch des russischen Gesandten." — Als fanatischer Russenfreund hatte er sich mit Absicht und Willen ganz unter den Einfluß der russischen Diplomatie gestellt und handelte zu Wien nach den Verhaltungsbefehlen, die sie ihm gab.

24. März. Diner bei der Prinzessin von Preußen (um 5 Uhr). — Wie ich in den Empfangssaal trete, sehe ich unter den versammelten Herren unseren Nachbar Küster-Lomnitz; mir sehr angenehm; rede ihn sogleich an, unterbreche sein Gespräch mit einem bejahrten General, und bitte, mich dem Grafen Hermann Pückler vorzustellen. Er stellt mich H. Pückler vor — dem Grafen Karl Goltz — dem Obersten Alvensleben. — Ein ältlicher Herr, von der Infanterie, v. Selasynski, der sehr viel ältere Bruder des Obersten Selasynski — läßt sich mir vorstellen und zeigt sich überaus zuvorkommend, sagt mir Schönes über mein Werk. — Außerdem ist da Präsident Mathis (Abgeordneter) — und einige Herren, die ich nicht weiter kennen lerne, General Vogel v. Falckenstein — Graf Skorzewski — und der Maler Henselt, Vicedirektor der Akademie der Künste. — Von Damen außer der Gräfin Haacke nur noch die zweite Hofdame der Prinzessin von Preußen, Gräfin Louise Oriolla, die schön indeed gewesen sein muß. Lasse mich natürlich auch ihr vorstellen. Henselt zeichnet sich dadurch aus, daß er seinen Hut im Vorzimmer gelassen hat, und ohne Hut, die Hände buchstäblich auf dem Rücken, da herumwandelt.

Die Prinzessin tritt ein, entschuldigt den Prinzen, der nicht erscheint, weil er nicht Treppen steigen kann — fragt Henselt, der eben aus Weimar zurückgekehrt ist, wie sich ihre Mutter befindet. — Henselt gibt mit überaus großem Nachdruck Auskunft und versichert,

daß sich in Weimar Alles vollkommen wohl befinde. — Vogel-Falckenstein leitet hier die Glasmalereien, muß ihr etwas besorgt haben, sie sagt ihm Verbindlichkeiten darüber.

Die Prinzessin macht uns auf ein Sophakissen aufmerksam, das man ihr geschickt hat; darauf ein gewebtes Porträt Alexander Humboldts, das als Gewebe wirklich zu bewundern ist. — Prinzessin fragt mich, auf diese Veranlassung, ob ich Humboldt schon besucht habe? — Ich muß es verneinen — ich solle ihn doch ja besuchen, das werde ihm gewiß Freude machen. Ohnehin wisse man nicht, wie lange wir ihn noch haben; sie sieht mit Trauer seine körperliche Schwäche, wie sein Leben nur noch an einem Faden hängt — bewundert die Emsigkeit, mit der er arbeitet, um seine wissenschaftlichen Werke noch zu vollenden.

Das Diner eigentlich einfach — besonders ist da kein Aufwand mit vielen und kostbaren Weinen — und das finde ich sehr passend; Tafelluxus ist der gröbste und gehört zum wenigsten in das Haus eines Königs. — Generale Selasynski und Vogel-Falckenstein sind bei Tisch Nachbarn der Prinzessin. Küster und Henselt ihr vis-à-vis. Sie spricht von der projectirten Kölner Brücke, deren Bau gar nicht nach ihrem Sinne ist; da die Brücke hoch über dem Wasser liegen soll, wird sie den Eindruck beeinträchtigen, den Köln, den besonders der Dom von dieser Seite macht.

Meine Nachbarn sind Präsident Mathis und Graf Karl Goltz. Dieser gibt sich als Freimaurer zu erkennen, und spottet über die Pietisten; das ist also der Ton. — Neben ihm sitzt Oberst Alvensleben; der spricht viel mit mir, — was dadurch möglich wird, daß wir drei an einer Ecke sitzen — zeigt sich vielseitig wissenschaftlich gebildet — hat sich mit Geologie und Geognosie beschäftigt — es wird erwähnt, daß das Krystall, welches die kaiserlichen Glashütten in Petersburg fabriciren, immer etwas trübe ist. — Oberst Alvensleben hat den Sand, der dort verbraucht wird, mikroskopisch untersucht und gefunden, daß er zur größeren Hälfte aus Kalkkrystallen besteht.

O. Alvensleben spricht mir auch von meinem Werk, und zwar mit Einsicht. Ihn beschäftigt der Gedanke, ein großer Theil alles Unheils im Kriege rühre daher, daß der Heerbefehl nicht gut geordnet sei, und die Hauptquartiere keine feste

Organisation haben, die Geschäfte nicht in einer bestimmten Weise betrieben werden, sondern Jeder über Alles und Jedes befragt wird und in Alles drein redet. — (Das mag er 1849 in Baden gesehen haben.) — Napoleons Ueberlegenheit lag zum Theil auch in dem fest und sicher geordneten Gang der Dinge in seinem Hauptquartier. Mein Werk hat großen Werth für ihn, weil gerade diese Verhältnisse sehr klar darin hervortreten.

Nach Tisch hat die Prinzessin noch ein längeres Gespräch à part am Kamin mit dem Präsidenten Mathis — ich bin der Letzte, mit dem sie spricht, indem sie die Gesellschaft entläßt; sie sagt mir aber nur, daß sie mich noch sehen werde.

26. März. R. Auerswald kommt zu mir. Er gibt mir Recht darin, daß die bloße leidenschaftliche Opposition der Herren Professoren, die von der Feindseligkeit gegen die Regierung ausgeht, zu Unheil oder zu gar nichts führt; auch er will bestimmte Zwecke, will gern in Nebensachen nachgeben, wenn sie nur im Wesentlichen erreicht werden — erklärt, daß man sich auf das Mögliche und Erreichbare beschränken müsse, wenn man etwas erreichen will, und daß die Aufgabe, welche die Linke sich stellt, sein müsse: die reactionäre Partei zu bekämpfen, die Regierung aber für sich zu gewinnen. — Seinen Grundsätzen gemäß schließt R. Auerswald sich auch, wie er mir jetzt sagt, aus Grundsatz keiner bestimmten Fraction der Linken entschieden und bestimmt an, verpflichtet sich gegen keine unter allen Bedingungen mit ihr zu stimmen, obgleich er mit allen gut steht, von allen zu Rathe gezogen wird und den Berathungen aller gelegentlich beiwohnt. (NB. R. Auerswald rechnet, wenn ich ihn nicht sehr falsch beurtheile, doch mit einer gewissen Bestimmtheit auf die Premierschaft im Ministerium; gerade diese Haltung, die er sich über den Parteien, wenigstens über den Fractionen zu verschaffen sucht, beweist es mir; sie kann nur diesen Sinn haben.)

Er sagt: das constitutionelle Leben, wie es die Doctrinärs auffassen, daß zwei große Parteien einander gegenüberstehen, von denen jedesmal die eine Regierung, die andere Opposition ist, und diejenige, die eben am Regiment ist, sobald sie sich im Parlament überstimmt

sieht, zurücktritt und durch die andere abgelöst wird —: das werde bei uns noch lange nicht sein.

In meinen Augen ist nichts wunderlicher als die fabelhafte Naivetät, mit der unsere Doctrinärs glauben, man könne solche Zustände dadurch in das Leben rufen, daß man ohne Weiteres voraussetzt, sie seien da!

Graf Brünneck besucht mich. Er erzählt: Als Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, sagte Alexander Humboldt zu ihm: „Wir hatten in dem verstorbenen Herrn einen König, der gar keine Phantasie hatte; wie wäre es, wenn wir nun einen König bekämen, der nur Phantasie hat!" Er gedenkt gern der guten Eigenschaften, die Friedrich Wilhelm III. hatte; der sei denn doch immer noch ein ganz anderer Mann gewesen. — 1807 nach dem Frieden trat zu Königsberg ein Schauspieler mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf (das er wohl in seiner Rolle nöthig achtete) — Offiziere (preußische) erhoben einen solchen Lärm darüber im Hause, daß der Schauspieler sich zurückziehen mußte. — Napoleon, der das erfuhr, verlangte die Auslieferung dieser Offiziere (um sie durch ein französisches Kriegsgericht erschießen zu lassen); er fügte die Drohung hinzu, für den Fall, daß sie verweigert würde, habe Davoust den Befehl, sofort nach Königsberg vorzurücken, und der preußischen Monarchie ein Ende zu machen. — Der König verlangte das schriftliche Gutachten der Minister, was nun zu thun sei? Alle, oder fast alle, stimmten für die Auslieferung. Schön, als das Blatt an ihn kam, schrieb darauf: „ist die Ehre verloren, ist auch die Krone nichts mehr werth." — Der König stand, nachdem er diese Gutachten erhalten hatte, lange sinnend in einer Fenstervertiefung, wie seine Gewohnheit war, die Schulter an die Mauer gelehnt, das eine Knie auf einem Stuhl, und erklärte endlich, er werde die Offiziere nicht ausliefern; Napoleons Drohung aber ging nicht in Erfüllung. — Seitdem hatte der König einen gewissen Respect vor Schön, so wenig ihm dieser sonst als Neuerer, als Mann von überlegenem Geist, als Theoretiker genehm war. Und wenn die reactionäre Partei gegen Schön agitirte, sagte der König: „ist ein Poet u. s. w., aber doch ein ehrlicher Mann."

Von den drei Manteuffels hält auch Brünneck den Flügeladjutanten für den gefährlichsten. Das Unheil und die Gefahr der gegenwärtigen Lage sieht auch er darin, daß der Prinz von Preußen sich an die Persönlichkeiten, die ihn jetzt umgeben, an ihre Ansichten und Maßregeln gewöhnt und in ein Geleise geräth, in dem er dann durch die Macht der Gewohnheit festgehalten wird.

Ich frage: Was wird, wenn die europäische Krisis, die wir alle herannahen sehen, uns in dem jetzigen leidigen schwankenden und unfertigen Zustand betrifft? O, dann macht sich Alles von selbst, meint Brünneck; dann führt unsere Regierung ohne Weiteres die nöthige Schwenkung aus, man läßt die unpopulären Leute und Maßregeln fallen und lenkt in andere Gebiete ein. — Das sagt R. Auerswald auch, aber es ist nach meiner Meinung ein herzlich schlechter Trost, wenn das Wünschenswerthe unter dem Druck einer europäischen Krisis geschieht. Soll man denn die Völker von Neuem in dem Glauben bestätigen, daß die Regierungen der Vernunft und Billigkeit nie etwas zugestehen — daß sie das Rechte nur unter dem Druck revolutionärer Bewegungen, nur aus Furcht gewähren; daß man ihnen alles Wünschenswerthe mit Gewalt abringen und dann mit Mißtrauen vor ihnen wahren muß? Ist das der Weg die Verhältnisse zwischen Fürst und Volk so zu pflegen, wie wir es wünschen, um für die Zukunft sichere und befriedigende Zustände zu gründen?

Ich wünsche im Gegentheil sehnlichst, daß die herannahende Krisis bei uns gesündere Zustände im Inneren trifft! Was müßte uns dann Alles zufallen!

27. März. Abendgesellschaft bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm im Schloß, dessen innere Räume ich zum ersten Male betrete. — Finde Anstalten zu einer größeren Soirée, als ich erwartet hatte. — Eine Gesellschaft von 30—40 Personen, — den Major v. Heinz, durch den ich mich dem Hofmarschall Gr. Wilhelm Perponcher vorstellen lasse. — Ich bemerke da den Prinzen Albrecht (Sohn) — Karl Goltz — Boyen. Adjutant Hauptmann v. Schweinitz — Witzleben, den ich ci-devant als Garde-du-Corps gesehen und gekannt habe, jetzt Commandeur des zweiten Garde-Ulanenregiments. — Der Maler Henselt — ein Professor der Universität — Offiziere und Johanniter-

ritter. Eine Menge Damen; ich werde nur der Gräfin Perponcher vorgestellt, die älter scheint als ihr Gemahl, und einer Comtesse Lynar, die Hofdame der jungen Prinzessin ist.

Glücklicherweise finde ich auch hier einen näheren Bekannten: Tassilo Heydebrand; ein sehr erwünschter Anhaltspunkt.

Das fürstliche Paar erscheint und macht seine Tournée. Perponcher versäumt es bei dieser Gelegenheit, T. Heydebrand und mich vorzustellen.

Die Prinzessin Victoria ist klein und etwas stark. Auch die Züge sind nicht regelmäßig; ein derbes frisches und rundes Gesichtchen, aber sehr schöne große dunkle Augen und ein wirklich reizendes Lächeln. Ich bin überzeugt, daß sie nach ihrem ersten Wochenbett sehr hübsch wird. Sie ist eine gesunde, frühreife Natur, die ihre eigene Vollendung erlangt, indem sie Mutter wird.

Der Prinz bietet mir die Hand und sagt: „Wir haben uns nicht gesehen, seitdem ich Ihr Haus in Kunnersdorf illuminirt gesehen habe" — kurzes Gespräch darüber; Moltke hat ihn orientirt, das Haus auf der kleinen Anhöhe im Gebüsch müsse wohl das meinige sein.

Die Prinzessin von Preußen kommt. Das junge Paar geht ihr bis in das erste Zimmer entgegen. Um der Gesellschaft ein gewisse Haltung zu geben, ist der Abend angeblich einem kleinen Concert gewidmet, d. h. Hans v. Bülow (weimarischen Andenkens, jetzt Franz Liszts Schwiegersohn) spielte am Flügel mehrere Virtuosenstücke; kein Mensch hörte zu oder gab sich auch nur das Ansehen zuzuhören! Die Damen an mehreren Tischen blätterten nebenher in Prof. Henselts Portefeuilles, und vielfach kreuzten sich die Conversationen.

Prinz Friedrich Wilhelm setzte sich während dieses Spiels eine Zeit lang neben mich und verlangte Auskunft über die Bauernemancipation in Rußland. Gr. W. Perponcher suchte ein längeres Gespräch mit mir, das sich auch um russische Zustände drehte (er suchte es wohl nur, weil es seine Pflicht ist, die Honneurs zu machen, und Niemanden isolirt zu lassen). T. Heydebrand, der, seit längerer Zeit zu Gesandtschaften verwendet, beinahe noch fremder ist als ich in Berlin, hält sich zu mir.

Souper an kleinen Tischchen, in demselben Saal, in welchem das Concert ist. Der Prinz nimmt mich an den Tisch, an dem er persönlich präsidirt; da sind noch Obrist-Lieutenant Witzleben und vier Damen. Ich sitze zwischen Comtesse Louise Oriolla und einer anderen Dame. Der Prinz zeigt den Damen ein zweites Porträt seiner Gemahlin, das er an der Uhr trägt. Sie hat sich unmittelbar vor der Trauung im Brautstaat für ihn photographiren lassen.

Nach dem Souper, im Cercle, sagt der Prinz Friedrich Wilhelm zu mir: „Nun! Sie reisen noch nicht ab, ich nehme noch nicht Abschied von Ihnen!" und spricht dann mit T. Heydebrand, der neben mir steht. Jetzt erst werden wir beide der Prinzessin Victoria vorgestellt, erst T. Heydebrand, dann ich.

Die Prinzessin ist von der einnehmendsten Liebenswürdigkeit, sieht einen mit ihren dunklen Augen gar gut und zutraulich an, lächelt angenehm, spricht sehr gut deutsch und plaudert in kindlicher Weise ganz allerliebst.

„Der Prinz kennt Sie sehr gut aus Schlesien, das weiß ich schon," sagt sie mir. Sie wünscht sehr, Schlesien zu sehen, denn sie hat noch sehr wenig von ihrem neuen Vaterlande gesehen, und überhaupt noch sehr wenig von der Welt und vom „Continent"; sie ist vor ihrer Verheirathung nur einmal einen Tag in Brüssel gewesen und zwei Tage in Paris — das ist doch sehr wenig. „Der Prinz" hat ihr auch versprochen, sie noch in diesem Jahre nach Schlesien zu führen; aber wer weiß, ob es geschehen wird: „mit Damen ist immer sehr beschwerlich zu reisen! Die sind überall im Wege!" Das macht so viel Umstände — sie möchte am liebsten ohne alle Weitläufigkeiten, „mit dem Kästchen am Arm" mitreisen.

Sie plaudert — anders kann man es nicht nennen — so allerliebst, kindlich und offen, daß man Fragen an sie richten kann. Ich erlaube mir die Frage, wie es ihr gefällt in unserem Lande? Sie antwortet mit sichtlicher Bewegung, indem sie unwillkürlich die Hände vor die Brust faltet, und versichert lebhaft, daß sie sich unendlich glücklich fühlt hier bei uns, spricht dankbar von der herzlichen Aufnahme, die sie überall im Lande gefunden, und schließt mit den Worten: „ich bin stolz darauf, diesem Lande anzugehören!"

— Ich erwidere darauf, daß dies unser Glück und unser Stolz ist. So werde ich entlassen. Man fühlt ein väterliches Wohlwollen für dies liebenswürdige Wesen.

6. April. Varnhagen und Pfuel gedenken der Zeit, wo sie in österreichischen Diensten zusammen in Prag waren. — Varnhagen in einem Regiment mit dem nachmals berühmten Feldzeugmeister Haynau. — Haynau hatte viel Schulden — kein Geld — war in einer sehr üblen, bedrängten Lage. Da nahm er auf vierzehn Tage Urlaub nach Dresden (anno 1810—11). — Aus Dresden zurückgekehrt, hatte dann Haynau Geld vollauf, bezahlte seine Schulden und machte großen Aufwand. — Bald darauf ließ der Regiments-Commandeur, Fürst Bentheim, Varnhagen zu sich rufen und eröffnete ihm, es seien Anzeigen gegen ihn eingelaufen, daß er mit deutschen Patrioten in Verbindung stehe und correspondire; er solle vorsichtig sein. — Als er sich entfernen wollte, rief ihn Bentheim noch einmal zurück und sagte halblaut: „Besonders seien sie vorsichtig, wenn der Hauptmann Baron Haynau dabei ist.“ — Es bleibt kein Zweifel! — Haynau stand mit der napoleonischen Polizei in Verbindung und wurde von ihr bezahlt!

7. April. Zeitungen bei Kranzler. Lese pour la curiosité du fait den Nord, diese von Rußland gegründete und vom russischen Staatsrath Poggenpohl redigirte Zeitung und erstaune: welch' stupider Haß gegen England und welche elende Kriecherei vor Napoleon III.! Das übersteigt alle Begriffe! Paul Rennenkampff, mit dem ich nachher davon spreche, zieht stillschweigend ein Briefchen aus seiner Brusttasche und giebt es mir. Es ist von dem bekannten Crétineau-Joly: „Que dites-vous de notre nourrisson (le Nord)? comme on nous l'a changé en nourrice! Le Nord subventionné par Napoléon III.!“ Was doch Alles für Geld zu haben ist. W., mit dem ich esse, erzählt, wie sein Regiments-Commandeur im Katherinoslaw'schen Kürassier-Regiment die silbernen Trompeten des Regiments stahl, um seiner Geliebten ein Service daraus machen zu lassen. Auch von den silbernen Pauken wurde ein Rand, eine Hand breit abgeschnitten, wodurch sie sehr flach wurden.

8. April. Saucken besucht. Er ist ein Mensch von ganz

eigenthümlichem Charakter; wahrhaft verehrungswürdig. Er ist ein sehr weicher, empfänglicher Gefühlsmensch. Solche Leute pflegen schwach zu sein, bestimmbar, vom Augenblick abhängig. Saucken aber verbindet mit dieser Weichheit des Gefühls einen felsenfesten Charakter. Sein Fehler wäre eher Unbeugsamkeit.

Von unserer gegenwärtigen traurigen Lage gesprochen. Er erzählt: Die Königin hatte im vergangenen Herbst einmal gänzlich den Muth verloren, und wollte den König bewegen abzudanken. Uhden, Gröben und Gerlach haben ihr das wieder ausgeredet.

Das Bestreben der herrschenden Partei geht jetzt dahin, den Prinzen von Preußen zu isoliren, ihn mehr und mehr von allen seinen Freunden und Anhängern zu trennen, ganz mit den Leuten der conservativen Partei zu umgeben, und das gelingt zum Theil, weil der Prinz aus Pietät gegen seinen Bruder gewähren läßt. Besonders geht das Bestreben dahin, ihn von seiner Gemahlin zu entfernen und ihrem Einfluß zu entziehen.

Wir sprechen auch von der nahenden europäischen Krisis.

9. April. Diner bei dem Legationsrath Gruner (Schifferstraße Nr. 6). — Ich war eigentlich überrascht durch die Einladung, da ich Gruner im Ganzen doch wenig kenne. — Werde seiner Frau vorgestellt — finde da den trefflichen Saucken — den Präsidenten Lette — Legationsrath Hepke — und den Historiker Max Duncker als Hauptperson. — Der Minister Raumer hat ihn richtig aus Preußen vertrieben. Er ist jetzt Ordinarius in Tübingen, zum Besuch bei Verwandten hier.

Nach Tisch kommt die erhöhte Besteuerung des Runkelrübenzuckers zur Sprache; Max Duncker bringt sie mit Absicht auf das Tapet. Er meint, der Vertrag müsse nicht allein durch unser Parlament gutgeheißen werden, sondern auch die liberale Partei, die Opposition, und zwar namentlich diese Partei, müsse dafür stimmen. Er sucht die Leute dazu zu bewegen. Es sei das für Preußens Stellung im Zollverein, in Deutschland überhaupt eine sehr wichtige Frage, so daß die Finanzfrage darüber zur Nebensache werde. Fällt der Vertrag durch ein Votum unseres Parlaments, dann sagt Oesterreich natürlich gleich allen deutschen Kleinstaaten: „Seht Ihr's! auf

Preußen ist kein Verlaß; auf die Versprechung der preußischen Regierung ist nicht zu rechnen, die hängt von den Ständen ab! — Schließt Euch mir an; was ich verspreche, darauf könnt Ihr sicher bauen, denn ich brauche keine Stände zu fragen." Preußens Ansehen werde dadurch auf die bedenklichste Weise sinken.

Ich unterstütze ihn nach Kräften; Lette will sich nicht fügen; er hält an „Prinzipien" in doctrinärer Weise, will das parlamentarische Prinzip und die staatswissenschaftlichen Grundlehren in aller Schärfe gewahrt wissen und fragt wiederholt: „Was haben wir, die Consumenten, denn davon, wenn die Rübensteuer erhöht wird? Das Interesse der Consumenten muß doch maßgebend sein — und was gewinnen wir dabei?" — „Wir gewinnen dabei, daß wir der Regierung ein jährliches Einkommen von 700,000 Thalern zur Verfügung stellen, das wir nicht auf andere, drückendere Weise aufzubringen brauchen," anworte ich, und Max Duncker ruft mir ein „Bravo!" zu.

Lette kommt auf Manches zurück, das ich ihm neulich auf Veranlassung der „Preuß. Jahrb." gesagt habe; darüber, daß man mit abstracter Prinzipienreiterei im wirklichen Leben nicht weit kommt — daß man das Mögliche wollen muß — daß man auf Umstände und Persönlichkeiten Rücksicht nehmen — daß man suchen muß, die regierenden Persönlichkeiten für sich zu gewinnen und sich ihrer zu bemächtigen. — Er habe viel darüber nachgedacht; es möge viel Wahres darin sein. — „Ja," sage ich bestätigend: „die Persönlichkeiten sind die Schachfiguren, mit denen Sie Ihre Partie spielen müssen."

10. April. Diner im Hôtel de Petersburg, zu welchem Saucken die Veranlassung gegeben hat. — In ganz hübschen, besonderen Räumen natürlich. — Festgeber sind eine Anzahl Abgeordnete: die Fraction Schwerin, und zwar: Graf Schwerin (Putzar) selbst — Saucken — R. Auerswald — Präsident Wentzel — Präsident Lette — Geh. Rath Kühne (der Finanzmann) — Herr v. Hennig — Harkort und noch ein paar Andere. — Eingeladen als Hauptperson und Löwe Max Duncker, dem zu Ehren das Festmahl eigentlich veranstaltet ist — und als Umgebung und Neben-Ehrengäste einige

Historiker, nämlich Mommsen, Sybel, Gneist und ich — denn mich rechnet man mit in diese Classe, wie mir erst im Lauf der Sache klar wird. — Unter den Festgebern war auch der bekannte Herr v. Patow.

Mein Platz ist zwischen Gneist und Lette. — Gneist räth mir, mich des Archivs wegen persönlich an den Ministerpräsidenten Manteuffel zu wenden. Das werde gar keine Schwierigkeiten haben, denn Manteuffel setze etwas darein, sehr zugänglich zu sein.

Graf Schwerin erhebt sich und hält eine sehr hübsche Rede. Er ging davon aus, daß die Gründung politischer Freiheit und Größe ein mühsames Werk sei, mit dessen Vollendung es nicht so schnell gehen könne, wie der Unerfahrene wohl meine. Menschenalter müßten darüber hingehen, ehe der Bau vollendet dastehe; in dem Laufe eines Menschenalters, in der Gegenwart, könne immer nur wenig geschehen, ihn zu fördern. Das Beste zur Sache thäten Diejenigen, die auf Geist und Charakter der heranwachsenden Geschlechter wirkten, und diese für eine größere Zukunft bildeten, indem sie ihnen das Verständniß der Geschichte eröffneten, er schloß mit einem so motivirten Hoch! auf die Pfleger und Lehrer der Geschichte unter uns!

Ich wollte mich dem Theil der Gesellschaft anschließen, der diesen Toast ausbrachte, aber M. Duncker rief mir zu: „Nein! nein! Sie gehören zu uns! Sie gehören zu uns!“ — und Graf Schwerin sagte mir denn auch, in einigen verbindlichen Worten, daß ich allerdings gemeint sei, gleich den anderen Herren.

Auch Max Duncker's Antwort, die bald folgte, war ebenfalls sehr hübsch. Der Anfang erinnerte, ohne Zweifel mit Absicht, an einen bekannten Spruch des Sallust; er ging nämlich von dem Satz aus, daß „Geschichte machen zu allen Zeiten mit Recht für ein höheres Streben gegolten habe, als Geschichte schreiben“, daß dann aber auch die Männer der That und des öffentlichen Lebens uns erst gelehrt haben, Geschichte schreiben, indem das regere politische Leben der Gegenwart uns erst gelehrt habe, die politischen Strömungen der Vergangenheit zu verstehen: so führte seine Rede zu einem Hoch! auf die Männer der That und des öffentlichen Lebens!

Die ganze Gesellschaft fühlt sich auf das angenehmste angeregt.

— Mommsen bearbeitet Rudolf Auerswald, der zwischen ihm und Gneist sitzt, mit Leidenschaftlichkeit. — R. Auerswald solle im Haus der Abgeordneten auf die Einführung einer Regentschaft dringen — ausdrücklich und bestimmt! — Das wäre so ziemlich der allergrößte Fehler, welchen die liberale Partei in diesem Augenblick begehen könnte, und Jeder, der die Persönlichkeiten und die Situation nur einigermaßen kennt, muß es einsehen. — Da die Reaction alle Anstrengungen macht, den Prinzen von Preußen für sich zu gewinnen, ihn loszulösen von den Beziehungen, in denen er zu den Liberalen steht, muß die Linke vor allen Dingen vermeiden, ihn vor den Kopf zu stoßen, ihn persönlich zu verletzen und zugänglich zu machen für das, was die Rechte ihm von der antidynastischen, revolutionären Anmaßlichkeit der Liberalen verdächtigend zuflüstert.

Bei der Pietät für seinen Bruder würde ein solcher Antrag den Prinzen von Preußen auf das Aeußerste beleidigen: er würde darin eine ganz unbefugte Anmaßung sehen, eine ganz unberechtigte Einmischung in die intimsten und heiligsten Angelegenheiten der königlichen Familie, in die sich Niemand einzudrängen hat. — Man würde durch den Antrag in wirksamster Weise der Reaction in die Hände arbeiten. Außerdem aber hat der Prinz gegen Vincke — und ganz gewiß nicht gegen ihn allein — ausdrücklich erklärt, „er werde nicht dulden, daß das Parlament sich in die Regentschafts-Angelegenheiten mischte; wenn die Herren sich da hineinmischen wollen, schicke ich sie nach Hause!" — Es käme also zu einem offenen Bruch zwischen dem Prinzen und der liberalen Partei; was könnte den Junkern erwünschter kommen!

R. Auerswald weicht aus und deutet an, daß ein solcher Antrag zu gar keinem praktischen Ergebniß führen könne. Das weiß Mommsen; der Prinz würde beleidigt, es käme nichts dabei heraus — ja! — Aber Derjenige, der einen solchen Antrag stellte, „stünde groß da vor dem Lande!" sagt der Professor. Als ob man bei solchem Beginnen das Land für sich und etwa eine drohende Stimmung der ganzen Bevölkerung zur Stütze hätte! — Der einzige Erfolg nach dieser Seite wäre eine sehr ungünstige Rückwirkung auf die Wahlen!

Ich konnte nicht umhin, nach Tisch gegen R. Auerswald meine sehr entschiedene Zustimmung auszusprechen.

Ich hatte dann ein sehr gutes Gespräch mit Sybel über Germanistik und deutsche Urverfassung; er billigt meine Ansichten. Da er jetzt in München lebt, kennt er auch unsere Cousine Charlotte Kotzebue und spricht mit der höchsten Anerkennung von ihrem eminenten Geist.

Auch mit dem rheinischen Abgeordneten André gesprochen. Er ist von seinem Vater ausdrücklich zum Franzosen und Republikaner erzogen worden, und überhaupt war in der ganzen Gegend — an der Luxemburger Grenze — die hohe Vorstellung von Frankreich und die Neigung dorthin vorherrschend. Natürlich: es gab wenig Gegenden in Deutschland, wo die feudalen und Unterthänigkeitsverhältnisse in dem Grade drückend gewesen wären, wie dort. — Man war Frankreich dankbar, das die Befreiung von diesen Fesseln gebracht hatte. Sehr anziehend schilderte nun André, wie ihm dennoch nach und nach ein Licht darüber aufgegangen sei, daß die Zukunft der civilisirten Welt nicht eigentlich auf dem romanischen, sondern auf dem germanischen Stamm beruhe, und in diesem wieder Deutschlands Hoffnung auf Preußen.

14. April. Audienz bei der Prinzessin von Preußen. Ganz wie das erste Mal. Die Prinzessin sagt mir zuerst, Vincke habe meinethalben dem Prinzen von Preußen geschrieben, daß ich die Archive zu benützen wünsche. Der Prinz wünsche nun privatim mit mir zu sprechen, ich möge mich deshalb an den Grafen Pückler wenden, um das Nähere zu verabreden. Dann kommt die Prinzessin wieder auf Rußland, die dortigen Zustände und Reformen zurück. — Fragt namentlich, ob denn wirklich die russischen Finanzen in einem bedenklichen Grade zerrüttet, und die Lage auch in dieser Beziehung schwierig sei? — Ich muß das sehr entschieden bejahen, und schildere den Haushalt des Kaisers Nikolaus, und wie der nothwendiger Weise auf einen Punkt führte, auf dem die Staatsmaschine zum Stillstand kommen mußte, und die Nothwendigkeit, auch in dieser Beziehung andere Wege einzuschlagen, nicht länger abzuweisen war. — Füge hinzu, daß die Schwierigkeiten für den Augenblick sehr drückend,

im Vergleich mit den jetzigen Hülfsquellen der russischen Regierung und dem gegenwärtigen Stande des russischen National-Reichthums allerdings sehr groß sind — „im Vergleich mit dem unbelebten Reichthum Rußlands dagegen, mit dem reichen Naturfonds, der noch unbenützt daliegt" — „da sind sie unbedeutend!" ergänzt die Prinzessin.

Sie fragt in Beziehung auf die Unbrauchbarkeit der Beamten und Offiziere; der Kaiser Nikolaus habe doch soviel gethan für die Erziehung, es möge dabei allerdings viel verkehrtes vorgekommen sein, aber ob denn nicht wenigstens ein Theil der jungen Leute in den öffentlichen Anstalten zu einer gewissen Tüchtigkeit herangebildet worden sei? Ich: Das eigentliche Unheil, welches die kaiserlichen Erziehungsanstalten anrichten, liegt nicht darin, daß die jungen Leute da nichts lernen; das wäre verhältnißmäßig ein geringes Uebel, denn Versäumtes läßt sich nachholen: das eigentliche Uebel ist, daß in den jungen Leuten das geistlose, durchaus mechanische Treiben in diesen Anstalten, und durch die ewige Zerstreuung, in der sie durch dies leere Casernen-Leben erhalten werden, die Fähigkeit, etwas zu lernen, von Grund aus für immer vernichtet ist. — Die Prinzessin kömmt darauf zurück, ob denn nicht dennoch ein gewisser Theil der Jugend brauchbar aus diesen Anstalten hervorgehe; z. B. die Hälfte? — Ich muß antworten: nein! — Prinzeß: „Das ist sehr traurig!"

Wir kommen darauf, daß die Lage, in welcher Nikolaus das Reich hinterlassen hat, und der unglückliche Gang des Krieges die Russen veranlaßt, sich jetzt mit schneidender Bitterkeit tadelnd über den Kaiser Nikolaus auszusprechen. — Die Prinzessin findet das sehr ungerecht. — Ich: „E. K. H. haben die Gnade gehabt, einen handschriftlichen Aufsatz von mir zu lesen — E. K. H. wissen, wie ich über den Kaiser Nikolaus und seine Regierung denke. — Dennoch bin ich jetzt schon mehrfach in den Fall gekommen, den Kaiser Nikolaus gegen Russen in Schutz zu nehmen."

Die Prinzessin hat die Erbitterung gegen den Kaiser Nikolaus auch schon wahrgenommen, und obgleich sie persönlich dem Kaiser Nikolaus keineswegs verpflichtet sei, und keine

Pflichten der Pietät gegen ihn zu erfüllen hat, wie sie ziemlich unverblümt zu verstehen giebt, findet sie diese Stimmung ungerecht, und in einer Beziehung wenigstens auch schwer zu erklären; Rußland sei dem Kaiser Nikolaus doch wenigstens für seine Stellung nach Außen zu verpflichtet. Wieviel dabei Verdienst des Kaisers sei, wieviel die Schwäche „der Anderen" dazu beigetragen hat, wolle sie nicht untersuchen: aber die Thatsache läßt sich nicht leugnen, daß Nikolaus dem russischen Reich eine gebietende Stellung in Europa gegeben hat, wie es sie früher nie gehabt hatte. Wie kömmt es, daß die Russen ihm dafür nicht dankbar sind?

Ich: Dünkel und National-Hochmuth erklären da vieles; die Russen halten sich zu einer solchen gebietenden Rolle in Europa berufen und berechtigt; sie glauben, eine solche Stellung sei in der Natur der Dinge begründet, und durch die Verhältnisse ganz von selbst gegeben; der Kaiser Nikolaus hat in ihren Augen nichts dazu gethan; er hat sie nur durch diesen unzeitigen und schlecht eingeleiteten Krieg verdorben.

„Ach so!" sagt die Prinzessin, mit einer gewissen Geringschätzung im Ton der Stimme: „Die Stellung versteht sich von selbst — und er hat — ach!"

Ich komme wiederholt darauf zurück, daß durch die Zerrüttung seiner Finanzen und durch die nothwendig gewordenen Reformen Rußland für den Augenblick gelähmt ist, und darauf angewiesen, sich vorzugsweise mit seinem Inneren zu beschäftigen, — daß aber gerade aus diesen Bestrebungen für die Zukunft eine gewaltige, und wirklich gefährliche Macht hervorgehen kann. Die nächste europäische Krisis wird freilich dadurch einen eigenthümlichen, seit sechzig Jahren ungewohnten Charakter erhalten, daß Rußland entweder gar nicht, oder nur mit großer Zurückhaltung, in secundärer Weise Antheil daran nehmen wird. — Die Prinzessin scheint damit einverstanden, und leugnet auch nicht, daß eine europäische Krisis heranrückt.

Ich: Ich gestehe, daß mich nichts so sehr befremdet als eine Wahrnehmung, die sich mir überall aufdrängt: Daß eine solche europäische Krisis herannaht, das sieht ein jeder; ein jeder spricht von ihr, ein jeder verkündet sie — und dennoch thut niemand etwas, sich

darauf vorzubereiten. — Ein jeder lebt ruhig weiter fort in gewohnter Weise, als ob eben gar nichts wäre, und die Dinge gehen, wie in einem wachen Traum. — Ein jeder spricht von der Krisis, ein jeder sieht sie nahen, und dennoch wird sie Alle vollkommen unvorbereitet überraschen!

Prinzessin: Leider ist es so! — Im Jahre 1848 wurde man auch seltsam überrascht; als sie selbst damals die kommende Krisis vorhersagte, wurde sie verspottet und verlacht. Sie fordert mich auf, über die gegenwärtigen Zustände in Rußland in einer Zeitschrift zu schreiben. —

. . . . . Brandt kündigt mir an, daß er verabredet hat mich heute nach Tisch zu dem General-Adjutanten Gerlach zu führen. — Mir sehr unangenehm! lehne ab! — Brandt sagt darauf, er werde mich entschuldigen, ich sei unwohl geworden u. s. w. —: es ergiebt sich daraus, daß er bereits Tag und Stunde fest verabredet hat mit Gerlach; ich aber will natürlich Brandt nicht compromittiren, der sich in so vielfacher Weise freundschaftlich gegen mich erwiesen hat. Es ergiebt sich aber auch noch ein anderer Grund, meinen Vorsatz zu ändern. Brandt erzählt: Gerlach scherzt, dem Anschein nach gutmüthig, in Wahrheit mit tiefempfundener Bitterkeit darüber, daß er jetzt vernachlässigt ist. Vor kurzem noch habe er nicht zu Athem kommen können vor Besuchen: — jetzt habe er Muße genug u. s. w. — Ich folgere im Stillen: daß ich früher um keinen Preis zu ihm gekommen wäre, weiß Gerlach nicht, kann er nicht wissen —: daß er mich zu denen rechnet, die früher seine Avancen mit Freuden ergriffen hätten, und ihm jetzt aus dem Wege gehen, kann mir nicht erwünscht sein. Ich gehe also hin. —

Brandt hatte mir Rendez-vous gegeben auf dem Wilhelmsplatz, bei der Standsäule Zietens, um 1/2 7 Uhr. — Wir treffen auf die Minute zusammen. — Zu General Gerlach, der am Wilhelmsplatz wohnt. — Gerlach ist ein kleiner dicker Mann, der noch sehr rüstig scheint — ja gar nicht den Eindruck eines alten Mannes macht. Er sagt mir viel Schmeichelhaftes — will nichts davon wissen, daß der König unwohl sei — und da Brandt seltsamer Weise darauf anspielt, daß Gerlach jetzt ein wenig vernachlässigt sei, beginnt dieser sogleich ein anderes Gespräch, wobei ich ihn entschieden unterstütze.

Gerlach theilt mir manches sehr Interessante mit; namentlich über die Periode vom 21.—24. Februar 1814, wie der Gedanke, sich von der Hauptarmee zu trennen, bei Grolmann entstanden ist. — Dann darüber, daß die Oesterreicher während der zweiten Hälfte des Feldzuges immer, und selbst nach dem Treffen bei Bar-sur-Aube noch ein entschiedenes Verlangen zeigten, sich von den Russen und Preußen loszusagen, und ihre ganze Streitmacht bei Dijon zu vereinigen — was den Verbündeten beständig Mißtrauen einflößte.

21. April. Vincke bei mir. Er kommt in seinen Erzählungen auf das Jahr 1848 zurück. Er hat dem Prinzen von Preußen damals zur Flucht verholfen, ihn in die Wohnung des Herrn von Schleinitz gebracht und dort Kleider mit ihm gewechselt; in Vincke's Kleidern ist der Prinz abgereist; Vincke mußte ihm sogar seine Stiefel ohne Sporen abtreten. — Dabei hat Vincke dem Prinzen, dem preußischen Staat, dem deutschen Vaterlande, ja ganz Europa einen Dienst von unberechenbarer Wichtigkeit geleistet. Der Prinz sollte und wollte nach Rußland gehen; so hatte der König bestimmt — und der Prinz nahm es wohl hin als etwas, das sich von selbst verstand? — Vincke hat ihn im letzten Augenblick bewogen, nicht dorthin, sondern nach England zu gehen, und zwar ohne daß er vorher noch einmal mit dem Könige Rücksprache genommen hätte. Vincke mußte nachher dem König den geänderten Entschluß melden.

Saucken kommt ebenfalls und benutzt einen Augenblick, wo wir unbemerkt sind, mir zuzuflüstern: er sei vom Herzog von Coburg-Gotha beauftragt, mich zu diesem einzuladen. Der Herzog läßt mich nicht für eine bestimmte Zeit einladen, aber er läßt mir sagen, wenn mich irgend eine Veranlassung in seine Nähe führt, soll ich ja nicht versäumen, ihn zu besuchen.

Die gegenwärtige Lage besprochen. Der Großherzog von Baden ist hier, und zwar, um auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die von Frankreich aus drohen, und auf die Nothwendigkeit, daß die preußische Regierung eine veränderte und entschiedene Richtung einschlägt, damit man weiß, woran man mit ihr ist, und worauf man zu rechnen hat. Er fügt sogar eine Drohung hinzu: wenn das nicht

geschieht, **wenn der Prinz von Preußen nicht entschieden das Steuer ergreift und in Seinem Sinn regiert**, werde Er, der **Großherzog von Baden**, dem die Gefahr am **nächsten droht**, genöthigt sein, sich **Oesterreich** anzuschließen, weil man in der jetzigen Lage nicht mit Bestimmtheit weiß, was man von Preußen zu erwarten hat, und worauf man rechnen kann.

22. **April.** Auf dem Rückweg von einem Besuch sondert sich Saucken mit mir von den übrigen Bekannten ab und erzählt mir von seiner Reise nach Gotha. Der Herzog hatte da einen kleinen Congreß versammelt, um zu berathen, was in der bevorstehenden Krisis für Deutschland zu thun sein möchte, und wie man sich darauf vorbereiten soll. — Aus dem Süden waren da Max Duncker, Heinrich Gagern, der badensche Präsident Mathy. — In den Berathungen ist beschlossen worden, ohne nachweisbare, greifbare Organisation eine **Verbrüderung Gleichgesinnter** zu **stiften**, die sich womöglich über ganz Deutschland ausbreitet, und überall, durch Wort und Schrift und jedes sonstige ehrenhafte Mittel Einfluß übend, auf **die Einheit Deutschlands hinarbeitet und für Preußen Propaganda macht.** Die Nothwendigkeit der Einheit soll einleuchtend gemacht werden, auf Preußen soll man fortwährend verweisen, als auf den Staat, unter dessen Schutz sie allein möglich ist. — Auf einer Spazierfahrt, als sie beide allein im Wagen waren, sagte Saucken, der im hohen Grade offen ist, er habe gezögert, sich dem Herzog zu nähern, weil er einigermaßen besorgte, hinter dem liberalen Streben des Herzogs verberge sich die Absicht — wie sie ehemals der König von Württemberg hegte — deutscher Kaiser zu werden. — Der Herzog versicherte sehr ehrlich und bestimmt, dem sei nicht so, **er wisse und begreife sehr gut, daß nur ein Fürst, dem eine große Hausmacht zu Gebote steht, Kaiser von Deutschland sein kann.** Er selbst habe keinen anderen Ehrgeiz, als dereinst Pair in einem deutschen Parlament zu sein; das sei die schönste Stellung, die er wünsche. Das Alles giebt mir eine hohe Meinung von dem Herzoge und bestimmt mich, seiner Einladung so bald als möglich zu folgen.

Saucken sagt mir auch, daß Herr von Usedom (ehemals preußischer Gesandter in London und Rom) meine Bekanntschaft wünscht, und führt mich zu ihm (Jägerstraße, ganz in meiner Nähe). Usedom ist ein stattlicher Mann von einigen vierzig Jahren; ein etwas weitläufiger, pedantischer, docirender Herr, der sich gern reden hört. Keine Spur von diplomatischer Leichtlebigkeit, aber gründlich und verständig.

Das allgemeine, unvermeidliche Gespräch über die gegenwärtigen Zustände. — Usedom giebt mir Recht darin, daß man mit dem Prinzen von Preußen vorsichtig umgehen, daß man ihn nicht durch unnütze oppositionelle Haarspalterei und Prinzipien-Reiterei mißtrauisch machen und aufbringen muß, um ihn nicht in das Lager der Reaction hinüberzutreiben.

Wir sprechen davon, wie unglücklich es ist, daß der Prinz sich nicht zu einem energischen, durchgreifenden Entschluß erhebt. Saucken erwähnt beispielsweise des Großherzogs von Baden und dessen, was er von dem Grund seiner Herreise und seinen Drohungen weiß. Usedom bestätigt das Alles als vollkommen richtig; der Großherzog von Baden hat bei einem Hoffeste mit ihm — Usedom — ein längeres Gespräch geführt; seine entschiedene Mißbilligung ausgesprochen, daß man die Dinge hier in ungewisser Schwebe lasse.

Abend bei Usedom. Gesellschaft: Frau von Usedom, Engländerin, geb. Malcolm, wenn ich nicht irre, Tochter des Sir Pulteney Malcolm, Cousine des (älteren) Sir Collin Campbell, der General-Gouverneur von Ceylon war, ayant encore des prétentions de jeunesse; eine Nichte, Miß Clara Campbell, einige zwanzig Jahre, hellblond; Mr. Morier, Sekretär bei der hiesigen englischen Gesandtschaft, ein großer, corpulenter, etwas phlegmatischer Mann von einigen dreißig Jahren, Sohn des Verfassers von Hadjy-Baba; Saucken und ich.

Der Herzog von Coburg-Gotha ist bei dem „Attentat" vom 14. Januar*) Zeuge gewesen und hat darüber Usedom Folgendes erzählt: Der Herzog war schon etwas früher als Napoleon III. im Theater eingetroffen und bereits in der Loge; hört den Lärm, eilt hinaus, erfährt was geschehen ist — und begegnet auf der Treppe

*) Das Attentat des Italieners Orsini gegen Napoleon III. am 14. Januar 1858.

Napoleon III.; dieser war leichenblaß und zitterte dermaßen, daß ihm das Kinn wackelte! — er hatte ganz und gar alle Haltung verloren! — Die Kaiserin Eugenie zeigte bei Weitem mehr Fassung als er, schüttelte ihn am Arm und sagte: „Mais montrez donc que vous n'avez pas peur!" — Wir sprechen darüber, wie sehr ihm die Angst und Haltungslosigkeit, die sich seitdem in allen seinen Handlungen kund giebt, geschadet, und wie sie seinen Thron erschüttert hat.

Usedom, der längere Zeit Gesandter in Rom war, schildert die Vermögens- und Familienverhältnisse wie das ganze Leben der römischen Großen in sehr treffender und ergötzlicher Weise.

Usedom spricht auch mit mir insbesondere mit großer Offenheit über vielerlei wichtige Dinge — über die Ereignisse im Jahre 1854, wo er mit Bethmann-Hollweg, Alfred Pourtalès und dem Kriegsminister Bonin vereint Einfluß auf den Gang der Dinge übte. — Man hatte die Orlow'sche Neutralität abgelehnt, die zu einem Krieg mit Frankreich und England zu Gunsten Rußlands führen mußte, und mit Oesterreich den Vertrag vom 15. April geschlossen, in welchem Oesterreich eine Stütze in seinem Auftreten gegen Rußland finden sollte.

Bethmann-Hollweg und die Uebrigen wollten, daß man nun wirklich Front machen sollte gegen Rußland und mit Oesterreich vereint einen moralischen Druck üben, der zum Frieden führen konnte. (So berichtet Usedom; P. Rennenkampff hat mir zu seiner Zeit gesagt: Der Gesandte Budberg glaubte zu wissen, daß die genannten Staatsmänner einen Krieg mit Rußland herbeizuführen vor hatten; daß der verstorbene General Griesheim beauftragt war, den Operationsplan auszuarbeiten.)

Aber es trat eine Wendung in der preußischen Politik ein: „Die Russenfreunde trugen den Sieg davon (i. e. der russische Gesandte Budberg durch die Russenfreunde, die er als Werkzeuge benutzte, und durch die Kreuzzeitung, mit der er in engerer Verbindung stand, als vor ihm Brunnow), Bethmann-Hollweg, A. Pourtalès, Usedom wurden entfernt und verloren allen Einfluß. — General Bonin blieb im Ministerium und „suchte die Sache allein zu halten".

Im Rath des Königs herrschte die unbedingteste Zuversicht in Bezug auf den Erfolg der russischen Waffen; es war da die Ansicht herrschend, daß von den Türken als Gegner gar nicht die Rede sein könne; allenfalls könne die türkische Armee, wenn sie in den Kampf gezogen würde, der russischen einen gewissen Widerstand entgegensetzen. Die Franzosen und Engländer aber seien dieser letzteren nicht ebenbürtig; die würden vor den Russen zerstieben wie Spreu. — General Bonin erlaubte sich, im Rath einige Zweifel geltend zu machen, auf die Kriegserfahrung der französischen Armee aufmerksam zu machen, auf die Schwierigkeit, die russische Armee vollzählig zu erhalten und ihr alle Bedürfnisse durch die endlose Steppe nachzusenden u. s. w. — Der König selbst machte darauf die geistreiche Bemerkung: „Ja! es ist doch seltsam, daß mein Kriegsminister der einzige Offizier in meiner Armee ist, der die russische Armee nicht kennt!"

General Lindheim wurde nach Petersburg geschickt; General Bonin trug ihm auf: „Sagen Sie dem Kaiser, die scheinbaren Gegner Rußlands im preußischen Ministerium seien eigentlich seine besten Freunde, denn sie täuschen ihn nicht; sagen Sie ihm, er solle nicht auf die Hoffnungen bauen, welche unsere sogenannten Russenfreunde ihm machen, denn das wäre eine Täuschung und falsche Berechnung. — Was die Russenfreunde ihm auch versprechen mögen: Preußen wird nie das Schwert für Rußland ziehen; das wird nie geschehen, weil es geradezu nicht möglich ist. Verläßt der Kaiser sich auf täuschende Versprechungen, rechnet er auf einen aktiven Beistand Preußens, so verrechnet er sich!" — Diese Warnung war vollkommen redlich gemeint, und was der General Bonin sagte, in der That durchaus der Wahrheit gemäß. (Lindheim hat anstatt dessen in tendenziöser Weise bestellt: „Sagen Sie dem Kaiser, so lange ich — Bonin — Kriegsminister bin, so lange wird Preußen nicht für Rußland das Schwert ziehen." — Usedom war einigermaßen überrascht, als er das jetzt durch mich erfuhr.) — Darauf ließ der Kaiser Nikolaus durch seinen Gesandten Budberg in sehr bestimmter und nachdrücklicher Weise auf Bonins Entlassung dringen, und sie erfolgte.

Es hat sich ein Comité gebildet, Steins Denkmal zu fördern;

nun auch eine Abordnung gewählt, die sich zum Prinzen begeben und die Erlaubniß der Regierung zur Errichtung des Denkmals auf einem öffentlichen Platz erbitten soll. Sie besteht aus Alexander Humboldt, Pertz, Rudolph Auerswald, Patow und Fürstenberg-Stammheim. Sehr gute Wahl.

24. April. Diner mit Vincke im Hôtel Petersburg! Er hat den Prinzen von Preußen gesehen und ein sehr merkwürdiges Gespräch mit ihm gehabt. Er hat ihn in trüber Stimmung und sehr resignirt gefunden. Der Prinz fühlt das Drückende seiner Lage sehr schwer, und hat das Bewußtsein alles Unheils, das daraus hervorgeht.

Vincke hat dem Prinzen vorgestellt, daß er bei dem jetzigen unseligen Zustande Gefahr liefe seine schöne Popularität, das Vertrauen, mit dem alle Welt auf ihn gehofft habe, im Lande zu verlieren. Der Prinz schien das einzuräumen, erklärte aber, die Lage nicht ändern zu können. Zum Beweise führte er die Ursache der letzten Krisis des Königs an. Bei der letzten Verlängerung der Stellvertretung sagte der Kämmerier Schöning — der sich schon etwas erlauben darf — zum Könige: „Ach Majestät, das hilft ja Alles nichts — es wird ja doch in drei Monaten noch nicht gehen und in sechsen auch nicht.“ Darüber, bei der bloßen Vorstellung, daß er die Regierung nicht demnächst wieder werde übernehmen können, gerieth der unglückliche König in eine so leidenschaftliche Aufregung, daß sein Leben in Folge davon mehrere Tage in Gefahr schwebte. „Was kann ich da machen?“ fragte der Prinz.

In einem Augenblick scheinbarer Entmuthigung meinte er, er sei ein alter Mann, auf seine Regierung solle man nicht mehr allzusehr hoffen — er wolle nur noch seinem Sohn eine Brücke bauen und ehrlichere Leute in die Regierung zu bringen suchen. — Dann aber fügte er doch wieder hinzu — er werde nichtsdestoweniger eine unabhängigere und selbständigere Stellung zu gewinnen suchen. Auch werde er mit Ernst darauf halten, daß die Behörden sich bei den nächsten Wahlen nicht so einmischen, wie bei den früheren. Die Stellvertretung werde er nicht länger als ein Jahr lang durchführen.

25. April. In der Victoria-Straße begegnet mir Usedom und hält mich lange fest. Erzählt mir viel. Er ist gestern Abend in

einer Soirée bei der Fürstin Liegnitz gewesen; die Prinzessin von Preußen hat ihm da ihre Leiden geklagt; die Lage sei sehr traurig, aber wie die Persönlichkeiten nun einmal sind, könne es nicht anders gehen. Wenn der Prinz in dies oder jenes nicht willigen will, erklärt der betreffende Minister: „Es ist die mir bekannte Intention des Königs; an dem und dem Tage im vorigen Jahr hat mir der König das und das gesagt — wenn die Intentionen des Königs nicht zur Ausführung kommen, dann müßte ich auch um meinen Abschied bitten.“ — Der Prinz glaubt, daß er als Stellvertreter einen Minister nicht entlassen kann, und auf diese Weise erzwingt man Alles und Jedes von ihm!

26. April. Diner bei Vincke im Hôtel Petersburg. — Er hat die Prinzessin von Preußen heute gesehen. Sie hat sich vielfach in Klagen ergangen, unserer Partei Vorwürfe gemacht, daß wir uns nicht mehr bei Hof einzubürgern suchen: „so lerne die Partei doch etwas von ihren Gegnern!“ — „Die Herren müssen hier bleiben“ — sie müssen nicht abreisen sobald die Kammersitzungen geschlossen sind, und den Prinzen nicht ganz isolirt der Reactions-Partei gegenüber lassen.

Abends noch einmal zu Vincke, Abschied zu nehmen, da er nach Westphalen reist. — Finde ihn etwas herabgestimmt; er hat inzwischen Saucken gesehen. „Die Prinzessin hat gut reden!“ meint Saucken: sich bei Hof einbürgern — im gesellschaftlichen Verkehr Einfluß üben —: wie soll man denn das anfangen? — Den ganzen Winter über ist niemand von der Linken an den Hof des Prinzen von Preußen eingeladen worden!

Vincke theilt mir auch mit, daß sich Alles, was in Beziehung auf die Wahlen vorbereitet werden sollte, wieder zerschlagen hat. — Die Partei Bethmann-Hollweg erklärt nun mit einem Male, sie könne nicht mit uns anderen, den Liberalen, Hand in Hand gehen. — Der Grund ist bezeichnend und leicht zu errathen, obgleich er natürlich nicht ausgesprochen wird. — Es sollte ein gemeinschaftliches Wahlmanifest der gesammten Linken erlassen werden, die Bethmann-Hollwegianer hätten gewünscht, daß es von einem der Ihrigen, von dem Präsidenten Mathis unter-

schrieben erscheine; da nun beschlossen worden ist, daß Graf Schwerin (Putzar) es unterschreiben soll — sagen sich jene los.

28. April. Abend bei Gneist, der mich seiner hübschen Frau — Böckh's Tochter — vorstellt. Ich treffe da R. Auerswald, Böckh, Lette, Riedel und Mommsen. Es wird viel von 1848 gesprochen; Gneist, damals Hauptmann der Bürgerwehr, erzählt viel. Aus allem geht hervor, daß eben nur die haltungslose Angst, die man vor der Revolution hatte, dieser eine scheinbare Macht lieh, während sie eine wirkliche gar nicht hatte. Die ganze Demokraten-Wirthschaft, die vielbesprochene Pöbelherrschaft, war eine reine Posse, hinter der gar nichts steckte, weder eine wirkliche Leidenschaft, noch irgend eine nennenswerthe Energie. Das Gespenst, vor dem man sich fürchtete, verschwand so wie man ihm entschlossen näher trat.

R. Auerswald erzählt, wie zur Zeit, als er Minister-Präsident war, ein Straßenjunge, der Carikaturen feil hatte, ihm in der Straße ein Blatt anbot, auf dem er selbst mit den sechs anderen Ministern gehängt erschien, und sehr bedauerte, sehr gemüthlich sagte: „Ach schade!“ wie R. Auerswald ihm zeigte, daß er selber da hänge.

Gneist meint, es sei doch ein großer Beweis für die harmlose Gutmüthigkeit des Volkes; dies Volk, gewöhnt auf jedem Schritt von den Behörden und der Polizei geleitet zu werden, stets von Militär-Wachen umgeben, sei urplötzlich ganz sich selbst überlassen und zum Herrn der Stadt gemacht worden — und doch sei kein einziger eigentlicher Frevel begangen worden; nichts als ein Paar lustige Streiche knabenhaften Uebermuths.

Mommsen, leidenschaftlich wie immer, bemerkt: „Das sei eben das Unglück gewesen“ — „die Tragödie hat gefehlt“ — darum sei bei der Sache auch nichts herausgekommen! — R. Auerswald greift sich an den Hals und sagt: „Es ist mir bei alledem doch viel lieber, daß ich nur in effigie gehangen worden bin, als wenn man mich wirklich an einen Laternenpfahl gehängt hätte.“ —

1. Mai. Werde zu meiner großen Freude zu dem Prinzen von Preußen bestellt. — General Brandt bei mir; Verabredungen für morgen.

Zu rechter Zeit und Stunde bei dem Prinzen. Im Vorzimmer Adjutant Steinäcker — Hofmarschall Graf Keller — Cabinetsrath Illaire — Oberst Alvensleben. — Der Letztere unterhält mich, während ich warten muß; spricht von einigen Gemälden, die da hängen, mit einem entschiedenen Anspruch auf Kennerschaft. — Warte aber nicht lange.

Der Prinz — noch immer etwas lahm — kommt mir aus seinem Cabinet in das Zimmer vor demselben entgegen — er ist ungemein gütig und freundlich und fragt zunächst nach meiner Frau, er habe gehört, sie sei krank — läßt sich darüber berichten — und sucht seine Theilnahme zu bezeigen (um die Audienz stehend abmachen zu können, stützt er sich — in fast sitzender Stellung — an einen Tisch, der mitten im Zimmer steht).

Er sagt mir: er habe schon lange gewünscht, mich näher kennen zu lernen; zwar kenne er mich schon aus meinem Werk, das mir „einen Namen" gemacht habe; er habe freilich nicht Zeit gefunden, es ganz zu lesen, doch habe er manches daraus selbst gelesen, und noch mehr wisse er davon durch Mittheilungen der Offiziere seiner Umgebung.

Ich suche die Gelegenheit zu benützen, indem ich mein eigentliches Gesuch anbrachte; eben im Interesse dieses Werkes sei ich hier mit dem Wunsch und der Bitte, die Archive benützen zu dürfen — darüber ging er aber sehr leicht hin, offenbar um nicht etwas Bestimmtes sagen zu müssen; er habe einen Bericht darüber verlangt, aber noch nicht erhalten. Mit gutmüthigem Spott fügt er hinzu, dergleichen gehe bei uns nun einmal gehörig langsam — es wird das nicht ein Gegenstand des Gespräches.

Dagegen erwähnt er, daß er auch einige handschriftliche Aufsätze von mir kenne und mit Vergnügen gelesen habe — zu dem Einen habe er mir, wie ich mich erinnern werde, durch Vincke einige Bemerkungen machen lassen, und eben deshalb habe er gewünscht, mit mir über die Reformen des jetzigen Kaisers von Rußland zu sprechen und über die Aussichten, die sich daran knüpfen; besonders über die Emancipation der Bauern.

Ihm selber scheine manches sehr gut eingeleitet, besonders daß

der Kaiser es dem Adel überlassen habe, ihm bestimmte Vorschläge deshalb zu machen; dadurch sei er gewissermaßen im Vortheil. — Ich lobte, was zu loben war; sagte, daß die beabsichtigten Reformen von einem richtigen Takt für das, was nothwendig geworden sei, zeugten, und sprach mich sehr anerkennend über die edlen Absichten des Kaisers aus. Die Schwierigkeiten des Unternehmens seien aber so groß, daß die Folgen kaum zu berechnen seien, und das Gelingen zweifelhaft sein müsse.

Auf weiteres Befragen deutete ich dann in der Kürze an, daß die Schwierigkeiten schon in den bestehenden Verhältnissen liegen, in der gemeinschaftlichen, socialistischen Benutzung der ungetheilten Feldflur durch die ganze Gemeinde; in dem Umstande, daß die sämmtlichen Verpflichtungen der Hörigen nicht auf dem Grund und Boden ruhen, sondern auf den Köpfen der Verpflichteten, und nicht nach der Ausdehnung des Grundes und Bodens, sondern nach der Kopfzahl der Leibeigenen; in den Vorstellungen der Bauern, die dadurch genährt werden, daß nämlich der Grund und Boden ihnen gehöre, wenn sie auch selbst Eigenthum des Grundherrn seien, und daß die ihnen auferlegten Lasten mithin nicht ein Zins für den Gebrauch des Grundes und Bodens seien, sondern lediglich Folge ihres persönlichen Leibeigenschaftsverhältnisses. — Dann hat der Kaiser, um diese überaus schwierigen Verhältnisse zu ordnen, Niemanden um sich als unfähige, unbrauchbare Leute, die, oberflächlich gebildet, gar nicht solche ernste Studien gemacht haben, wie sie hier nothwendig wären; Leute, die der Aufgabe durchaus nicht gewachsen sind. — Und endlich hat er mit dem entschiedenen bösen Willen der Berechtigten zu kämpfen.

Es läßt sich schon jetzt nachweisen, wie die Selbstsucht der Berechtigten bemüht ist, das Ganze in Bahnen zu leiten, die ich für sehr unheilvolle halten muß. Ich fürchte sehr, unter dem Namen einer Bauern-Emancipation werden die Grundherren eigentlich sich selbst freisprechen von den wenigen Verpflichtungen, die sie bisher gegen die Leibeigenen hatten; von der Verpflichtung, für die Abgaben der Leute zu haften, und von der wenigstens moralischen Verpflichtung, ihnen in Nothjahren durchzuhelfen. — Im Uebrigen könnte wohl im besten Fall Alles beim Alten bleiben — im schlimmeren die Lage

des Bauern sich sehr verschlechtern. — Der eingeschlagene Weg kann nie zur Bildung eines kräftigen Bauernstandes führen, wohl aber dahin, daß die gesammte ländliche Bevölkerung in ein unermeßliches Proletariat umgewandelt wird, wie in Irland, da man ihnen die persönliche Freiheit geben will, ohne ihnen ein Eigenthum zu gewähren.

„Nicht ganz ohne Eigenthum," wendet der Prinz ein: „die Hütte, die er bewohnt, und sein Kohlgärtchen soll der Bauer ja als Eigenthum behalten."

Das ist ein werthloser Besitz, der dem Bauern nur gewährt wird, um ihn an die Scholle zu binden, um ihn zu bewegen, da zu bleiben, und die Ländereien auch wirklich zu pachten, die der Grundherr ihm verpachten will.

Beides gab der Prinz zu, sowohl die Werthlosigkeit des Besitzes als die Absicht.

Daß der Bauer diesen werthlosen Besitz noch dazu bezahlen soll, machte ich nicht einmal geltend, aber ich sagte: „Wie ich den russischen Bauern kenne, wird ihn der werthlose Besitz nicht binden."

„Das ist mir neu!" rief der Prinz aus, und fragte nach den Gründen; so habe er, von dieser Seite, die Sache noch nie angesehen.

„Die Russen sind eigentlich kein ackerbauendes Volk; der Russe liebt eigentlich den Ackerbau nicht; sein entschiedener Hang geht auf Handel und Gewerbe, und es fehlt ihm nicht an einem gewissen Wandergeist. Schon als Leibeigner sucht er sich dem Ackerbau zu entziehen, wenn er irgend kann, um Handel und Gewerbe nachzugehen. Das wird jedenfalls in einem viel größeren Maßstabe jetzt geschehen; wahrscheinlich in einem Umfange, der alle Verhältnisse gewaltig stört. So gut wie der Bauer schon jetzt sehr gern seinem Anrechte an einen Theil der Dorfflur entsagt, um dem Handel nachzugehen, so gut wird er seine werthlose Hütte aufgeben."

Der Prinz fragt, wie ich denn die Freilassung der Bauern eingeleitet haben will? — Ich entwickle meine Ansicht, wie man zunächst hätte müssen die gemeinschaftlich benutzte Feldflur des Dorfes in einzelne, bestimmt begrenzte und geschlossene Bauernhöfe zerlegen — die Verpflichtungen des Bauern von seinem Kopf auf den Grund und Boden übertragen, um sie aus persönlichen zu dinglichen zu

machen, überhaupt die persönliche Hörigkeit zunächst in eine dingliche zu verwandeln; wie man alsdann die Leistungen eines jeden Hofes hätte normiren müssen. Dann wären mit der Zeit Ablösungen möglich geworden, die einen freien Bauernstand in das Leben riefen, ohne die Grundherren zu ruiniren. — „Vor dreißig Jahren hätte das Alles geschehen müssen; jetzt ist schon viel versäumt; bei der Stimmung, die jetzt im Lande herrscht, unter den Leibeigenen, werden sie wohl kaum die zwanzig oder dreißig Jahre über geduldig warten, die nöthig wären, damit solche Verhältnisse gehörig reifen können."

Auch das frappirt den Prinzen; der Graf Lieven (d. h. Baron Wilhelm Lieven) hat ihm schon vor einigen Jahren ungefähr dasselbe gesagt; diese Uebereinstimmung ist dem Prinzen merkwürdig. — Als der Prinz 1850 nach Warschau reiste, war Wilhelm Lieven von der Grenze an sein Begleiter; der Prinz wünschte ihm Glück zu den Zuständen in Rußland, wo noch die alte Ordnung ganz unerschüttert und gesund dastehe, wo von dem Geist des Westens noch nichts eingedrungen sei. — Wilhelm Lieven antwortete, dem sei nicht so; die bestehenden Verhältnisse in Rußland seien im Gegentheil durchaus unterwühlt.

(NB. Die Worte des Prinzen sind mir sehr merkwürdig, also: die Gesinnungen und Zustände der alten Zeit; die „patriarchalischen" Verhältnisse — Regierung nach eigener, unbehelligter Einsicht auf der einen Seite, Gehorsam, unbedingtes Vertrauen, Hingebung und Liebe auf der anderen —: das ist und bleibt doch immer das Echte und Wahre; das sind die „gesunden" Zustände. Die Forderungen und Bedürfnisse der Neuzeit sind eine Krankheit, freilich eine Krankheit, die man berücksichtigen, der man Rechnung tragen muß, gegen die man nicht unvernünftig ankämpfen darf —: aber doch immer nicht Gesundheit, nicht an sich und um ihrer selbst willen wünschenswerth! — Besser wäre es immer, wir lebten ruhig in den alten gesunden Zuständen weiter. — Uebrigens hätte ich Wilhelm Lieven diesen Grad redlicher Offenheit kaum zugetraut.)

Was die Unfähigkeit der Leute betrifft, deren sich der Kaiser von Rußland als seiner Werkzeuge bedienen muß, appellire ich an den Prinzen selber.

Von hier leitet der Prinz das Gespräch auf unsere einheimischen Zustände hinüber und spricht sich sehr entschieden gegen die reactionäre Partei bei uns aus, besonders mit einer gewissen Bitterkeit über das Herrenhaus, das ihm ein wahrer Dorn im Auge zu sein scheint.

Er selbst sei zwar der Ueberzeugung gewesen, daß man von den „Ueberstürzungen" des Jahres 1848 zurückkommen müsse, *aber er sei durchaus kein Reactionär*; — das betheuert er mit einer gewissen Wärme, und kommt wiederholt darauf zurück. Daß man wieder über das Jahr 1806 hinaus und auf die früheren Zustände zurückkehren wolle, könne er nur auf das entschiedenste mißbilligen.

Da ich die Bemerkung dazwischen werfe: „Viele von den Herren möchten wohl eigentlich bis über die Zeiten des großen Kurfürsten zurück!" — nimmt er das sehr lebhaft auf! — Ja! so sei es! — Das sage er auch immer den Herren, daß der große Kurfürst genöthigt gewesen sei, den ständischen Einfluß ganz zu beseitigen, „*als sie ihm über den Kopf wachsen wollten.*"

Endlich, nachdem unser Gespräch fast eine Stunde gedauert hat, entläßt mich der Prinz sehr wohlwollend.

2. *Mai.* Usedom erzählt mir ex parte vielerlei aus der Zeit von 1848—53 und aus der Zeit, wo Bethmann-Hollweg, Alfred Pourtalès und er selbst Einfluß übten.

Nach dem seltsamen zu Olmütz geschlossenen Vertrag mit Oesterreich hatten sich unser König und Nikolaus I. vollständig versöhnt und führten einen sehr lebhaften persönlichen Briefwechsel, *der sich um die endliche, entscheidende Bekämpfung der Revolution drehte.* Sie sollte in Frankreich, in der Person Napoleons III. bekämpft werden; denn darüber waren die Herren einig, so oder so gewendet, und ob die Sache auch eine monarchische Gestalt annahm, „die Revolution ist es doch!" — Unser König schrieb unter Anderem von einer nahen Zukunft: „Alors commencera ce grand concert européen dans lequel je jouerai la petite flûte, et Votre Majesté le trombone!" — Da beide Herren sich mehr und mehr montirten, konnte die Sache gefährlich werden und wirklich zu bösen Händeln führen; die Staatsmänner fanden es nothwendig, sich in's Mittel zu legen, und geltend zu machen, daß die Sache in geregelter Weise

geschäftlich behandelt werden müsse, und es erfolgte demgemäß eine förmliche Anfrage an das Petersburger Cabinet, worauf Preußen denn mit Bestimmtheit zu rechnen habe, falls es in einen Krieg mit Frankreich verwickelt werden sollte? — Darauf erfolgte dann die förmliche Antwort des Grafen Nesselrode: auf einen Krieg fern von seinen Grenzen, auf einen Krieg am Rhein, könne sich Rußland unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht einlassen; das sei unmöglich; werde aber Preußen von den französischen Armeen bis an die Elbe zurückgedrängt —: dann werde Rußland ihm an der Elbe zu Hülfe kommen! — Damit fiel natürlich die Sache auf das Vollständigste zu Boden, unsere Russenfreunde schwiegen etwas kleinlaut und verlegen, und in dem Briefwechsel zwischen dem König und Nikolaus war fortan von anderen Dingen die Rede.

Abschiedsbesuch en papier bei Gruner. — Bei Patow, den ich daheim treffe. Er erzählt mir ausführlich, wie sich die Bildung eines Comités für die Wahlen zerschlagen hat. — Die Mitglieder der katholischen Partei gestanden von Anfang an ganz ehrlich, daß sie sich nicht förmlich mit den Liberalen verbinden könnten; sie würden, wenn sie ostensibel mit den Liberalen gemeinschaftliche Sache machen wollten, das Vertrauen ihrer (sehr katholischen) Committenten am Rhein verlieren. Und zuletzt sagte sich denn auch die Partei Bethmann-Hollweg von jeder gemeinschaftlichen Thätigkeit los. — So fiel alles wieder haltungslos auseinander, nachdem es kaum einen Augenblick den Anschein hatte, als wolle man sich verständigen.

Patow meint, das habe nicht viel zu sagen; ein Central-Comité könne bei uns nicht von bedeutender Wirksamkeit sein, denn so wie in Frankreich, wo ehemals die Wahlbezirke diejenigen Candidaten wählten, die ihnen von dem Wahlcomité in der Hauptstadt bezeichnet wurden, seien die Verhältnisse bei uns nicht. — Bei uns stimmen die Wahlmänner nur für Candidaten, die sie persönlich kennen. — Das ist Alles ganz wahr, beruhigt mich aber nicht. Die Schlaffheit und Zerfahrenheit, die sich in dem ganzen Hergang ausspricht, verheißt nichts Gutes. — Aller Wahrscheinlichkeit nach geht es in den Provinzen nicht besser mit den Wahlvereinen und Comités, und

die Wahlen bleiben dem Zufall und den energischen Bestrebungen der Junker-Partei überlassen.

Gegen die Bildung eines Central-Comités für die Wahlen ist unter Anderem angeführt worden: man müsse eine ostensible Organisation vermeiden, denn sie werde der Partei unter der Rubrik Umtriebe zum Vorwurf gemacht werden — und die Junker-Partei veranlassen, sich auch zu organisiren — als ob die nicht schon vollständig organisirt wäre! — Dieser Partei dient das Ministerium des Innern als Central-Comité!

4. Mai. Usedom ein paar Stunden bei mir; mancherlei interessante Mittheilungen; erzählt mir viel vom Herzog von Coburg-Gotha, zu seinem Lobe — entwirft mir sein Charakter-Bild — und fordert mich dringend auf, seiner Einladung ja zu folgen, ja das nicht allzulange aufzuschieben. — In der Umgebung des Prinzen sind einige bedeutende Menschen. Vor allen Stockmar, der intime Rath des Königs Leopold von Belgien, der ihn vortrefflich geleitet hat durch manche schwierige Verhältnisse, jetzt in Coburg zurückgezogen. — Und ein gewisser Sammer. Usedom würde sehr gern in Coburg mit mir zusammentreffen, vielleicht läßt sich das einrichten.

Usedom spricht auch viel vom König. Bei seiner hohen Ansicht von der königlichen Würde, die er aus dem alten Testament geschöpft hat, und der zu Folge das Königthum ein von Gott unmittelbar selbst eingesetztes Propheten- und Patriarchenthum ist, der König ein von Gott inspirirter Seher — ist er natürlich Absolutist. — Bei jedem Ereigniß, jedem Vorschlag, der vorkommt, richtet er zu allererst an sich selbst die Frage: wie verhält sich das zu meiner königlichen Stellung, zu der Unumschränktheit meines königlichen Willens? — Das ist unbedingt maßgebend. — Dann will er aber auch mit Begeisterung geliebt sein; daher der „liberale Mantel“, der um die Beschlüsse gehängt werden muß, die jene Auffassung eingegeben hat. — Daher der seltsame Widerspruch zwischen seinen Worten und seinen Handlungen!

Der Prinz von Preußen hat viel von seinem Vater, — Vorliebe für das Soldatenwesen — und namentlich eine entschiedene Abneigung gegen geniale Leute; er liebt die schlichten, hausbackenen Naturen.

6. Mai. Abschiedsbesuch bei General Brandt. Ein Ministerialrath ist bei ihm gewesen, um sich nach mir zu erkundigen. Ich hätte eine längere Audienz bei dem Prinzen gehabt, ich sei Auteur — ob ich ein Gesuch an den Prinzen gehabt habe oder was ich überhaupt gewollt. Brandt spricht auch wieder vom Kaiser Nikolaus, von dem er keine sehr hohe Meinung hat. — So viel auch Nikolaus unseren Offizieren schöne Sachen sagte, um sie zu gewinnen, hatte er doch eigentlich eine geringe Meinung von der preußischen Armee. Besonders in der letzten Zeit, als man sich bei uns in Preußen mit der Verbesserung der Feuerwaffen, mit Erleichterung des Gepäcks, mit Felddienst und dergleichen beschäftigte, und darüber den Parade- und Gamaschendienst weniger beachtete, spottete er mit den Seinigen über dies nach seiner Meinung verkehrte Treiben: l'armée décline visiblement u. s. w.

Später Usedom getroffen: er spricht von der dreifachen Kundschafterkette, die den Prinzen umgiebt: das eine System geht von der Charlottenburger Coterie aus, das zweite von dem Minister-Präsidenten Manteuffel, das dritte von dem Minister von Westphalen; in dieser letzten ist Herr Joël Jacobi die Hauptperson.

..... Weitere Erzählungen. Als die russische Partei die Oberhand gewann, Pourtalès und Bethmann-Hollweg entfernt wurden und der Prinz von Preußen nach Baden ging, sprach der König viel von diesem „falschen Schritt". Der Prinz sei Offizier und ohne Urlaub gereist, das müsse nachträglich regularisirt werden. Die Generale Wrangel, Gröben und Neumann, die zu Rathe gezogen wurden (Gericht!), fällten ein Votum, das die Straffälligkeit des Prinzen aussprach, was der Prinz erfuhr. Der König aber sandte einen Urlaub nach, der so weit zurück datirt war, daß dadurch die Abreise „regularisirt" wurde.

Nun rückte die silberne Hochzeit des Prinzen heran; der Charlottenburger Coterie war sehr daran gelegen, daß der Prinz seine silberne Hochzeit nicht in Coblenz feierte, sondern in Berlin. — Feierte der Prinz sie nämlich in Coblenz, so erschienen die Deputationen und Festgeschenke des ganzen Landes als eine unabhängige Demonstration, die sogar, bei dem Verhältniß

des Prinzen zum König, das Ansehen eines Actes von Opposition gewann —: feierte er sie dagegen in Berlin, so war es der König, der eigentlich den Prinzen fêtirte — und nebenher gestattete, daß auch Deputationen von Städten u. s. w. sich mit ihren untergeordneten Huldigungen anschlossen.

Karl Goltz, der Adjutant, bewog den Prinzen zur Feier seiner silbernen Hochzeit nach Berlin zu kommen; er bewog ihn sich mit Wrangel, Gröben und Neumann zu versöhnen, „die ihn verurtheilt hatten". — Von der Charlottenburger Coterie wurde lebhaft gewünscht, daß die persönlichen Freunde und Anhänger des Prinzen, die zur Opposition gehörten, an der Feier nicht Antheil nehmen möchten (damit das Ganze ja den Charakter einer nur vom König veranstalteten Feier erhielt). — Karl Goltz bewog den Prinzen auch darein zu willigen — und machte dann die nöthigen Besuche bei den Herren, bei dem Grafen Schwerin — bei Usedom selbst u. s. w. — um ihnen zu eröffnen: es sei der Wunsch des Prinzen, daß sie an dem Jubeltage nicht auf dem Babelsberge erschienen, und ihm ihre Glückwünsche nicht darbrächten.

Prinz Wilhelms Stellungnahme zu den Wahlen. Wahlvorbereitungen der Liberalen.

Ende Mai nach Kunnersdorf zurückgekehrt, erhielt Bernhardi Anfang Juni einen Brief Vincke's, der abermals in Berlin gewesen war und den Prinzen gesehen hatte.

Der Prinz wollte sich, wenn die Wahlen näher rückten, über die Umtriebe, wie sie das letzte Mal stattgefunden, energisch aussprechen. — Eine besondere Veranlassung hat ihn bewogen, das schon jetzt zu thun. Es haben nämlich auch Beamte gegen die Erhöhung der Rübensteuer gestimmt in der Kammer, und die Minister sind so taktlos gewesen, im Ministerrath zu fragen, wie diese Herren zu bestrafen seien? — Dagegen hat der Prinz sich entschieden erhoben und darauf verwiesen, daß nach der Verfassung Niemand für

seine Reden oder für sein Votum in der Kammer verantwortlich gemacht werden kann. Bei der Gelegenheit hat er sich dann auch über die Nachtheile des Wahlunfugs ausgesprochen, und daß er ihn nicht mehr dulden werde.

Auch versichert der Prinz von Neuem, daß er die Stellvertretung in bisheriger Weise nur bis zum Oktober d. J. durchführen werde. Vincke hofft nun das Allerbeste.

Auch die tolle Wirthschaft in Hannover hat Vincke mit Augen gesehen. Der Hof-Friseur Leuprecht ist der allmächtige Günstling des Königs, der sich öffentlich des „Vertrauens" „seines königlichen Freundes" „rühmt". — Auch die Minister dürfen nicht drein reden. Der blinde König hört Niemanden an.

12. Juni. Abermaliger Brief von Vincke. — Dringende Aufforderung nach Breslau zu kommen, zum 19., zu einer Wahlversammlung. Ich muß hinreisen, sage ich mir nach einiger Ueberlegung, obgleich meine Anwesenheit dort nichts helfen kann, da ich keinen Einfluß im Lande habe. Aber ich habe mich unwillig geäußert über die allgemeine Schlaffheit; darüber, daß Jeder sagt: „es muß etwas geschehen!" — und dann doch Niemand etwas thut —: da darf ich nicht zurückgehen bei der allerersten Aufforderung, die an mich ergeht. — Es ist davon die Rede gewesen, Robe zur Theilnahme aufzufordern, aber es ist eingewendet worden, Robe nehme an nichts mehr Antheil und habe auch allen Einfluß in der Gegend verloren. Nun meint Vincke, ich solle sondiren.

Am 18. Juni in Breslau eingetroffen, berichtet Bernhardi:

19. Juni. Breslau. Endlich kommt Vincke zu mir. Gleich medias in res.

Die Aeußerungen des Prinzen in Beziehung auf die Wahlen sind natürlich der Kreuzzeitungs-Partei ungemein verdrießlich, und namentlich auch, daß sie durch die Kölnische Zeitung bekannt geworden sind. Zahlreiche Artikel erscheinen nun in der Kreuz-Zeitung und den Filial-Blättern: der Prinz habe sich gewiß nicht so geäußert, wie berichtet wird; er könne sich gar nicht so geäußert haben; er könne unmöglich mißbilligen, was der König gebilligt habe u. s. w.

(Es ist nicht schwer, in diesen Artikeln Wahl-Manöver zu erkennen!) —

Vincke hat einen merkwürdigen Brief vom Prinzen von Preußen, den er mir vorliest: der Prinz weiß, daß diese Zeitungs-Artikel von dem Minister Westphalen veranlaßt sind — man irre sich aber sehr, wenn man glaube, daß er sich durch dergleichen werde abhalten lassen, consequent seinen Weg zu gehen: er werde namentlich darauf bestehen, daß die Wahlbezirke von 1849—1852 wieder hergestellt werden.

Aus dem Brief des Prinzen geht übrigens auch hervor, daß Frerichs nicht, wie man wollte, den König für heilbar erklärt hat; „er sagt dasselbe, was die anderen Aerzte sagen."

Ich mache darauf aufmerksam, daß auch die Artikel in der Kreuz-Zeitung, denen zu Folge die gänzliche Wiederherstellung des Königs ganz unzweifelhaft ist u. s. w., Wahlmanöver sind und nichts weiter.

Jetzt muß nun in allen Zeitungen die Kreuz-Zeitung widerlegt werden; ein Artikel dieses Sinnes, in der Schlesischen Zeitung, ist von Vincke; er will noch einen zweiten schreiben, den soll ich überarbeiten, was mir überflüssig scheint.

An den während der folgenden Tage geführten Verhandlungen nahmen Präsident Wentzel (aus Ratibor), die ehemaligen Minister Milde und v. Carlowitz, die Professoren Braniß und Röpell, Graf Conrad Dyhrn, Graf York, v. Vincke, der Kaufmann Molinari, v. Richthofen-Brechelsdorf, die Kaufleute Fischer und Korb, sowie Bernhardi Theil. Gegenstand der Verhandlung bildeten das Verhältniß der liberalen Partei zu den Demokraten (in Sachen der Wahlen) und die Verhältnisse der Presse. Das von Wentzel, Röpell, Braniß und Graf Dyhrn empfohlene Zusammengehen wurde (ohne ausdrücklichen Beschluß) fallen gelassen, nachdem York, v. Vincke, Carlowitz und Bernhardi sich gegen ein solches erklärt hatten. Von der liberalen Presse sollte das demokratische Verlangen nach geheimer Abstimmung bei den Wahlen vorerst noch nicht unterstützt, — auf dieses Verlangen aber zurückgegriffen werden, falls die Behörden fortführen, die Freiheit der Wahlen zu beeinträchtigen.

Von Breslau in seine Heimath zurückgekehrt, eilte Bernhardi am 17. Juli nochmals in Wahl-Angelegenheiten nach der schlesischen Haupt-

stadt. Es wurde zunächst eine Liste der Vertrauensmänner festgestellt und dann das Programm berathen auf Grund eines Röpell'schen Entwurfes, wobei sich Bernhardi scharf jedoch erfolglos gegen die Forderung der Minister-Verantwortlichkeit aussprach, und dagegen im Gegensatz zu den berüchtigten Raumer'schen Regulativen die Nothwendigkeit einer „Regulirung des öffentlichen Unterrichts durch das Gesetz" betonte. Zur definitiven Feststellung des Programms wurde für den 26. August eine weitere Vereinigung auf dem Fürstenstein verabredet. Dann trennte man sich. Bernhardi kehrte nach Kunnersdorf zurück, um von dort seine leidende Frau in kleinen Tagereisen nach Ems zu geleiten und dann auf der Rückreise den Herzog Ernst, der ihn hatte einladen lassen, in Gotha zu besuchen. Der Weg führte durch die schönsten Gegenden Mitteldeutschlands, und rief die alte Sehnsucht Bernhardi's nach diesen altdeutschen Gauen wach!

„Man fühlt sich hier gar heimatlich von Allem umfangen," schreibt er am 1. August in Guntershausen, „man fühlt sich im Herzen Deutschlands! Wie schade, welcher Jammer, daß gerade dieses herrliche Land in unnützer dynastischer Zerstückelung ohnmächtig daliegt, daß man hier nicht leben, hier nicht die Zukunft seiner Kinder begründen kann!

Wir leben in Schlesien nicht in rein deutschen Erinnerungen — doch bei uns wohnt Deutschlands Zukunft, wir sind die Grenzhüter der Germanen, das muß uns trösten!"

Besuch in Reinhardsbrunn.

Gotha, 7. August. Vor Allem lag mir daran, den Dichter Gustav Freytag (Sachs.-Cob. Hofrath) kennen zu lernen. Fahre nach Siebleben, wo er ein hübsches Landhaus besitzt. Freytag ist groß von Wuchs, blondes Haar, Stutzbart, markirte Züge, etwas stumpfe Nase, tiefliegende kleine Augen, er sieht geistreich aus. — Er empfängt mich etwas kühl. Ich thue, als ob ich das nicht merke und erwähne, daß ich auf eine von Saucken überbrachte Einladung des Herzogs hergekommen sei. Daran erkennt Freytag den Ge-

sinnungsgenossen, ändert Ton und Haltung und geht nun erst wirklich auf das Gespräch ein, das lebhaft und interessant wird. Wir sprechen zunächst über Schlesien (wo er her ist) und dortige Zustände; er fragt nach den Wahlen, die von großer Bedeutung seien, nach dem jetzt herrschenden Ton und dem Verhalten des Adels. Die sittliche Verkommenheit mancher der reichen und vornehmen, der fürstlichen und quasi fürstlichen Häuser ist ihm zur Genüge bekannt. Er meint aber, zu Zeiten, deren selbst er sich noch erinnere, sei in Breslau noch eine gewisse Nachwirkung der schlesischen Schule und ihrer Blüthe fühlbar gewesen, der Zeit, wo Schlesien der Hauptsitz der deutschen Litteratur war. Davon ist nichts mehr übrig. Der Adel ist vielmehr, um seine Standesinteressen besorgt, die er vor allen Dingen retten möchte, jeder geistigen Regsamkeit und somit aller wahren Bildung eigentlich abhold und hält sich fern von jeder Berührung z. B. mit der Universität.

Das Gespräch kommt von hier aus bald auf das, was in unseren Tagen jedem ernsten Mann vor Allem am Herzen liegen muß: auf Politik, und da kann sich G. Freytag sehr frei aussprechen, da sein Herzog als guter deutscher Patriot nach der Einheit Deutschlands strebt und bereit ist, seine eigene Stellung dafür aufzuopfern. „Hier können Sie das alle Tage hören!" — sagt G. Freytag —, „Alle Anordnungen werden eingestandener Weise als provisorische getroffen, und es wird dabei immer Rücksicht darauf genommen, wie es dann bei einer gänzlich veränderten allgemeinen Lage weiter werden soll. Es wird dabei immer gesagt: So lange wir noch unabhängig sind, machen wir es so und so; später muß es dann so und so anders werden."

Davon ausgehend, daß die Einheit Deutschland durch Preußen herbeigeführt werden muß, daß Preußen die Bestimmung hat, die kleinen deutschen Staaten dereinst „aufzusaugen", tadelt G. Freytag vielfach die Politik, die Preußen seit Jahren befolgt. Sagt manches Treffende über den Prinzen von Preußen.

Besonders aber meint er, es sei so leicht, die Einwohner der kleinen Staaten an sich heranzuziehen — für Preußen nämlich —, indem man ihnen Hülfe und Beistand leiste überall, wo

die Kräfte des eigenen kleinen Staates nicht ausreichten, und sie so mehr und mehr daran zu gewöhnen, daß sie in Preußen den eigentlichen Mittelpunkt ihres politischen (staatlichen) Lebens sähen und von dorther die Leitung in allen größeren Angelegenheiten erwarteten. Leider geschehe aber vielfach gerade das Gegentheil. Die Bevölkerung der kleinen Staaten werde oft unsanft zurückgestoßen, wo sie auf Preußen baue, und verspottet ob der Kleinstaaterei. Man spreche es von Seiten unserer Regierung sogar mitunter ausdrücklich aus, daß Preußen an den kleinen Staaten nichts gelegen sein könne (daran ist leider sehr viel Wahres).

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Truppenkontingente an den großen Uebungen der preußischen Armee theilnähmen; einestheils würden die kleinen Truppenkontingente dadurch kriegstüchtiger, andererseits würde Preußens Einfluß wachsen, wenn sich diese Kontingente als Theile der preußischen Armee betrachten lernten. Man könnte dann weiter gehen, den brauchbaren Offizieren der kleinen Fürsten Aussichten auf eine weitere Laufbahn in der preußischen Armee eröffnen u. s. w. Das Alles scheitert an den Kosten. Die Landstände der kleinen Staaten wollen das Geld nicht hergeben zu den außerordentlichen Ausgaben, die durch Theilnahme an den preußischen Manövern entstehen. Sie wenden ein (was auch in gewissem Sinne ganz richtig ist): Die Militärmacht der ganz kleinen Staaten habe doch ein für allemal keine Bedeutung; es sei nicht der Mühe werth, mehr als das unumgänglich Nothwendige darauf zu verwenden. Was wäre es nun Großes, wenn Preußen einfach die Verpflegung der kleinen Kontingente übernähme? Die Ausgabe von zehn- bis zwölftausend Thalern wäre für Preußen nicht bedeutend und würde sich mehr als bezahlt machen.

Weiter führt G. Freytag als Einzelnes an: Warum untersagt man in Preußen die Zirkulation der Noten der Gothaer Bank? Diese Bank, die höchst solide begründet ist und unter der Leitung von Mathy in der solidesten Weise operirt, sieht sich dadurch in ihren Unternehmungen auf das betrübendste gelähmt.

Ich lasse natürlich das Allgemeine gelten; die kleinen Kontingente haben, führe ich an, indessen doch sehr gewonnen, seitdem sie unter

Kommando tüchtiger preußischer Stabsoffiziere gestellt sind. Was die Bank betrifft, so war es doch eine Nothwendigkeit, mancherlei schlechte, unfundirte Papiere, mit denen Preußen überschwemmt wurde, namentlich die hessischen Kassenscheine auszuschließen. Und bei Namen konnte man sie doch nicht wohl nennen, zum Gegenstand einer Ausnahmemaßregel konnte man sie nicht machen; so war das allgemeine Verbot fremden Papiergeldes unvermeidlich.

Nun gut! wendet G. Freytag ein, so mochte man sie denn im Allgemeinen und Ganzen verbieten; dann aber die Papiere einzelner solider Anstalten, namentlich der Gothaer Bank, vermöge besondern Kontraktes auf ausdrücklich stipulirte Bedingungen als Ausnahme wieder zulassen.

Ich erfahre, daß Usedom den Herzog schon im Anfang des Sommers zu Coburg besucht hat und dann mit dem Prinzen von Preußen in Baden und Ostende gewesen ist.

Indem wir über Politik und die allgemeine Weltlage sprechen, sagt G. Freytag in plötzlicher Erinnerung: „Halt! Haben Sie nicht einmal einen Aufsatz über den Kaiser Nikolaus und seine Regierung geschrieben, der dem Prinzen von Preußen mitgetheilt worden ist, und der ihn so ergriffen hat, daß er verlangt hat, er solle nicht gedruckt werden?"

„Allerdings habe ich einen solchen Aufsatz geschrieben und dem Prinzen mitgetheilt; der Aufsatz war von Hause aus nicht für den Druck, sondern eben nur für den Prinzen bestimmt; übrigens hat der Prinz keineswegs den Druck der Schrift untersagt; er hat nur gegen mich den persönlichen Wunsch ausgesprochen, daß er nicht gedruckt werde. Ich habe ihm darauf geantwortet, der Aufsatz sei nicht für den Druck bestimmt gewesen; nach meinen Ansichten von dem, was sich ziemt und was nicht, hätte ich ihn wohl bei Lebzeiten des Kaisers Nikolaus der Oeffentlichkeit übergeben können, nicht aber unmittelbar nach seinem Tode. Aber woher wissen Sie von der Sache? Ich hatte Grund zu glauben, daß sie niemandem weiter bekannt sei."

Lächelnd erwiderte G. Freytag: von wem er das alles erfahren habe, das könne er mir nicht sagen; nur um einer naheliegenden Vermuthung zu begegnen, fügt er hinzu: „Der Herzog ist es nicht!"

Rückfahrt nach Gotha — Souper im Deutschen Hause. Der Wirth hatte mir gesagt, der Herzog werde morgen aus Reinhardsbrunn zur Stadt kommen, erstens zur Kirche, um einen neuangestellten Prediger zu hören, und dann um die Großherzogin Marie Pawlowna von Weimar zu sehen, die Gotha auf der Durchreise nach Eisenach berührt. G. Freytag wollte das alles nicht recht glauben. Auf seinen Rath neue Erkundigungen eingezogen, zum Kastellan geschickt, der soll mich benachrichtigen.

8. August. Schönes Wetter. G. Freytag kommt früh zu mir und bleibt ein paar Stunden. Der Herzog kommt wirklich heute (am Sonntag) zur Stadt, um in die Kirche zu gehen und sich Vortrag in Geschäften halten zu lassen, nicht aber um die russisch-weimarische Großherzogin zu sehen; diese und der Herzog gehen vielmehr einander aus dem Wege, da sie natürlich entschieden für Rußland Partei nimmt, des Herzogs Verbindungen und Sympathien dagegen in England liegen.

Vielerlei von Politik und Geschichte gesprochen. Freytag begleitet das, was ich sage, mehrfach mit einem halblaut ausgesprochnen: „Sehr wahr! Sehr richtig!“ Besonders ist ihm merkwürdig, was ich über Friedrich den Großen und Napoleon sagte; daß ich nämlich Friedrich unbedingt für den größern Feldherrn hielte aus Gründen, die ich ihm auseinander setzte, und die ihm sehr überzeugend schienen.

Später, um zwölf Uhr, dem Herzog meine Aufwartung gemacht; nicht in dem alten großen Schloß — das bewohnt er nie —, sondern im „Palais,“ einem hübschen, nicht sehr großen, landhausartigen Gebäude am Eingang der Stadt vom Bahnhof her. Nach kurzem Warten in einem unteren Saal wurde ich die Treppe hinauf zu ihm in eine Art von Kabinett geführt.

Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha ist ein wirklich schöner Mann, der ungewöhnlich geistreich aussieht; vierzig Jahre alt, aber jünger als seine Jahre; man sollte glauben, er stehe kaum in der Mitte der Dreißiger. Er nimmt mich sehr freundlich auf, erwähnt Usedom unter denen, die ihm von mir gesprochen haben, und bestätigt, daß ihn Usedom zu Anfang des Sommers in Coburg besucht hat und dann dem Prinzen von Preußen nach Baden gefolgt ist.

Er fragt, wie es in Beziehung auf die Wahlen in Schlesien und in ganz Preußen stehe, und bemerkt dazu, die diesmaligen Wahlen hätten eine sehr große europäische Wichtigkeit; von dem Erfolg dieser Wahlen werde es abhängen, inwiefern man in England glauben werde, sich auf Preußen verlassen zu können, und wie weit sich England überhaupt mit Preußen einlassen werde.

Er entläßt mich mit den Worten, er müsse jetzt Vorträge annehmen und einer Sitzung präsidiren, hoffe aber demnächst ausführlicher mit mir zu sprechen: „Zwischen fünf und sechs Uhr erwarte ich Sie in Reinhardsbrunn!“

Spaziergang zum Schloß Friedenstein. Man begreift, daß der Herzog da oben nicht wohnt. Das große Gebäude sieht sehr unwohnlich aus. Es ist alt, hat sehr viele Fenster; die Fensterreihen liegen aber so nahe unter einander, daß man schon von außen sieht, wie niedrig die Zimmer im Innern sein müssen.

Die Stadt liegt hinter dem Schloß auf einer abschüssigen Fläche, die sich, dem Lauf der Leina folgend, zu einem kleinen Bach hinabsenkt. Unmittelbar hinter dem Schloß ein langer, schmaler, abschüssiger Marktplatz, zu dem vom Schloß her Treppen herunterführen. Hübsche Parkanlagen um das Schloß her, von denen sich ein schmaler Spaziergang zwischen der Stadt und den Vorstädten herumzieht.

Fahrt im offnen Wagen über Wahlwinkel und Rödichen nach Reinhardsbrunn. Das Schloß, ehemals Benediktinerabtei, aber aus rothem Sandstein vom Grund aus neu erbaut — und der Gasthof einige hundert Schritt davon, durch Gebüsch versteckt, sodaß man ihn vom Schloß aus nicht sieht — liegen gar schön in dem waldbegrenzten Wiesenthal mit seinen Parkanlagen und Teichen. Heute, am Sonntag, ist das Bild bunt und festlich belebt. Es sind aus nah und fern unzählige Spaziergänger da — vom Gasthof her schallt Musik — in den Anlagen wimmelt es von angeputzten Frauen und Mädchen und ihren Begleitern. Am Thorweg des Schlosses empfängt mich der Kastellan und führt mich auf einen mit Hirschgeweihen gezierten Korridor in das mir bestimmte Zimmer. Es meldet sich ein Diener, der mir zur Bedienung bestimmt ist: ein rabenschwarzer Mohr namens Philipp.

G. Freytag kommt und setzt mich sehr gewissenhaft au fait von allen Persönlichkeiten des hiesigen Hofs und von den Gästen, die eben hier verweilen. Nach seiner Anleitung mache ich denn auch noch vor Tisch die nöthigen Besuche im Schloß: Rittmeister von Tresckow vom siebenten preußischen Kürassierregiment, dessen Chef der Herzog ist, Adjutant des Herzogs; Hofmarschall von Gruben; Mr. Barnard, englischer Chargé d'affaires, ein alter Mann, der den Herzog und seine Brüder schon als Kinder gekannt hat und fast als ein Mitglied der Familie behandelt wird. Bei diesen dreien en papier.

Wirklich sehe ich den Oberstallmeister von Alvensleben; den finde ich auf ein kräftiges „Herein!" im Schlafrock auf einer Couchette, von der er in einiger Verlegenheit herunterkugelt, um eine aufrechte Stellung zu gewinnen, mit einem Schreiber und Rechnungen beschäftigt. Herr von Meyern (Alvenslebens Schwiegersohn), vertrauter Privatsekretär des Herzogs; ein schöner Mann von einigen dreißig Jahren, der sehr geistreich aussieht.

Mein schwarzer Diener kündigt mir an: Diner ist um sechs Uhr befohlen im Frack. Weißes Halstuch sei nicht nötig, fügt der schwarze Mann hinzu. Es ist nicht ganz leicht, sich durch alle Gänge und Treppchen des Schlosses zurecht zu finden.

Im Vorspeisesaal lernte ich nun auch die andern Herren persönlich kennen. Tresckow ist ein harmloser Mann, der mit den Damen auf dem Fuße gegenseitiger, sehr unschuldiger kleiner Neckereien steht, von der Art, die keinen großen Aufwand von Geist erfordern; sein früh ergrautes Haar ist sorgfältig schön braun gefärbt, mit der gewöhnlichen metallischen Straffheit und kleinen rothen Lichtern. Hofmarschall von Gruben, ein regelrechter Kavalier kleiner, nicht großer Höfe, eher Landjunker als Weltmann. Barnard, ein greises, aber rüstiges kleines Männchen, das seine Rolle als quasi Mitglied der Familie sehr gut spielt, alle Familiarität annimmt und erwidert, ohne je über die Grenze hinaus zu gehen, ohne sich je bei seiner anscheinenden Ungenirtheit eine wirkliche Freiheit zu nehmen.

An Besuch ist da zur Jagd: ein Graf von Erbach, weiß nicht von welcher Linie, mit einem Stern geschmückt; ein junger Fürst Leiningen, Vetter der Königin von England und bisher Offizier in der

englischen Garde, ein junger Mann mit hübschen hellblauen Augen, der ungemein gutmüthig, aber auch wenigstens ebenso unbedeutend aussieht; endlich ein gewesener Jäger, ein Engländer, Mr. Hughan (ausgesprochen Huen), der das Unglück gehabt hat, auf einer Hirschjagd in den schottischen Hochlanden sehr erhitzt mit dem Pferde in einen etwas kühlen Bergstrom zu stürzen; die eine Seite ist ihm seitdem gelähmt. Sehr gentlemanlike, früh verheirathet, früh Wittwer; der Herzog kennt ihn gut von London her, wo er sein Haus viel besucht hat.

Unter den Damen steht in gewissem Sinne seine einundzwanzigjährige Tochter, Miß Gianetta, oben an als berühmte und gefeierte Schönheit, und sie ist wirklich blendend schön! Brünett in der eigenthümlichen Weise, wie eben nur Engländerinnen sind, mit fein gebogner römischer Nase, geistreichen Augen und Rabenlocken um die schöngewölbte Stirn; ein Korallenschmuck steht ihr reizend. Sie soll auch sehr geistreich sein und beschäftigt sich mit Kunst und Wissenschaft in einer Weise, die eben auch wieder nur bei Engländerinnen vorkommt. So hat sie im Dogenpalast zu Venedig mit ihrem Vater zusammen Berichte der venetianischen Gesandten aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert abgeschrieben. Zufällig findet sich für mich keine Gelegenheit, ihr vorgestellt zu werden. Den übrigen Damen stellt mich G. Freytag vor, wie sich eben die Gelegenheit dazu bietet. Frau von Meyern, jeune encore, eine stattliche, angenehme Blondine, ihrem Vater sehr ähnlich. Hofdame Fräulein von Thümmel; G. Freytags eigne Frau, ci-devant Gräfin Dyhrn. Miß Gianetta hat noch zwei jüngere Schwestern, die aber weniger in Betracht kommen.

Nun erscheint der Herzog und — die Herzogin, von deren Dasein ich seltsamerweise bis dahin keine Ahnung hatte! Der Herzog selbst stellt mich ihr vor. Eine geborene Prinzessin von Baden. Fragt mich über die Zustände in Rußland, die jetzt ein besonderes Interesse für sie hätten, da ihre jüngere Schwester dort ihre neue Heimath findet (als Gemahlin des Großfürsten Michael Nikolaijewitsch). Ich halte mich im Allgemeinen, kann aber doch eben nichts Tröstliches darüber sagen, da ich natürlich dem Herzog ernsthaft darüber sprechen will und mir selbst nicht widersprechen darf.

Der Speisesaal ist hübsch. Ich sitze dem Herzog gegenüber, zwischen Sammer und G. Freytag. Die schöne Miß Gianetta sitzt neben dem Herzog.

Der Herzog ist wirklich das, was sein Aeußeres ankündigt: er ist in einem hohen Grade geistreich; er ist sehr viel mehr als das: er ist geistreich, strebsam, verlangt nach einem Wirkungskreise, der der Mühe werth ist, und hat ein Urtheil für das, was der Mühe werth ist. Er scheint überhaupt in vielfacher Beziehung ein treffendes und schnelles Urtheil zu haben, so weit Intuition reicht, und man kann ihm Energie zutrauen, besonders wo es auf einen augenblicklichen Entschluß ankommt.

Von den Mängeln einer fürstlichen Bildung ist er aber wohl auch nicht ganz frei — darüber belehrt einen schon das erste Zusammensein; auch er hat den fürstlichen Mangel an Stetigkeit, das Bedürfniß und die Gewohnheit, in ewiger Bewegung, ewiger Zerstreuung zu leben, die fürstliche „Zappelhaftigkeit", (wie Goethe es nannte). Er treibt zu vielerlei. Wie geistreiche Fürsten sehr häufig, glaubt er, mancherlei Dinge, deren jedes das ganze Leben eines Menschen erfordert, noch nebenher treiben zu können. Seine Stellung als preußischer General ist ihm besonders wichtig. Er betheiligt sich jedesmal bei den Manövern des vierten Armeekorps, zu dem sein preußisches Kürassiererregiment gehört. Sein Hauptinteresse im Leben ist aber Eingreifen in die große europäische Politik, wozu ihm sein Verhältniß als Schwager der Königin von England die Möglichkeit gewährt. Dann ist er aber auch ein leidenschaftlicher Jäger, verwendet viel Zeit auf die Jagd, und ist außerdem fast ebenso leidenschaftlicher Musiker und komponirt Opern. So ist denn auch in allem, was er sagt, sehr viel Geist, eine feine Beobachtungsgabe; aber es steckt oft keine eigentliche, folgerichtige Arbeit des Geistes dahinter.

Nach Tisch in's Freie. In der Dämmerung und bis in's Dunkle hinein in dem Blumengarten, einem kleinen eingezäunten, für Fremde nicht zugänglichen Raum mit einem kleinen Springbrunnen. Hier macht uns der Herzog, im Kreise der Herren stehend, gar interessante Mittheilungen. Aus dem, was er erzählt kann ich entnehmen, daß ihm, als deutschem Patrioten, vor allen Dingen an der Einheit

Deutschlands gelegen ist, und daß ihm weniger darauf ankommt, auf welche Weise sie gerade zu Stande kommt; geht es damit auf die eine Weise nicht, so soll es eben auf eine andere gehen. Es ergiebt sich, daß er es schon auf mancherlei Weise versucht, aber schließlich immer wieder zu der Ueberzeugung zurückgekehrt ist, daß sie eben nur durch Preußen zu Stande kommen kann.

Nachdem unser König 1849 die Kaiserkrone abgelehnt hatte, hat der Herzog viel in Wien verkehrt und sich bemüht, es dahin zu bringen, daß Oesterreich sich an die Spitze Deutschlands stelle und entschieden darauf hinarbeite, Deutschland unter dem kaiserlichen Scepter zu vereinigen. Er fand aber damit durchaus keinen Anklang. Der Gedanke war den dortigen Regierenden viel zu groß; er ging über den Horizont der Leute weit hinaus und kam ihnen abenteuerlich vor. „Die Aufgabe übersteigt ihren geistigen Muth," sie wollen nicht, weder der Kaiser noch die Minister. Sie wollen nur mit sich zu thun haben und scheuen sich davor, ganz in alle Interessen Deutschlands verflochten zu werden.

(Darnach wäre Oesterreichs deutsche Politik eine wesentlich negative, die sich die Aufgabe stellt, zu verhindern, daß die Einheit Deutschlands unter Preußens Fahne zu Stande kommt. Das positive Element liefe so ziemlich darauf hinaus, die Kräfte Deutschlands für die Sonderzwecke Oesterreichs auszubeuten, gelegentlich, anstatt die Kräfte Oesterreichs der Sache Deutschlands zu weihen.)

Ich: Es ist in dem österreichischen Wesen vieles, was ich nicht begreifen kann; ein unlösbarer innerer Widerspruch: im allgemeinen die laut angekündigte Absicht, „den Staat zu regeneriren," vieles, was man revolutionär nennen könnte, und dann wieder vieles, was mit diesen Bestrebungen in dem entschiedensten und seltsamsten Widerspruch steht, wie namentlich und vor allem das Konkordat.

Der Herzog: Das Konkordat rührt weder vom Kaiser noch von seinen Ministern her; das hat die Erzherzogin Sophie mit ihren Pfaffen zusammen ausgeheckt. Es war schon zwei Jahre vor seiner Annahme vollkommen fertig. Der Herzog kannte es und hatte eine Abschrift davon; er sprach damals mit dem Minister Bach über den unerhörten Inhalt und äußerte, etwas so augenscheinlich Verderb-

liches werde doch nicht zur Ausführung kommen? Bach versicherte: So lange er Minister sei, werde es nicht vom Kaiser unterschrieben werden, nicht zur Ausführung kommen. Am Ende aber gelang es der Erzherzogin Sophie und den Pfaffen doch, den Minister Bach zu gewinnen. Wie? das weiß der Herzog nicht, aber er deutet an, daß Bach Parvenü ist und kein Vermögen hat. Aus seiner Ministerstellung verdrängt, sinkt er, ohne Vermögen, ohne Familienanhang, in das vollkommenste Nichts zurück. Kurz, Bach wurde gewonnen; das Konkordat wurde dem Kaiser „unterbreitet".

Das Gespräch wendet sich auf Napoleon III.; da wird es für Erbach (der den Herzog du nennt) ganz besonders interessant, und er fordert eine Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes.

Der Herzog: Das eigentlich Charakteristische an Napoleon III. ist, daß er durchaus gar keine Phantasie hat; er sieht alles ungemein nüchtern an, auch die Gefahr, und darum imponirt sie ihm auch nicht. Die Phantasie vergrößert ihm nichts; auch die Gefahr nicht. Er ist so: wenn man ihm eine brennende Granate in die Hand giebt und ihm dabei sagt, in achtundfünfzig Sekunden werde sie platzen, dann denkt er: so! da habe ich also sechsundfünfzig Sekunden Zeit, sie mir zu betrachten, und dreht sie dann auch wirklich in der Hand sechsundfünfzig Sekunden lang herum, sie von allen Seiten zu besehen und wegzuwerfen, wenn es wirklich nöthig ist.

Ueberhaupt hat er durchaus gar nichts Geniales; im Gegentheil, er begreift ungemein langsam. Er weiß das auch selbst; wenn man ihm etwas vortragen soll, fordert er selbst auf: Expliquez-moi cela bien, parlez lentement, je suis très-lent! Man muß denn auch, wenn man ihm etwas begreiflich machen will, in seinem Vortrag sehr regelrecht, folgerichtig und methodisch zu Werke gehen, Schritt vor Schritt, von Stufe zu Stufe; man darf kein Glied überspringen in der Kette der Schlüsse, die einer aus dem andern folgen. Dabei wird man dann gleich gewahr, wenn er die Sache gefaßt und begriffen hat; denn in dem Augenblick geht eine sehr merkliche Veränderung in seinen Gesichtszügen vor. Ueberspringt man dagegen ein einziges Glied in der Kette von Schlüssen, deren er bedarf, um auf den rechten Punkt zu kommen, dann ist es aus. Er verliert

dann den Faden und kann nicht weiter folgen; er wird zerstreut, sein Blick leer und unsicher umherschweifend; er hört nicht mehr auf das, was für ihn keinen Sinn mehr hat.

Mit diesem Phlegma, diesem Mangel an Phantasie, dieser Leidenschaftlosigkeit scheint er ganz unverwundbar; und dennoch hat er eine Achillesferse. Er hat das Gefühl, daß er ein Parvenü ist, glaubt sich sehr leicht als Parvenü behandelt und ist dann unversöhnlich beleidigt. Geht ein Fürst aus altanerkanntem Hause ganz unbefangen mit ihm um, wie mit seinesgleichen, so vermag er ohne weiteres sehr viel über ihn und kann ihn zu vielem bringen. Aber der rechte Ton ist gar schwer zu treffen! Es gehört eben die vollkommenste Unbefangenheit dazu; eine zu große Familiarität verletzt diesen Napoleon den Dritten als Nichtachtung, ein zeremoniöses irgend steifes Wesen noch mehr. Er sieht darin mit Argwohn und Mißtrauen ein Zeichen, daß man ihn als Eindringling, als einen Fremden im Kreise der regierenden Herren und Fürsten behandelt.

Der Herzog hat daher der ersten Zusammenkunft Napoleons III. mit seinem Bruder, dem Prinzen Albert, aus der Entfernung mit großer Spannung zugesehen. Das Zustandekommen des französisch-englischen Bündnisses gegen Rußland hing von dem Erfolg dieser Zusammenkunft ab. Mißfiel dem Kaiser irgend etwas in dem Wesen des Prinzen-Gemahls, erregte irgend etwas seinen Argwohn, so war an ein Bündniß nicht zu denken. Doch wollte der Herzog seinen Bruder nicht warnen, um nicht eben eine Befangenheit zu veranlassen, die schädlich werden konnte. Die Sache lief aber sehr gut ab; Prinz Albert traf den richtigen Ton.

Die Kriecherei der Russen dagegen, der überschwengliche Weihrauch, den sie ihm streuten nach dem Kriege in der Krim, hat Napoleon III. „degoutirt", und darum ist aus der Annäherung zwischen Rußland und Frankreich auch nicht das geworden, was man vielfach wünschte.

Wir werden zum Thee in den Salon der Herzogin beschieden. Das Gespräch war eben wieder auf österreichische Verhältnisse gekommen. Ich sagte, indem wir in der Dunkelheit über den Schloßhof schritten: „Ich habe es aus dem Munde des Marschalls Oudinot

(i. e. durch meinen Stiefvater), daß der Erzherzog Karl 1809 nach den unglücklichen Schlachten in Baiern bei Napoleon Schritte gethan hat, um Rheinbundkönig von Böhmen zu werden; ich möchte wissen, ob das wahr ist?"

Der Herzog: „Ja freilich ist es wahr! Und der Erzherzog Johann wollte König von Ungarn werden; darum kam er seinem Bruder bei Wagram nicht zu Hilfe."

Im Salon Whistpartie des Herzogs, en trois mit einem mort: der Herzog, Alvensleben und ich, um wenige Silbergroschen; es wird dabei geplaudert und das Ganze nicht übermäßig wichtig genommen. Ich kündige gleich an, daß ich schlecht spiele, aber der Herzog kann es nicht um ein Haar besser. Die Damen machen samt den übrigen Herren am andern Ende cercle um die Herzogin.

Ich saß nachher noch lange mit Treskow — der mein Stubennachbar ist — und Samwer zusammen und mußte ihnen von russischen Zuständen und dem Kaiser Nikolaus erzählen, was sie außerordentlich interessirte.

9. August. Um sieben Uhr früh Thee in meinem Zimmer. Entschiednes Regenwetter. Man kann heute nicht auf die Jagd gehen; ich muß den Tag nützen, die Zwecke zu fördern, die mich eigentlich hergeführt haben.

Um zehn Uhr zweites gemeinschaftliches Frühstück im Speisesaal.

Ich benutze, ehe man sich zu Tisch setzt, einen Augenblick, wo ich mit dem Herzog in einer Fenstervertiefung alleinstehe, unsre Wahlen und überhaupt ernste Anliegen zu berühren. Er sagt, ich solle nach dem Frühstück zu ihm kommen in sein Kabinett. So habe ich denn auch ein tête-à-tête von mehr als zwei Stunden mit ihm.

Ich spreche zuerst von unsern Wahlen und setze auseinander, daß wir zwar das Mögliche thun, daß aber ein vollständiger Erfolg doch kaum zu hoffen ist für diesmal. Die Junkerpartei hat sich in solcher Weise eingenistet, in solchem Grade alle einflußreichen Stellen und Aemter in die Hände ihrer Partei gebracht, daß es nicht leicht ist, gegen die Macht anzukämpfen, die sie besitzt. Alle Landräthe sind Leute der reactionären Partei; die Bürgermeister der kleinen Städte

sind ebenfalls wenigstens sehr geschmeidige Subjekte, die den Mantel nach dem Winde hängen und thun, was ihnen vom Landrath und Regierungspräsidenten befohlen wird. Ueberhaupt ist es nicht so leicht, eine komplizirte große Staatsmaschine aus dem Geleise herauszuheben, in dem sie seit einer Reihe von Jahren durch alle möglichen Mittel erhalten worden ist; namentlich bei der jetzigen Unsicherheit unsrer Zustände. Die Wahlen werden jedenfalls so ausfallen, daß sie uns vor weitern Rückschritten bewahren, und die Möglichkeit gewähren, für die nächste Legislaturperiode vollkommen befriedigende Wahlen vorzubereiten. Mehr aber ist für diesmal mit Sicherheit nicht zu erwarten.

Sehr wichtig ist nun aber zunächst, daß man auch in England die Sachlage so sieht, wie sie wirklich ist; nicht zu viel von den gegenwärtigen Wahlen erwartet und nicht infolge dessen, wenn sie nicht ganz den hoch gespannten Erwartungen entsprechen, auch dies theilweise Mißlingen wieder überschätzt; nicht daraufhin das Vertrauen zu Preußen und die Hoffnung auf Preußen verliert; nicht den Gedanken aufgiebt, in Preußen Englands Stütze auf dem Festlande zu suchen.

Ich fordre den Herzog auf, der Königin Viktoria, seinem Bruder Albert und den englischen Staatsmännern, die er demnächst sehen wird, auseinanderzusetzen, daß diesmal ein vollständiger Erfolg nicht zu erwarten ist; daß ein theilweises Mißlingen aber auch gar nichts für die Zukunft beweist, wenig auf sich hat im ganzen, und die Politik Englands in Beziehung auf Preußen nicht bestimmen darf. Der Herzog verspricht mir das, nachdem er sehr aufmerksam zugehört hat.

Weniger Glück habe ich mit meinem zweiten Anliegen. Ich spreche von dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm. Der ist sehr liebenswürdig, hat manche schöne Eigenschaften, zeigt hin und wieder, daß er den Uebermuth der Junkerpartei nicht duldet; aber er lebt sorglos, beschäftigt sich mit den Interessen, die eben der Augenblick bringt. Einfluß auf ihn kann nur der Herzog üben, der als Onkel, wie wir alle wissen, das volle Vertrauen der Prinzessin Viktoria besitzt.

Jeder Versuch wäre durchaus vergeblich, erwiderte der Herzog.

Der Herzog fragt nach dem Benehmen des Prinzen Friedrich

Wilhelm in Schlesien, nach meinen Beziehungen zu ihm, nach meiner Denkschrift über den Kaiser Nikolaus, die auf den Prinzen von Preußen Eindruck gemacht hat; will aber auch nicht sagen, durch wen er davon gehört hat. Findet es bedenklich, daß die Prinzessin von Preußen eine Abschrift behalten hat. Fragt, ob auch der junge Prinz diese Denkschrift gelesen hat? Ich: Ja! Die Prinzessin von Preußen hat ihm ihre Abschrift geschickt und ihm empfohlen, sie zu lesen.

Der Herzog spricht auch von dem Prinzen Friedrich Karl, läßt sich erzählen, wie und weshalb der sein Kommando verloren hat, und wundert sich über die Geschichte. Erzählt manches Charakteristische von Friedrich Wilhelm IV.

Welche Gelegenheiten hat der nicht aus den Händen gelassen! Darüber erfahre ich Neues! Als im Jahre 1854 daran gearbeitet wurde (unter Alfred Pourtalès), Preußen im Verein mit Oesterreich und den Westmächten zum Krieg, wenigstens zu einer kriegerischen Demonstration gegen Rußland zu bewegen, reiste der Herzog viel zwischen den verschiednen Höfen hin und her, um die Sache zu Stande zu bringen. Der Plan war im allgemeinen fertig. Eine österreichische Armee von vier Armeekorps, in Galizien aufgestellt, wollte der Kaiser Franz Josef in Person befehligen. Im Norden sollten vier preußische Armeekorps unter dem Prinzen von Preußen auftreten. In der Mitte zwischen beiden (also in Schlesien?) zwei deutsche Bundeskorps unter den Befehlen eben des Herzogs von Koburg selbst. Griesheim entwarf den Operationsplan für das preußische Heer. Der österreichische Feldzeugmeister Heß sollte das Ganze leiten.

Der Herzog meint, es wäre gar nicht zum Kriege gekommen. Der Druck wäre so gewaltig geworden, daß Rußland unbedingt nachgegeben hätte. (Das ist die Frage.)

Der Preis, der für eine solche kriegerische Demonstration Preußens geboten wurde, war sehr hoch. England überließ das Geschäft, für diesen Bund zu werben und zu kaufen, den Preis festzustellen u. s. w., durchaus und sehr gern der französischen Regierung. Von dieser, mit Englands Zustimmung beauftragt, kam der Herzog nach Berlin und bot für Preußens Beitritt zum Bunde: man wolle die neue Erbfolgeordnung in Dänemark und den Gesammtstaat wieder aufheben,

die weibliche Erbfolge in Dänemark, die männliche in den Herzogthümern herstellen, die Trennung der Herzogthümer von Dänemark herbeiführen, Schleswig und Holstein ganz mit Deutschland vereinigen. (Daß Flensburg deutsche Bundesfestung wurde, Eckernförde Bundeshafen, und daß beide Orte preußische Besatzung erhielten, verstand sich darnach von selbst.) Der König gerieth in die äußerste Verlegenheit, besonders da die Königin nicht zur Stelle war, und er sie nicht fragen konnte, was er zu thun habe. Der Herzog erklärte: Das sei er beauftragt zu bieten; als guter deutscher Patriot aber könne er dem König im Vertrauen sagen, Preußen könne noch mehr fordern, und das werde eben auch bewilligt werden. Der König könne geradezu Schleswig und Holstein und ihre Einverleibung in den preußischen Staat verlangen, sie werde zu Paris und London auch zugestanden. Der Augustenburger lasse sich mit einem Theil der Domänen abfinden; das wisse er (der Herzog). Wenn er nach Paris telegraphire: „Preußen verlangt Schleswig und Holstein für sich," erhalte er umgehend die Antwort: C'est bien! Das wisse er, und könne dafür bürgen.

In höchster Verlegenheit ging der König im Zimmer auf und ab. Am Ende blieb er vor dem Herzog stehen und verlangte als Preis für Preußens Beitritt zu dem Bunde Hannover! (Sein Verstand sagte ihm, daß ein König von Preußen solche Anerbietungen nicht ablehnen darf; aber er hat nicht die Entschlossenheit, etwas zu wollen und zu wagen, und möchte gern aus dem Handel kommen, ohne daß er zu Thaten gezwungen werde, und ohne daß man ihm nachsagen könne, er habe abgelehnt; da verlangt er mit Berechnung etwas Unmögliches, damit sich die Sache zerschlägt!)

Darauf gab es natürlich keine Antwort. Diese Forderung konnte gar nicht nach Paris und London gemeldet werden. Später fragte dann der König durch den Telegraphen in Petersburg an, was er antworten solle!

Der Herzog giebt zu verstehen, daß die Welt alle diese Dinge dereinst sehr genau erfahren werde, d. h. daß er Memoiren schreibt.

Nachdem mich der Herzog entlassen hat, in meinem Zimmer geschrieben; vieles überdacht.

Das Wetter klärt sich ein klein wenig auf; Philipp erscheint: Diner bald nach vier, im Jagdanzug!

Der Herzog, Erbach, Leiningen erscheinen bei Tisch in allerhand kurzen Jacken und gewaltigen Wasserstiefeln und eilen davon, ehe noch das Mahl ganz beendet ist. Wir andern im Ueberrock.

Spazierfahrt mit der Herzogin. Miß Gianetta mit dieser im Ponyphaethon, den die Herzogin selbst führt; die beiden jüngeren Misses Hughan, Fräulein von Thümmel und ich in einer Kalesche. Wir fahren durch eines der, wie die Sage berichtet, von der heiligen Elisabeth angelegten und mit Kolonisten aus Ungarn bevölkerten Dörfer: Groß-Tabarz, dann ein Wald- und Wiesenthal, in dem sich keine menschlichen Wohnungen zeigen, hinauf, endlich zu Fuß durch den Wald, die Berglehne hinan zum Thorstein.

Abends Soiree im Billardzimmer, wo geraucht wird; aber Frau von Meyern ruht nicht, bis sie in den Salon der Herzogin verlegt wird.

An neuen Gästen erscheint da der Fürst Hatzfeldt, Standesherr auf Trachenberg in Schlesien, der ein Haus in Gotha besitzt und seine Winter da verlebt, weil ihn seine eigenthümlichen Familienverhältnisse und sein Liberalismus am preußischen Hofe mißliebig gemacht und mit dem schlesischen Adel brouillirt haben. Ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter. Dann erscheint, durch G. Freytag eingeführt: Berthold Auerbach, der Verfasser der „Dorfgeschichten". Ein kleiner, dicker, dachsbeiniger Mann. Die Damen chuchotiren unter einander über diese Erscheinung. Fräulein Thümmel sagt mir, man mache sich so gern ein ideales Bild von Dichtern, es sei dann eine gar wunderliche Ueberraschung, wenn so eine Figur erscheine. Eben wird er ihr vorgestellt. Sie sagt natürlich, wie sehr sie seit lange gewünscht habe, ihn kennen zu lernen, da sie ihn schon lange aus seinen Werken kenne und verehre. Er fragt, ob er denn auch dem Bilde entspreche, das sie sich von ihm gemacht habe? Es sei gefährlich, ein ideales Bild seiner selbst vorzufinden.

B. Auerbach hat mir, noch ehe er im Salon erschien, einen Besuch in meinem Zimmer machen wollen — ich finde dort später seine Karte. Durch G. Freytag mit mir bekannt gemacht, bietet er mir die Hand.

Fürst Hatzfeldt spricht mit G. Freytag über die Wahlen in Schlesien; er hat von K. Dyhrn eine Aufforderung erhalten, an unseren Parteiberathungen theilzunehmen und sich auf dem Fürstensteine einzufinden. Hatzfeldt scheint der Sache nicht recht zu trauen und Demokratenthum dahinter zu vermuthen. Ich mische mich in das Gespräch, sage, daß ich auch an den bisherigen Berathungen theilgenommen habe, und erkläre, wie die Sache eigentlich zusammenhängt. Kann auch bemerken, daß Hatzfeldt nach und nach eine andere Ansicht der Sache gewinnt.

Mit Hatzfeldt zusammen die Partie des Herzogs gemacht. Sehr heiter dabei. Hatzfeldt fährt den Abend nach Gotha.

10. August. Der Himmel hat sich wieder ganz aufgeklärt. Herrliches Wetter. Frühstück im Freien, vor dem Gartensalon, an der Westseite des Schlosses. Dann sehen wir die Herren zur Jagd aufbrechen, den Herzog und Erbach zu Pferde.

Miß Gianetta etwas unwohl. Ihre Schwestern sind nicht mehr da.

Mehrfach schon hat mich Miß Gianetta eingeladen, sie in ihrem besonderen Zimmer zu besuchen und Antheil zu nehmen an den Uebersetzungen aus dem Deutschen in das Englische, die sie für den Herzog macht. Ich besuche sie denn heute. Sie übersetzt lyrische Gedichte aus einem Bändchen, das dem Herzog gewidmet ist. Ihr Talent geht nicht über den gewöhnlichen Dilettantismus hinaus. Ich nehme den ernsthaftesten Antheil an der Sache und helfe hie und da mit einem recht unbedeutenden kleinen Rathschlag. Sie hat auch Goethe's „Trost in Thränen" (Wie kommt's, daß Du so traurig bist) übersetzt und verspricht mir eine Abschrift.

Man sorgt für unsere Unterhaltung. Miß Gianetta macht mit der Herzogin eine kleine Fahrt, die beide im Ponyphaethon in die Nähe der Jäger führen soll; wir anderen (Frau von Meyern, Fräulein von Thümmel, Gruben, Meyern, B. Auerbach und ich, Mr. Hughan nicht zu vergessen) werden in zwei Equipagen auf eine weitere Partie ausgeschickt. Unterwegs schließt sich uns der Fürst Hatzfeldt an, der aus Gotha kommt.

Fahrt durch das erziehungsberühmte Schnepfenthal nach Wal-

tershausen, wo wir eine große Spielwaaren-Fabrik besuchen, die nicht weniger abwerfen soll, als die zu Sonneberg am südlichen Abhang des Thüringer Waldes. Es wird allerhand gekauft.

Wir fahren durch den Wald hinauf bis zu einem Fußpfade, dann zu Fuß hinauf nach Schloß Tenneberg, dem ehemaligen Wittwensitz der Herzoginnen von Gotha. Der schönen Aussicht können wir uns nicht erfreuen; die Zimmer, die sie beherrschen, sind vom Landrath bewohnt. Zu Fuß an Berglehnen durch den Wald zurück nach Reinhardsbrunn.

Berthold Auerbach feiert hier wahre Triumphe; er hat einen ungemeinen succès: seine kleine Gestalt ist längst vollständig vergessen. Niemand denkt mehr daran. Die Herren tragen ihn auf Händen, die Damen schwärmen für ihn. Das ist auch ganz natürlich; denn er ist wirklich einer der liebenswürdigsten Menschen, die mir je begegnet sind.

Wie wir zurück sind in Reinhardsbrunn, fordert er mich auf, mit ihm allein durch die Anlagen zu wandeln, denn in größerer Gesellschaft habe man doch nichts von einander.

Wir gehen da erst mit Fräulein Thümmel, dann allein umher, begegnen seinem Schwiegervater, dem Bankier Schneider aus Breslau, und B. Auerbachs zehnjährigem Sohn, die im Gasthof wohnen. Allein vielerlei besprochen, Literatur, Auerbachs eigene Werke. Er sagt, daß die gewaltsame Ueberspannung, die er in der Literatur vorherrschend gefunden, ihn darauf geführt habe, auf die einfachsten Verhältnisse und Zustände zurückzugehen, um sie zur Geltung zu bringen. Ich sage: wenn man in reiferen Jahren den Großmeister dieser Weltschmerzschule, Lord Byron, wieder zur Hand nimmt, erstaunt man darüber, wie hohl auch der ist!

Jetziger gesunkener Zustand der deutschen Literatur; mir macht es immer einen befremdlichen Eindruck, ich kann mich nicht hineinfinden, wenn ich in Zeitschriften u. s. w. lange Artikel finde, in denen von Gutzkow, Hebbel, Prutz und all' den Leuten die Rede ist, ganz ernsthaft, als wären sie alle mit einander wirklich etwas, als wäre das, was sie zu Tage fördern, wirklich eine Literatur und überhaupt der Rede werth. Auerbach meint: die Leute wissen alle

recht gut, daß sie „ruhmgeschmückt“ sind, d. h. daß ihr ganzer Ruhm künstlich gemacht und in der That nichts dahinter ist.

Auch von meinen Studien ist die Rede; ich sage unter Anderem: wer Geschichte mit Ernst und Wahrheit zu erforschen sucht, der überzeugt sich davon, daß in dieser Welt nichts so selten ist als eine That! Das frappirt ihn, besonders da ich den Gedanken weiter ausführe.

Die Jäger kommen spät nach Haus. Der Herzog hat nichts geschossen, wohl aber haben Treskow und Fürst Leiningen jeder einen Hirsch geschossen; Treskow einen Zwölfender, Leiningen gar einen Sechzehnender. Das war eigentlich gegen die Hausordnung. Ein Achtender wird von den Jägern und Forstleuten des Herzogs herkömmlich ein „Kavalierhirsch“ genannt, wie mich Herr von Meyern belehrt, weil stillschweigend angenommen wird, daß die „Kavaliere“, die der Herzog mitnimmt auf die Jagd, nur Achtender schießen, größere Hirsche aber vorbeilassen. Die größern nämlich wünscht der Herzog selbst zu schießen. Aber weder Leiningen noch Treskow hatte je früher einen Hirsch geschossen; es war für jeden von ihnen der erste Hirsch; da hatten sie der Versuchung nicht widerstehen können.

Diner bei Licht. Ich sitze dem Herzog schräg gegenüber neben B. Auerbach. Diskussion mit Fräulein Thümmel, die nicht weit von mir sitzt. Sie hatte schon neulich — ich weiß nicht mehr von wem — gesagt, er sei ein sehr geistreicher Mensch; ich hatte das zugegeben, aber hinzugefügt: „man ist aber sehr wenig, wenn man ein geistreicher Mensch ist,“ und daß der eigentliche Werth des Menschen auf dem Charakter beruhe. Fräulein von Thümmel wollte sich nicht überzeugen lassen und fügte unendlich schöne Sachen hinzu. Da sie jetzt die Diskussion erneuerte, zog ich B. Auerbach hinein — auch der Herzog mischte sich hinein —, beide waren entschieden meiner Meinung. Da erklärte Fräulein von Thümmel: drei Männern gegenüber müsse sie freilich ihre Ansicht aufgeben u. s. w.

Sehr heiterer Kaffee bei Licht im Blumengarten, wo B. Auerbach die ganze Herrenwelt um sich versammelt und durch manches geistreiche Wort entzückt. Im Salon der Herzogin erscheint als Besuch Madame Lauchert, geborne Fürstin Hohenlohe aus Schlesien,

die einen Maler geheirathet hat. Partie Whist mit dem Herzog und Hatzfeldt. Der letztere reist ab nach Schlesien, sämmtliche Herren begleiten ihn an den Wagen. Er giebt mir Rendezvous auf dem Fürstenstein, hat sich also entschlossen, zu kommen; das ist wohl einigermaßen mein Verdienst.

11. August. Wieder herrliches Wetter. Frühstück im Freien, etwas früher als gewöhnlich. Aufbruch zur Jagd. Der Herzog reitet einen hochedeln arabischen Schimmel, den sein Bruder Albert in Damaskus für ihn hat ankaufen lassen. Ein gar schönes Thier, das ich mir genau betrachte. (Wir züchten auch in Europa schöne Pferde, die sich in jeder Beziehung mit dem Araber messen dürfen: nur den schönen Kopf des Arabers hat kein europäisches Pferd. Ich betrachte mir heute genau, worin der Unterschied liegt: abgesehen vom Auge sind es die starken, weit offnen Nüstern, die den Kopf des Arabers so schön machen. Das englische und deutsche Vollblutpferd hat mehr geschlossene, gleichsam plattgedrückte Nüstern; dadurch wird der Kontur des untern Theils des Kopfes verdorben.) Leiningen folgt in einem leichten Jagdphaethon mit vier stattlichen, edeln Pferden. Wie sich der Zug durch den schönen Park in Bewegung setzt — die Herzogin im zierlichen Ponyphaethon folgt —, schaudert B. Auerbach in sich zusammen und sagt zu mir gewendet, mit Entzücken: „Es ist ein herrliches Leben!" Er ist in der That sehr glücklich hier, fühlt sich recht wonniglich wohl in dieser reizenden Umgebung, unter den bedeutenden Männern und schönen Frauen; er muß mitunter an sich halten, um nicht laut aufzujauchzen vor Glückseligkeit. Das ist natürlich genug! Er hat seine Kindheit und erste Jugend unter Schacherjuden in einer Hütte verlebt.

Nachdem die Jäger aufgebrochen waren, wandle ich mit B. Auerbach und Frau von Meyern in den Anlagen umher; das Gespräch berührt mancherlei, Erziehung unter anderm, weibliche Erziehung. Ich sage, daß ich, was diesen Punkt betrifft, wohl versucht wäre, Klagelieder anzustimmen; die Erziehung unsrer Frauen sei nach meiner Ansicht sehr verkehrt: „unsre Frauen werden lediglich auf das Jungsein erzogen!"

Miß Mary und Luisa Hughan kommen aus Gotha an, und

nun wird eine große Partie auf den Inselberg unternommen. Sie soll uns in die Nähe der Jagd führen. Unsre Gesellschaft wandert zu Fuß, da Fräulein von Thümmel zu Grubens großem Aerger die Wagen fortgeschickt hat, erst den Rennweg entlang, dann links ab durch Buchenschläge zur Tanzbuche, einem eigenthümlichen Plätzchen im Walde. Die Wiesen weit umher sind herzoglich; in frühern Zeiten hatten die nahegelegnen Dörfer die Verpflichtung, dem Herzog das Heu einzubringen, und nach vollendeter Heuernte wurde dann den Fröhnern von der „Herrschaft" an dieser Stelle unter einer alten Buche ein festlicher Tanz gegeben. Daher der Name. Jetzt steht hier ein kleines Jagdhaus, leicht von Holz zusammengefügt. Wiesen, die einen klaren Teich umgeben, dehnen sich bis an die waldigen Abhänge aus. Schöne Aussicht auf den Hauptkamm des Thüringer Waldes mit seinen Kuppen. Es ist gar anmuthig hier oben.

Das ganze Gebirge scheint von Reisenden zu wimmeln. Auf dem Inselberg trafen wir sehr zahlreiche Gesellschaft; hier sehen wir in einiger Entfernung am Waldesrande die Schüler von Schnepfenthal, die, von ihren Lehrern geführt, gymnastische Uebungen und Spiele treiben, sich aber nicht im mindesten um uns kümmern.

Wir lagern am Teich. B. Auerbach und ich, wir breiten unsre Plaids auf dem Rasen aus für die Damen, die Damen singen Liedchen. B. Auerbach wälzt sich im Grase vor Wonne, erzählt komische Geschichten, singt burleske Liederchen vom Kasperltheater her, das alles in so harmloser, naiver, liebenswürdiger Weise, daß es durchaus ungezwungen bleibt und doch nie über die Grenze des in guter Gesellschaft passenden hinausgeht. Miß Gianetta und Luisa, Frau von Meyern sind so hübsch, so reizend gekleidet, daß die Gruppe auf dem frischen Rasen, unter ein paar alten Bäumen, am klaren Wasserspiegel, wohl des Malens werth gewesen wäre, und die Zeit fließt angenehm an uns vorüber.

Endlich kommen die Jäger. Der Herzog auf seinem Schimmel, die Herzogin mit einem langen Stecken zu Fuß hinterdrein.

Die Herzogin liebt ihren Gemahl sehr. Ihr größtes Glück ist, in seiner Nähe zu sein. Sie kann das Schießen nicht gut vertragen und folgt ihm doch auf die Jagd. Tresckow erzählt mir, daß sie

im Herbst bei den großen Treibjagden auf Hasen stets neben dem Herzog her in der Jägerkette über die Sturzäcker geht. Sie schreckt bei jedem Schuß zusammen, aber sie überwindet die Nervenpein, um nur bei dem Herzog sein zu können.

Diner auf Blech und Zinn, im Freien, unter ein paar alten Buchen, nachdem sich die Herzogin im Jagdhaus umgekleidet hat. Die Forstleute sitzen mit bei Tisch und verzehren schweigend, was ihnen geboten wird. Rückweg schon in der Abenddämmerung. Fahrt durch den Ungeheuern=Grund nach Reinhardsbrunn. Abends im Blumengarten. Partie des Herzogs (mit Alvensleben) im Freien, an einem Kartentisch, an dessen vier Ecken Laternen angeschraubt sind.

B. Auerbach empfiehlt sich heute Abend, da er abreist. Sehr herzlicher Abschied von mir; daß wir uns in Dresden sehen, wenn ich durchreise, versteht sich von selbst. Der Herzog und namentlich Erbach zeigen sich so freundschaftlich wie möglich gegen ihn. Die Damen sehen ihn ungern scheiden.

12. August. Ich wollte heute reisen, denn es ist zwar sehr schön hier, es lebt sich hier anmuthig und leicht, aber ich muß daheim Druckfehler korrigiren und eine Wahlbroschüre schreiben, die ich versprochen. So hatte ich denn meine Abreise schon angekündigt. Aber ganz früh schon kommt Meyern vom Herzog gesendet zu mir und fordert mich in dessen Namen auf, heute noch zu bleiben. Das ist natürlich nicht abzulehnen.

Diner mit einem gewissen Apparat; ein paar preußische Offiziere aus Erfurt sind dazu geladen: Herr von Blumenthal, Oberstlieutenant im Generalstab, und Adjutant Rittmeister von Bernuth. Tafel im Freien, an der Westseite des Schlosses. Militärmusik aus Gotha, die der Herzog hat kommen lassen. Sie spielt Ouvertüren u. s. w. aus den Opern des Herzogs; er selbst hört mit großer Spannung zu, ob sie auch richtig vorgetragen werden. Blumenthal sagt mir, daß er zum großen Generalstab nach Berlin versetzt sei; in Erfurt werde wahrscheinlich Otto Bernhardi an seine Stelle kommen.

Thee und Abend im Blumengarten, wo ich noch ein bedeutendes Gespräch mit dem Herzog habe; es dreht sich um Welt, Zeit und Leben im allgemeinen. Er zeigt darin viel Geist, ein sehr schnelles

Fassungsvermögen. Noch ein paar Rubber Whist mit ihm und Alvensleben; ich bleibe am Ende um fünf Points im Gewinnst.

Der Abschied, wie ich mich nun empfehle, ist von allen Seiten so herzlich und wohlwollend, wie ich nur irgend wünschen kann. Der Herzog ladet mich vielfach ein, ihn wieder zu besuchen; auch mir ist es leid, zu scheiden. Es wird einem nicht bald wieder so gut.

Parteiversammlung in Breslau. Vereinbarung des schlesischen Programms.

Am 21. Aug. wurde Bernhardi abermals nach Breslau beschieden, wo er mit dem aus Berlin kommenden Frhrn. v. Vincke zusammentraf.

Vincke berichtet: der Prinz wolle sich den gegenwärtigen Zustand nicht länger gefallen lassen — Vincke ist überzeugt, daß im Oktober die Regentschaft eingerichtet wird. — Ein Wort des Prinzen aber, bei dem Vincke gar kein Arg hat, macht mir Sorgen. Vincke hat ein Gespräch mit ihm gehabt über die Nothwendigkeit, ein anderes Ministerium an die Spitze der Geschäfte zu stellen, und der Prinz äußerte: daß die Wahl leider sehr schwer sei! — Das erscheint bedenklich. Wie sein Vater, hat der Prinz kein rechtes Vertrauen zu sich selbst. — Daraufhin könnte sich der Minister-Präsident Manteuffel möglicher Weise erhalten, wenn er sich dem neuen System accommodirte, was er ohne allen Zweifel sehr bereit ist zu thun. Um sich der Nothwendigkeit einer schwierigen, oder als schwierig empfundenen Wahl zu entziehen, könnte der Prinz ihn beibehalten. Das wäre ein Unglück!

Zusammenkunft im König von Ungarn. Es finden sich ein: Graf York, Dyhrn, Fürst Hatzfeldt, Richthofen-Barzdorf, Richthofen-Brechelsdorf, Mathis (Bruder des Präsidenten, Rittergutsbesitzer), Dr. Möcke, Milde, Molinari, Braniß, Röpell, Vincke und ich.

Die Zusammenkunft auf dem Fürstenstein ist aufgegeben worden, weil sie in die Gerichtsferien gefallen wäre, die Juristen sind auf Reisen, wären nicht gekommen.

Von den Demokraten erfahren wir unter der Hand immer entschiedener, daß sie organisirt sind, und häufige Berathungen halten.

Richthofen-Barzdorf ist gegen ein specialisirendes Programm, das bestimmte Forderungen und Punkte aufstellt. Er meint, mit einer jeden solchen bestimmt formulirten Forderung stoße man irgendwo an; so werde man durch die verlangte Aufhebung der Grundsteuer-Befreiungen die vier ehemals zur Lausitz gehörigen, jetzt mit Schlesien vereinigten Kreise stutzig machen. Dort sind die Rittergüter steuerfrei. — Dergleichen werde besser vermieden. Es genüge, sich auf die Verfassung zu berufen. — Er will einen Versuch machen das specialisirende Programm umzustoßen, und ein allgemein gehaltenes an die Stelle zu setzen. — Liest mir den Entwurf dazu vor, wünscht ich soll ihn unterstützen.

Ich bin nicht abgeneigt; denn aus dem provisorischen Programm ist jetzt ein definitives geworden; es soll mit unserer Namensunterschrift in die Welt geschickt werden: da ist mir manches bedenklich; es steht mir nicht recht an, daß ich mich durch Namensunterschrift zu diesen Grundsätzen bekennen soll.

Wie die förmliche Sitzung beginnt, York zum Präsidenten gewählt ist, tritt Richthofen mit seinem Projekt hervor — ich sage einige Worte, ihn der Aufmerksamkeit zu empfehlen — Molinari aber äußert: es sei eben der große Vortheil unserer Partei, daß wir mit einem wirklichen Programm vor das Publikum treten könnten; das können weder die Demokraten, noch kann es die Rechte. Die müßten sich allerdings ganz in Allgemeinheiten halten, für uns sei das keine Nothwendigkeit.

Dies Wort überzeugt mich von der unbedingten Nothwendigkeit eines bestimmten wirklichen Programms. Richthofens Antrag fällt ohne Weiteres.

Röpell bringt zur Sprache, daß neuerdings wieder viele Stimmen sich für die geheime Abstimmung ausgesprochen haben, ob man sie auf unser Programm setzen solle? — Findet keinen Anklang. — Hatzfeldt äußert: geheime Abstimmung sei keineswegs eine Bürgschaft für die Unabhängigkeit und Redlichkeit der Wahlen, das beweise Frankreich in diesem Augenblick zur Genüge; was für ein Votum er in

die Urne thue, das wisse jeder: aber was wieder heraus komme, das wisse niemand.

Röpell hat sich in der mehrfach überarbeiteten Redaction des Ausdrucks „Landtag" bedient; dagegen erhebt sich Milde, ohne eigentlich Gründe anzuführen. — Es wird debattirt, ob der Ausdruck legal ist und zu Recht besteht; es findet sich, daß die Regierung offiziell — auch ohne strenge Berechtigung — den Ausdruck „beide Häuser des Landtages" gebraucht; den Ausdruck „Landtag" schlechtweg hat nur die Kreuz-Zeitung eingeschmuggelt.

Ich verweise darauf, daß er an sich unpassend ist, dann aber auch besonders deshalb verwerflich ist, weil hinter diesem Ausdruck das Streben der Junker-Partei steckt, unserer Verfassung den Charakter einer parlamentarischen abzustreifen, und ihr das Gepräge einer ständischen aufzudrücken. — „Das ist es!" rief Milde in einer Art von Ekstase aus.

Es wird „Landesvertretung" gesetzt. Kopfschmerzen hindern mich, an der Berathung weiter Antheil zu nehmen. — Ich muß bald die Gesellschaft verlassen und zu Bett gehen.

22. August. Vincke, der mit dem Frühzug abreisen will, schon um 6 Uhr bei mir; vielerlei besprochen. Erzählt mir, daß das Programm gestern definitiv festgestellt und unterschrieben worden ist. — (Da werde ich es wohl auch unterschreiben, obgleich es mir nicht unbedingt zusagt.) Ich fordere Vincke auf, dem Prinzen von Preußen zu schreiben oder zu sagen, daß wir es unterschrieben haben, um eine Spaltung der Partei zu verhüten — aber ohne mit allen Artikeln einverstanden zu sein; er soll die Artikel namhaft machen, gegen die wir gesprochen und gestimmt haben — namentlich die unselige Verantwortlichkeit der Minister.

Vincke hofft im Strehlner Kreis gewählt zu werden, wird aber, wie es scheint, auch in Breslau als Candidat auftreten, pour avoir deux cordes à son arc. — Redet mir sehr zu, mich auch wählen zu lassen — als ob das nur von mir abhinge!

Um doch etwas Reelles für unsere Partei zu thun, will ich eine Broschüre schreiben und den Wählern widmen; da die Junker und die Demokraten sich jetzt auch auf die Verfassung berufen, mag sie

den Titel führen: „Unsere Verfassung im Sinn der extremen, und im Sinn der gemäßigten Parteien" — das Thema ist, daß die Junker-Partei die Verfassung, auf die sie sich beruft, in eine ständische umzugestalten bemüht ist — und nachzuweisen, daß eine ständische Verfassung der gerade Gegensatz einer parlamentarischen ist.

Den Dienst, den ich damit der Sache leiste, überschätze ich gewiß nicht. Ich weiß, wie weit dergleichen reicht und habe es in unseren Versammlungen beständig wiederholt, daß wir uns über die Ohnmacht der Presse bei uns keine Illusionen machen dürfen. Das unmittelbare, praktische Resultat, das man erlangt, ist ein sehr geringes. — Aber jeder thue, was er kann, und was in seinem Bereich liegt — und man thut doch immer lieber etwas Geringes, als gar nichts.

Besuch bei Molinari in seinem Hause in der Albert-Straße — in den niedrigen Zimmern, die mit einem gewissen altfränkischen bürgerlichen Luxus eingerichtet sind. — Sage ihm zuförderst, daß ich das Programm mit unterschreibe — und spreche dann von der Broschüre, deren leitender Gedanke ihm außerordentlich einleuchtet und zusagt. — Ich soll ihm das Manuskript senden, er will es bei Korn drucken lassen.

Zu Röpell; der soll die Correctur übernehmen, ist auch bereit, es zu thun. — Von dem Programm gesprochen, das nach meiner Meinung zweckmäßiger wäre, wenn es nur drei Punkte enthielte, anstatt neun. — Röpell scheint das zuzugeben — meint aber, daß die Forderungen der Mehrzahl immer dahingingen, die Artikel des Programms noch zu vermehren. — So sei neuerdings ein Brief von Saucken eingetroffen, der *sich ganz entschieden für geheime Abstimmung bei den Wahlen ausspreche.*

Da kann ich unserem Freunde nicht beistimmen. Ich erinnere an das, was Hatzfeldt gestern sagte: daß nämlich die Redlichkeit der Stimmenzählung bei geheimer Abstimmung gar nicht sicherzustellen ist. — Aber auch abgesehen davon: der *berechtigte Einfluß der gesellschaftlichen Stellung, der Bildung, der höheren Einsicht und Intelligenz hört auf bei geheimer Abstimmung, und an die Stelle tritt der unberechtigte Einfluß der niedrigsten Wühlerei.* — Denn darüber dürfen

wir uns nicht täuschen: wir sind es dann nicht, die die ungebildete große Masse leiten; die schlechtesten Individuen sind es, die gefährlichsten Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, die dann einen ganz unberechenbaren Einfluß gewinnen. — Denn die schlechten Künste, die dazu gehören, auf die Massen zu wirken, die weiß kein Mensch von Ehre — und wenn er sie ja wüßte, würde er sie nicht üben; das Gefühl seiner eigenen persönlichen Würde gestattet es ihm nicht.

Röpell stimmt dem allen bei. Ich füge noch hinzu, daß die Nothwendigkeit geheimer Abstimmung im Grunde stets ein Zeichen ungesunder Zustände sei. Da gälte es dann, nicht Mittel gegen die Symptome der Krankheit suchen — sondern diese selbst heben.

Unsere eigentliche Aufgabe geht dahin, das bürgerliche Wesen so unabhängig und selbständig herzustellen, daß wir keine geheimen Abstimmungen brauchen.

Heimkehr nach Kunnersdorf. Besuch des Barons von Vincke-Olbendorf.

Von Breslau kehrte Bernhardi nach seinem Landsitz zurück, um zunächst die versprochene Wahlbroschüre in Angriff zu nehmen. Ueber die öffentlichen Angelegenheiten hielten ihn seine Freunde auf dem Laufenden.

Kunnersdorf, 23. August. Brief von Usedom. Der lautet weniger sanguinisch als Vincke's Nachrichten! — Usedom schreibt: es dränge zwar Alles auf eine Regentschaft mit entschiedener Nothwendigkeit hin, dennoch aber sei es gar sehr zweifelhaft, ob sie zu Stande kommen werde. — Die Herren von der Rechten (i. e. die Charlottenburger Coterie) — wollen gar nicht begreifen, warum eine Aenderung in dem bisherigen Verhältniß gewünscht werden könnte; es sei ja bisher sehr gut gegangen, und der Prinz von Preußen habe jede Vollmacht, deren er bedürfe!

6. September. Bauer G. Meißner kommt zu mir mit einer Bitte. — Der Landrath treibt es arg. Er hat eigenmächtig, im geraden Widerspruch mit dem Gesetz, die Jagd auf Kunnersdorfer Flur dem Fürsten Reuß verpachtet, hinter dem Rücken der Gemeinde, ohne diese auch nur zu fragen! — Noch dazu, um sich dem Fürsten Reuß besonders angenehm zu erweisen, unter dem Preise, und auf zwölf Jahre. — Der Bauer Meißner sprach nun den Wunsch aus, daß ich protestiren solle. — Wir wollen alle protestiren, da will ich mich ganz gerne an die Spitze stellen. — Der Wunsch geht aber eigentlich dahin, daß ich die Sache auf meine Schultern ganz allein nehme.

11. September. Ganz früh am Morgen kommt bei dem herrlichsten Wetter Vincke aus Liegnitz an, und hat unendlich viel zu erzählen.

Die Manöver des 5. Armeekorps sind nun vorüber, der Prinz von Preußen ist nun nach Domanze gegangen, um von dort aus den Manövern des 6. Armeekorps beizuwohnen.

In Liegnitz hat der Prinz die Leute aller Parteien mit gleicher Güte aufgenommen — weder die Reactionären noch die Freisinnigen irgendwie ausgezeichnet.

Merkwürdige Partei-Manöver gehen gerade jetzt vom Ministerium des Innern aus. — Der Polizeimeister in Breslau ist ein sehr ergebenes Werkzeug der Junker-Partei; der hat vor Kurzem den Buchhändler Korn, Eigenthümer der Schlesischen Zeitung, zu sich beschieden; es erschien, da Korn verreist war, dessen Buchhalter Vogt — das schien dem Polizeimeister nicht zu genügen — er beschränkte sich darauf zu ermahnen, daß ein unpassender Artikel aus den französischen Zeitungen — an den ohnehin niemand gedacht hatte — nicht aufgenommen werde.

Sobald aber Korn zurück war, wurde auch er vor den Polizeimeister beschieden, persönlich, und es erfolgten Preßermahnungen, aber nicht in dem drohenden Tone wie ehemals, sondern mit großer Liebenswürdigkeit, wohlwollend, väterlich rathend, bittend. Die Schlesische Zeitung solle keine Wahlartikel mehr bringen, namentlich nicht solche, die sich auf das Wort des Prinzen von Preußen berufen, der

redliche, freie Wahlen wolle. — Korn antwortet ausweichend — der Polizeimeister räth ihm väterlich: er solle doch nicht den Irrthum der Menge theilen, die da meine, es werde unter der Regierung des Prinzen anders gehen als bisher; das sei ein leerer Wahn, gerade so wie bisher würden die Dinge fort und fort gehandhabt werden; keineswegs freisinniger, eher noch conservativer.

Vincke hat das Alles in Liegnitz dem Prinzen von Preußen erzählt, der Prinz lächelnd bemerkt: es sei ganz natürlich, daß die Kreuzzeitungs-Partei alle Anstrengungen mache, um „unsere Partei" nicht an das Ruder kommen zu lassen.

Darin, daß Westphalen gerade während der Anwesenheit des Prinzen die Wahlartikel, Berufungen auf das gegebene Wort des Prinzen, die man sich bisher, wenn auch ungern, hat gefallen lassen, ganz zu unterdrücken strebt, liegt eine Feinheit der Partei-Taktik, die Vincke nicht einmal gefaßt zu haben scheint. — Gleichzeitig, gerade während der letzten Tage, während der Anwesenheit des Prinzen, haben auch Haus-Untersuchungen bei Demokraten in Breslau stattgefunden u. s. w. — Es soll den Anschein gewinnen, als gingen alle diese Maßregeln persönlich vom Prinzen aus; als wolle der Prinz Berufungen auf sein — „angebliches" — Wort nicht dulden, und befehle solche Polizei-Gewaltsamkeiten. — Dieser Schein soll dann natürlich wieder Einfluß auf die Wahlen üben; Wahlmanöver ist das ganze Treiben.

Um zu zeigen, daß man sich dem polizeilichen Verlangen nicht füge, ist unmittelbar darauf in der Schlesischen Zeitung ein Artikel, der sich in der bestimmtesten Weise auf das gegebene Wort des Prinzen beruft. Er ist von Dr. Neumann.

Der Prinz und seine Umgebung haben sehr merkwürdige Dinge mitgetheilt. — Der Minister Westphalen verlangte nichts Geringeres, als daß jener bekannte Artikel der Kölner Zeitung, der die Aeußerung des Prinzen über die Wahlen zuerst bekannt machte, officiell desavouirt werde!! — (NB. eine ganz unerhörte Forderung! — wie konnte er vom Prinzen erwarten, daß dieser sich selbst Lügen strafen solle!) — Und dann, der Prinz hat am Ende weiter nichts

gesagt, als: er verlange, daß es bei den Wahlen redlich zugehe. Diese Worte desavouiren, hieße förmlich aussprechen, daß man unredlich zu Werke gehen wolle. — Kann das eine Regierung? — Westphalen hätte freilich kein Bedenken dabei.

Westphalen bringt seinen Antrag schriftlich mit in eine Sitzung des Minister-Raths, in welcher der Prinz präsidirte, übergiebt das Papier dem Premier Manteuffel, dieser, nachdem er es durchgesehen, mit eigenthümlichem Lächeln dem Prinzen. Der Prinz liest es, und sagt dann einfach: „Nun, davon kann wohl nicht die Rede sein.“

Westphalen bittet um eine Privat-Audienz, in der Hoffnung, den Prinzen zu überreden. — Der Prinz antwortet: seine Thüre sei stets für jeden offen, der mit ihm zu sprechen habe. — Westphalen erscheint zweimal im Vorzimmer des Prinzen und bittet von Neuem um eine Privat-Audienz. — Diese umgeht der Prinz auch jetzt wieder — verweist darauf, wiederholt, daß seine Thüre jedem offen stehe, der mit ihm zu sprechen habe; freilich müßte ein jeder, bei seinen vielen Geschäften, darauf gefaßt sein, ein oder ein paar Mal vergeblich zu kommen; dadurch solle er sich nicht abschrecken lassen, und wieder kommen, bis er ihn eben träfe. Wenn er aber etwa kommen wolle um zu beantragen, daß jenem Zeitungs-Artikel amtlich widersprochen werde, möge er sich die Mühe sparen; der Prinz müsse ihm vorher sagen, daß das nie geschehen werde. — Darauf ist Westphalen nicht wieder gekommen.

Regentschaft. Der Prinz will sie im Oktober zu Stande bringen. — Die Regentschaft anzuerkennen, und die dringendsten Geld-Angelegenheiten zu ordnen, will er das alte Parlament noch einmal zu einer kurzen Sitzung zusammenberufen. — (Ohne Zweifel, damit die Wahlen schon unter der neuen Regierung, und unter einem neuen Ministerium stattfinden können.)

Die Geld-Angelegenheiten betreffen die Civilliste. Nach dem Wunsch des Prinzen soll der König die Civilliste ganz behalten — die Hofchargen sollen in seinem Dienst und Gehalt bleiben. — Für den Regenten aber soll, um die Repräsentations-Kosten zu decken, eine besondere Summe von ½ oder einer ganzen Million Thaler ausgeworfen werden — (eine halbe Million würde ich bitten; denn die

jetzt bewilligte Summe bleibt, auch wenn der König nicht mehr ist; sie wird dann zur Civilliste geschlagen, und geht nicht wieder ein).

Der Feldmarschall Dohna und der Minister Massow arbeiten daran, die Zustimmung des Königs zur Regentschaft zu gewinnen. —

Min.-Präs. Manteuffel ist gewissermaßen „Herr der Situation" und stellt sich mehr noch so hin, als ob er es wäre, eben um es vollständig zu werden. Er giebt zu verstehen, daß er die Regentschafts-Angelegenheit sofort ganz nach dem Wunsch des Prinzen in Ordnung bringen könne; aber daß nur er es könne. — Der Prinz will sie aber gerade nicht durch Manteuffel in Ordnung gebracht haben, um nicht verpflichtet und gebunden zu sein.

Zustand des Königs. Höchst seltsam. Geist, Gedächtniß, alles fragmentarisch. Alfred Reumont und Alexander Humboldt unterhalten ihn.

Wir sprechen dann auch wieder von der Flucht des Prinzen. Ganz ohne Zustimmung des Königs ging der Prinz von Preußen doch 1848 nicht nach England. Nachdem Vincke den Prinzen selbst zu diesem Entschluß bewogen hatte, eilte er in dessen Auftrage zum König und gewann dessen Zustimmung.

Reise nach Schlangenbad.

Während Bernhardi sich in der geschilderten Weise neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten den Wahlvorbereitungen für das Abgeordnetenhaus widmete, hatte sich seine Gattin auf ärztlichen Rath von Ems nach Schlangenbad begeben, um dort ihre Kur fortzusetzen.

Dahin brach Bernhardi am 30. September auf:

„Zu guter Vorbedeutung steht der Komet in leuchtender Pracht und wunderbaren Klarheit am Himmel."

Dresden, 1. Oktober. Den Diplomaten Wilhelm Kotzebue aufgesucht.

Die Lage der Donaufürstenthümer besprochen. W. Kotzebue

hatte eigentlich die Absicht, dort sein Vaterland zu suchen, sich ganz ihrem Dienst zu widmen, die Interessen der Rumänen zu den seinigen zu machen. — Da ihn jetzt die Umstände wieder in russische Dienste zurückgeführt haben, ist das schwerer auszuführen.

Ich: Mir scheint, bei dem, was die Pariser Conferenz über die Donaufürstenthümer beschlossen hat, sind deren eigene Interessen gerade am allerwenigsten berücksichtigt worden. Es hat sich da nur um gegenseitige Concessionen der großen Mächte untereinander gehandelt. Was man beschlossen hat, ist beschlossen worden, nicht weil das Interesse der Fürstenthümer es so forderte, sondern weil diese oder jene Großmacht es verlangte.

W. Kotzebue schien das zuzugeben, meint aber, durch den beiden Fürstenthümern gemeinschaftlichen Senat sei doch viel gewonnen im Interesse der rumänischen Nationalität, „daraus kann sich etwas entwickeln."

Ich: Haben die Leute denn aber auch das Zeug dazu?

W. Kotzebue: Specialitäten sind da nicht.

Ich: Die aber braucht man gerade um etwas zu gründen! — W. Kotzebue schweigt einräumend. — Ich verweise auf die Polen, denen auch, bei einer encyclopädischen Salon-Erziehung, die „Specialitäten" fehlen, d. h. Leute von gründlichem Wissen und wirklicher Einsicht in irgend einem Fach; darum, unter Anderem, ist all' ihr Ringen vergeblich. „Mettez ensemble trois Polonais gens d'esprit — que chacun, pris individuellement, aie de l'esprit, ensemble ils feront des sottises." — „Et ils se prendront par les cheveux" ergänzt W. Kotzebue beistimmend.

General Lützerode besucht. Erzählt mir, weßhalb er eigentlich aus Kolstein hergekommen ist. Seine vier Töchter sind aequo pede zur evangelischen Kirche übergetreten, Frau v. G. hat die unmittelbare Veranlassung dazu gegeben. Sie ging in Liegnitz in der katholischen Kirche zur Beichte; der Priester wollte ihr die Absolution nur unter der Bedingung gewähren, daß sie verspräche durch alle Mittel, die ihr zu Gebote stehen, öffentlich und in's Geheim dahin zu wirken, ihren Mann und ihre Kinder in den Schooß der allein seligmachenden Kirche hinüberzuführen. Sie nannte das Intriguen im Inneren der

Familien, und verweigerte das Versprechen — der Priester die Absolution. Das ward die erste Veranlassung zum Uebertritt.

Gotha, 2. Oktober. Der Herzog ist in Tirol; jagt Gemsen. Ich gehe mit Samwer nach Siebleben zu G. Freytag. — Unterwegs à propos du château der Grumbach'schen Händel gedacht — Zerstörung des Grimmensteins. Die Albertinische Linie benahm sich auch bei dieser Gelegenheit, wie immer und überall, sagt Samwer, in der feindlichsten Weise gegen die ernestinische, gegen die sie sich im Unrecht wußte. — Sie übernahm die Execution der Reichsacht sehr gern, und führte sie mit äußerster Strenge durch, um die ernestinische Linie noch tiefer herabzudrücken. — Der Grimmenstein, der hier ehemals stand, wurde mit Raffinement zerstört, die Steine sogar in ganz kleine Trümmer zerschlagen, weil der Kurfürst von Sachsen den Herzögen ein so festes Schloß nicht gönnte. — Samwer kennt das Alles aus den Archiven.

Schleswig-Holstein. Glänzendes Lob des preußischen Offiziercorps. — Die dänische Armee war vor 1848 sehr schlecht; der Offizier-Stand in Dänemark so gering geachtet, daß kein ordentlicher Mensch diente — „die Holsteinischen Regimenter waren nicht um ein Haar besser." So war denn das Holsteinische Heer im Augenblick der Erhebung sehr schlecht; unter dem Einfluß der wenigen preußischen Offiziere hob sich Alles wie durch Zauber, an Geist und kriegerischer Tüchtigkeit. — Das Holsteinische Heer wurde vortrefflich.

Willisen war von Idstedt her, durch das Bewußtsein eines höchst kläglichen Feldzugs so wenig niedergedrückt und so wenig über seinen eigenen Werth belehrt, daß er im Jahre 1854, als es den Anschein gewann, als könnte es zu einem Krieg mit Rußland kommen, der preußischen Regierung von Neuem seine Dienste in einer sehr ausführlichen Denkschrift anbot. D. h. er bot sich eigentlich zum Commando der Armee an, und machte dabei seine großen, in Schleswig gewonnenen Erfahrungen ganz besonders geltend. —

Von G. Freytag auf das herzlichste empfangen.

Wie es mit der Regentschaft in Preußen werden soll, das weiß

auch hier in Gotha niemand. Wie der Herzog, so traut auch Samwer dem Prinzen von Preußen nur wenig Energie zu. — Ein großes Glück für Preußen aber ist, wie mir auch Samwer mit großem Nachdruck versichert, die Heirath des jungen Prinzen mit der Prinzessin Victoria; die habe Verstand und Charakter.

Mit unserer Königin hatte Samwer ein eigenthümliches Gespräch, als er ihr zuerst vorgestellt wurde. Sie fragte, wo er her sei. — „Aus Schleswig" — „Also aus Dänemark!" — Da er bemerkte, daß sie diese Worte nicht ohne Absicht sprach, und in einer Absicht, die er nicht wollte gelten lassen, erwiderte er: „Nein, E. M., aus Schleswig!" — und erhielt die Antwort. „Nun ja! aus Dänemark!" — Diese Rede und Gegenrede wurde acht oder neun Mal wiederholt. Mit echt friesischer Zähigkeit aber behielt Samwer das letzte Wort; die Königin ließ am Ende de guerre lasse den Gegenstand fallen.

Samwer ist mehrmals mit dem Herzog in Paris und London gewesen, erzählt viel davon. — Ich hatte immer geglaubt, es sei ein arger Fehler Napoleons III. gewesen, daß er England in dem Krieg doch eigentlich im Stich gelassen hat und einen Frieden herbeiführte, den England nicht wollte; ich meinte, er habe dadurch den Grund zu seinem künftigen Sturz gelegt. Samwer läßt das nicht gelten und zeigt mir die Dinge in einem anderen Licht.

Napoleon III. hat den Krieg gegen Rußland herbeigeführt, zu dem der kleinmüthige Aberdeen den Muth nicht hatte. — 1855 im Sommer, als es kleinmüthigen Leuten sehr zweifelhaft schien, ob man Sewastopol erobern würde, verlor auch Lord Palmerston den Muth; England wollte damals gern einen Frieden schließen, wie er eben unter solchen Bedingungen sein konnte; es sollte dabei nach Palmerstons Vorschlägen die Voraussetzung zum Grunde gelegt werden, daß der Kampf unentschieden geblieben sei. Darauf ging Napoleon III. aus Besorgniß nicht ein; aus Furcht, seine Stellung in Frankreich könnte in Folge eines solchen eclatanten Mißlingens gefährdet, ja gradezu unhaltbar werden; die Armee werde sich, nach einer solchen Demüthigung, in feindlicher

Stimmung gegen ihn wenden. — Samwer selbst hörte die Kaiserin Eugenie sagen: „Cent mille hommes de retour, — mais ils nous égorgeront!“

Napoleon III. bestand auf der Fortsetzung des Kampfes. Als die Krisis überwunden, Sewastopol erobert war —: da freilich bekamen die Engländer erst rechte Lust zum Kriege, den sie nun gern nach dem großartigsten Maßstab bis zum vollständigsten Erfolg durchgeführt hätten. — Napoleon III. hatte nicht dieselbe Freude an einem Kriege, in dem er durch Tractate so gebunden war, daß sich für ihn gar kein Gewinn ergeben konnte. Daß er nun nicht weiter mit ihnen gehen wollte, und den Frieden herbeiführte, war freilich den Engländern sehr verdrießlich — aber sie sind dennoch auf ihn deshalb nicht eigentlich schlecht zu sprechen. Man ist doch in England zufrieden, daß er das Versprochene immerhin redlich gehalten habe, wenn er sich auch nicht bereit finden ließ, mehr zu thun als stricte versprochen war.

Napoleons III. neuestes Project erregt großes Aufsehen in der diplomatischen Welt. Er meint und äußert, man müsse Holstein als ein unregierbares Land — pays ingouvernable — mit der Krone Preußen vereinigen! — Man hat diese Mittheilung mit einem gewissen — ohne Zweifel gerechten — Mißtrauen aufgenommen, denn niemand weiß zur Zeit noch mit Bestimmtheit, was sonst noch hinter diesem Vorschlag steckt, und was Napoleon III. eigentlich damit beabsichtigt. — Die größte Vorsicht, meint Samwer, sei allerdings geboten, aber „man muß das nicht mit Indignation von sich weisen“. — Pläne für sich selbst hat er ohne Zweifel dabei im Rückhalt, denn „ist erst ein Pflock zurückgesteckt auf der Karte von Europa, so müssen natürlich mehrere andere folgen“.

Ich: Ist er etwa nach dem linken Rheinufer lüstern, und will er das einhandeln für Holstein? — Nein! daran denkt er für jetzt wenigstens nicht, denn er sieht wohl, daß er es ohne einen europäischen Krieg nicht bekommen könnte. — Außerdem macht Napoleon III. einen eigenthümlichen Unterschied; die Verträge von 1814, vermöge welcher das linke Ufer des Rheins abgetreten worden ist, die bestehen zu Recht und sind ganz in der Ordnung, nach seiner Theorie, denn:

Napoleon I. hat sie anerkannt (als er aus Elba zurückkehrte) — die Verträge von 1815 dagegen bestehen nicht zu Recht, und müssen revidirt werden, weil Napoleon der Große sie nicht anerkannt hat. — Er will Savoyen wieder haben, das erst 1815 abgetreten worden ist. Sardinien soll Parma und Modena als Entschädigung erhalten.

Bei unserem Abendessen war von der Verwüstung Deutschlands durch den 30jährigen Krieg die Rede. — In der Grafschaft Henneberg läßt sie sich ziemlich genau nachweisen, berichtet G. Freytag. Die Herzoge haben da von Zeit zu Zeit ziemlich regelmäßig, von den Dorfschulzen, statistische Ausweise eingefordert. Ein solcher vom Jahre 1622, wo das Land noch ganz unberührt war vom Kriege, findet sich in dem Archiv zu Coburg; dann wieder einer von 1650. Aus der Vergleichung ergiebt sich, daß am Schluß des Krieges nur noch etwa 1/4 der früheren Bevölkerung übrig war. Der Viehstand war auf ein Zehntheil des früheren herabgesunken (die geringe, übrig gebliebene Bevölkerung war also auf das Aeußerste verarmt) — und in der ganzen Grafschaft Henneberg war 1650 kein einziges Pferd zu finden.

Samwer macht die treffende Bemerkung, die sich auch mir schon oft aufgedrängt hat: daß Deutschland aus diesem unermeßlichen Elend wieder emporgekommen ist, darin liegt der Beweis einer ungeheueren Lebenskraft des deutschen Volkes. — Diese Erfahrung ist eine Bürgschaft aller Hoffnungen.

Samwer bringt uns in die Gemälde-Galerie, wo er noch einige Zeit mit uns verweilt.

Ein Bild ist mir sehr merkwürdig. Ein Knabe, der auf ein Paar Tauben zeigt; Brustbild. Es soll ein Guercino sein — dafür haben es die „weimarischen Kunstfreunde" erklären wollen; Goethe hat das Bild aus Italien mitgebracht, fand es sehr hübsch, legte großen Werth darauf, und hat darüber geschrieben. Mir ist das Bild interessant als schlagender Beweis, daß Goethe es in Beziehung auf bildende Kunst, trotz aller Anstrengungen, nie zu einer wirklichen Kennerschaft gebracht hat. Dieses sehr mittelmäßige, in jeder Beziehung vollkommen unbedeutende und noch dazu sehr

verdorbene Bild ist nichts weniger als ein Guercino, das sieht jedes nur einigermaßen geübte Auge. Es ist überhaupt kein Italiener, sondern das Machwerk eines der Niederländer, die sich nach italienischen Vorbildern zu bilden suchten. — Namentlich erinnert es an Johann Mabuse. — Unbegreiflich wie ein verständiger Mann dazu kommt, solch ein Bild mit sich über die Alpen zu bringen.

Von Gotha ging es zunächst nach Eisenach, wo die Wartburg aufgesucht wurde, und dann nach Frankfurt a. M. Auch hier besuchte Bernhardi die Sehenswürdigkeiten der Stadt und zeigte sie seinen Söhnen, die er auf diese Reise mitgenommen hatte. Einige kurze Reise-Notizen mögen angeführt sein, als erneute Beweise für den pietätvollen und tiefhistorischen Sinn, mit dem Bernhardi die Denkmäler deutscher Vergangenheit und die Erinnerung an große Persönlichkeiten betrachtete.

3. Oktober. Besuch auf der Wartburg . . . Oben auf der Burg verstimmt mich gar Manches. Der Großherzog Carl Alexander hat sie verdorben durch seine mit großem Luxus betriebene ästhetische Herstellerei, die eigentlich ein Neubau ist. Die Burg ist jetzt weder altes Schloß, noch Ruine — es ist eine Maskerade am hellen lichten Tag. — Dergleichen läßt man sich allenfalls auf dem Stolzenfels gefallen, nicht aber hier, wo so wundersame Sagen, so bedeutende, geschichtliche Erinnerungen zur Pietät auffordern; und auf dem Stolzenfels sind am Ende doch die Räume für die Bedürfnisse der Gegenwart eingerichtet; es ist da kein Sängerkrieg-Saal, oder dergleichen Spuk hergerichtet. — Hier sind die Erinnerungen an die heilige Elisabeth vernichtet, vor lauter theatralischer Wiederbelebung derselben, denn „man fühlt die Absicht und man wird verstimmt". — Die Erinnerungen an Luther, an den „Junker Georg", sind neben den prachtvollen Neubauten in ein Winkelchen verwiesen, gleich den Särgen Goethe's und Schillers in der Fürstengruft zu Weimar. Das Schloß ist jetzt gerade der Art, einen Ball darin zu geben. Dazu ein schwatzender Kellner als Führer und eine Masse von Fremden, die sich gedankenlos und eilig durch die Räume treiben. Mir ist sehr unbehaglich zu Muth. Wie ganz anders, mit großen Erinnerungen, der Natur und sich selbst allein, hauste Goethe einst hier oben! Seine Briefe an Frau v. Stein geben Zeugniß davon.

Frankfurt, 4. Oktober. Goethe's Vaterhaus und Zimmer. Ich betrete es zum ersten Mal. Auf der Treppe, die altfränkisch bürgerlich solide hinangeht, werden mir die Scenen mit dem Comte de Thorane lebendig; in Goethe's Zimmer aber steht, neben seinem Pult, auch eine Sammlung ausgestopfter Vögel, die nicht hineingehört, an den Wänden hängen Bilder seiner Eltern und Großeltern — namentlich aber wird da ein kleiner Handel getrieben. Schlechte Kupferstiche, die sich auf Goethe beziehen. Die Exemplare liegen in Goethe's Pult. — So können die Menschen eben nichts in seiner Reinheit lassen.

In Schlangenbad und Baden=Baden. Beginn der Regentschaft.

In Schlangenbad eingetroffen, fand Bernhardi den Zustand seiner Frau so bedenklich geworden, daß ein Winteraufenthalt in einem südlichen Klima in Aussicht genommen werden mußte. Die dadurch bedingten Opfer kamen ihm um so schwerer an, als ein Verbleiben in Deutschland ihm eben jetzt wünschenswerther denn je erscheinen mußte.

Es wurde beschlossen, nach Beendigung der Schlangenbader Cur zunächst nach Baden=Baden zu gehen, und von dort aus Südfrankreich aufzusuchen. Das schloß für längere Zeit eine Betheiligung an den öffentlichen Dingen aus. Doch sollte Bernhardi wenigstens die Beruhigung in die Fremde mitnehmen, daß in der Entwickelung der inneren Verhältnisse ein gewisses Ziel erreicht worden:

9. Oktober. Der Arzt kommt mit seiner Frau aus Oestrich; er verhält sich ziemlich einsilbig, sagt mir aber doch, daß der Prinz von Preußen nun wirklich Regent ist. Das überrascht mich! Ich hatte es nicht recht mit Zuversicht gehofft. Möchte gern das Nähere wissen; eine Zeitung kann ich aber hier in Schlangenbad nicht auftreiben.

12. Oktober. Der Postbote bringt einen Brief von Paul an Julia; er hat Zeitungen in der Hand, in die thue ich einen Blick:

Westphalen ist ab! — welch ein Jubel wird das im ganzen Lande sein! — Und der Prinz entläßt ihn gleich bei Antritt der Regentschaft! — c'est de bon augure, und wird dem Regenten viele Herzen gewinnen. — Flottwell ist stellvertretender Minister. Das ist von guter Vorbedeutung.

Baden-Baden, 22. Oktober. Man fordert mich auf, Abends in den Salon zu kommen. — Das thue ich denn auch. — Der Spielpächter Benazet ist der Monarch des Ortes geworden, und „thut sehr viel für die Gesellschaft", wie man ihm rühmend nachsagt — steht sich aber selbst am besten dabei! — Er hat für seine Person das Landhaus gekauft, das ehemals Ende gehörte, und lebt dort; er hält die Anlage, das Conversationshaus u. s. w. auf seine Kosten in baulichem Stande — und da ist überall die ehemalige Einfachheit der Verschwendung und dem Luxus gewichen. Der ehemals blaßgelb angestrichene Saal ist jetzt mit reichen Tapeten, Vergoldungen, gewaltigen Spiegeln, sammtnen Möbeln, glänzendem Parquet ausgestattet. Er ist auf Benazets Kosten jeden Abend glänzend erleuchtet, seine Musik spielt da, und man braucht auf diese Herrlichkeiten nicht, wie wohl anderswo, zu abonniren: der Eintritt steht einem jeden frei; allerdings ist es zugleich der Eingang zu den nebenan liegenden Spielhöllen, die wohl nicht ohne Absicht aus dem Pavillon, wo man sie sonst eigens aufsuchen mußte, in die unmittelbarste Nähe dieses Saales verlegt sind, wo jeder Badegast in der harmlosesten Weise ganz von selbst hinkommt.

Außerdem giebt Mr. Benazet unentgeltlich Bälle in den rückwärts angebauten, mit dem größten Reichthum und Luxus verzierten Sälen. Er ladet die Elite der Badener Gesellschaft dazu ein, und sie kommt auch! — Ebenso werden die Liebhaber von Herrn Benazet zu glänzenden Jagden eingeladen; man jagt seine Hirsche mit seinen Hunden, reitet dabei seine Vollblut-Pferde und wird von seinen Piqueurs begleitet. — Das Recht, ihn bei alledem zu verachten, behält sich dabei vielleicht mancher im Stillen vor, der sich seiner glänzenden Gastfreundschaft erfreut —: es fragt sich nur, ob er sie nicht mit gleicher Münze bezahlen kann! —

Zeitungen gelesen. Unser „schlesisches Wahlprogramm“ ist ein weltbekanntes Ding geworden. Zu Biberich fand ich es mit unser aller Namens-Unterschrift in einer süddeutschen Zeitung abgedruckt. Jetzt wird es als das „bekannte schlesische Wahlprogramm“ besprochen. — Die Demokraten verlangen, wie ich sehe, geheime Abstimmung, im Uebrigen schließen sie sich an.

26. Oktober. Zu Frau v. Rennenkampff (aus Livland) — finde da eine Gräfin Montandre und habe Gelegenheit, mich über die kaum glaubliche Absurdität dieser Legitimisten zu wundern; sie leben abgeschlossen für sich in ihrem beschränkten Kreise, in welchem den Dingen eine durchaus conventionelle Bedeutung beigelegt wird — von der wirklichen Welt, von dem, was wirklich die Zeit und die Völker in Bewegung setzt, haben sie gar keinen Begriff. — Die Leute sind Legitimisten, natürlich bloß um ihrer selbst willen; nur weil ihre Standesansprüche allein im Zusammenhang mit dem ganzen Staatswesen der Vergangenheit zur Geltung kommen können. — Worauf es ihnen eigentlich ankommt, das ist nicht das legitime Königthum an sich — sondern die Befriedigung ihrer Standes-Ansprüche, und das legitime Königthum als Mittel zu diesem Zweck. — Der legitimste aller Könige, der heilige Ludwig in Person, würde wenig Gnade vor ihnen finden, wenn er sich beikommen ließe, sich eine andere Aufgabe zu stellen, als ihre Befriedigung in diesem Sinn.

Der Duc de Bordeaux nennt sich natürlich immer Henry V.

Man spricht von den Veränderungen in Preußen, vom Regenten — von der Prinzessin von Preußen; fragend sagt Mme. de Montandre zu mir: „On dit que c’est une femme de beaucoup d’esprit; — mais on dit qu’elle est Jacobine!“

Sie erzählt uns von dem Leben in ihrer Gesellschaft in Frankreich; von den mésalliances, die denn doch des Geldes wegen häufig vorkommen; wie die jungen, nicht ebenbürtigen Damen, die vermöge einer reichen Mitgift in diese exclusiven Kreise kommen, von den anderen Frauen mißhandelt werden; nicht von den älteren: die sind meist gutmüthig und wohlwollend — um so entschiedener aber von den jungen, die ihr Müthchen an ihnen kühlen. Von diesen wird eine solche, aus der roture heraufgekommene Gefährtin mit um

so größerem Haß verfolgt, je mehr sie durch Geist und Schönheit succès hat.

Eine junge Dame ihrer Bekanntschaft und von gutem Hause hat kürzlich einen reichen Banquier geheirathet — der du reste Gott weiß wie und warum, auch Baron ist, wie Mme. de Montandre mit unermeßlicher Verachtung hinzufügt — auch sie muß viel leiden. Ihre Diamanten werden bewundert; „mais enfin tout cela a été acheté bien chèrement!“ fügen dann die jungen Damen boshaft bedauernd hinzu.

Die kindische Absurdität dieser kleinen abgeschlossenen Welt für sich, die gar keine reelle Bedeutung hat, gar keine als diejenige, welche die Leute selbst sich untereinander in einem Maskenspiel am hellen Tage willkürlich beilegen, ist ungemein ergötzlich. Es ist eine wunderliche, prosaische Phantasterei.

Rußland ist für Mme. de Montandre das Land der Ideale; da steht der Adel noch wie eine Schaar von Nebengottheiten um den Thron; — da ist das Volk leibeigen wie sich das gehört — und in der Furcht Gottes erzogen, von dem erfreulichsten dévouement pour ses maîtres beseelt. — Da mich die Eintönigkeit langweilte, suchte ich ihr begreiflich zu machen, daß man in Rußland durch Geburt eigentlich nichts ist, und erst durch den Dienstrang etwas wird, zu dessen höchsten Stufen aber auch gelegentlich ein Ofenheizer wie Rostopschin gelangt, oder ein Stiefelputzer wie Kutaizow. — Daß ferner Bauernaufstände in Rußland sehr häufig sind, die gnädigen Herren sehr oft von ihren Bauern todtgeschlagen werden u. s. w.: — darüber verderbe ich es mit Frau v. Rennenkampff, die an meinen wahrhaften Schilderungen großes Aergerniß nimmt — wie sich verräth, obgleich sie es nicht ausspricht.

28. Oktober. Der Fürst v. Fürstenberg, jetzt durch Hohenzollern-Sigmaringen preußischer Vasall, ist in Berlin gewesen, hat der Einsetzung der Regentschaft beigewohnt und berichtet, eben hier eingetroffen, sehr viel davon. — Stahl hat mit aller Gewalt wollen eine oppositionelle Rede im Herrenhause halten, und es hat große Mühe gekostet, ihn davon abzuhalten. — Die ganze Feier soll würdig und großartig gewesen sein. Nur daß der Regent

einen Eid leisten mußte hat den Fürstenberger verletzt, das Wort eines Fürsten müsse genügen! —

Spiel. — Bei unserer Ankunft erfuhren wir, daß sich ein paar Tage vorher ein Italiener den Hals abgeschnitten hatte, nachdem er sein ganzes Vermögen verloren. — Vor-vorgestern hat sich nun wieder ein Hamburger erschossen. — In den Zeitungen aber wird dieser tragischen Begebenheiten mit keinem Wort gedacht!

Der Arzt erzählt: es hatte sich hier in Baden eine Gesellschaft gebildet, zu der er selber gehörte, und die sich vorgenommen hatte, gegen das Spiel zu schreiben — alle Scandale aufzudecken, und dadurch die Sache so in Verruf zu bringen, daß sie deshalb aufhören müsse. Die Artikel der Herren wurden aber von keiner einzigen süddeutschen Zeitung aufgenommen! — überall zurückgewiesen! — Die ganze süddeutsche Presse steht im Sold des Herrn Benazet und der anderen Spielpächter! —

29. Oktober. Regenwetter. — Ich thue, was ich vielleicht schon früher hätte thun sollen —: ich besuche unseren Gesandten in Baden, Herrn v. Savigny.

Von öffentlichen Angelegenheiten gesprochen. — Savigny sucht sich über Stimmung und Verhältnisse im Innern zu orientiren, und mich zugleich in Beurtheilung der Angelegenheiten auf den Standpunkt zu stellen, der in seinen Augen der richtige ist.

Wir sprechen zunächst vom Zustand des Königs; wie viele Anstrengungen die Junker-Partei gemacht hat, die Regentschaft zu hintertreiben, dessen gedenke ich —: wie sehr man sich deshalb bemüht hat, den Zustand des Königs für heilbar auszugeben.

Savigny meint, Westphalen sei einer solchen Handlung nicht fähig; er sei ein Mensch von durchaus redlichem Charakter. Die Feindschaft zwischen ihm und Manteuffel rühre eben daher, daß er vollkommen consequent seinen Ueberzeugungen treu geblieben sei, und nicht alle „Wandlungen" mitgemacht habe, durch die Herr v. Manteuffel seither gegangen sei. — Savigny meint, man müsse überhaupt sehr vorsichtig sein in Beziehung auf die Gerüchte, die jetzt verbreitet werden; es dränge sich so mancher

individuelle Ehrgeiz an den Prinzen heran u. s. w. — es würden vielfach Unwahrheiten verbreitet.

Im Verlauf des Gesprächs ergiebt sich, daß Savigny sehr wenig weiß von dem, was im Inneren Preußens vorgegangen ist, die Zeit von Westphalens Maßregeleien — und da er die vollständige Redlichkeit des Mannes auf das bestimmteste vertheidigt, sage ich am Ende: „ich muß ihn wenigstens für einen sehr beschränkten Menschen halten!“ — Savigny: „Ja das freilich ist er!“

Savigny ist ein Anhänger des Ministeriums.

Ich äußere, daß ich sehr gerne wissen möchte, wie die Regentschaft eigentlich zu Stande gebracht worden ist. — Savigny: Manteuffel ganz allein hat die Sache gemacht.

Ich: Also doch; — meines Wissens hat Manteuffel allerdings zu verhindern gesucht, daß die Angelegenheit ohne seine Dazwischenkunft geordnet werde, und er ist bemüht gewesen die Sache so zu wenden, daß sie durch ihn erledigt werden mußte und konnte; er hat vielfach zu verstehen gegeben, daß er sie augenblicklich den Wünschen des Prinzen gemäß in Ordnung bringen könne, daß aber auch nur er das könne. Der Prinz aber wollte sie gerade nicht durch Manteuffel erledigt wissen, um nicht gegen diesen Verpflichtungen zu haben; — und darin lag eine der Schwierigkeiten der Situation.

Savigny: dem sei nicht so, auch das seien böswillige Gerüchte. Der Prinz habe von Anfang an vertrauensvoll die Sache ganz in Manteuffels Hände gelegt, und nie mit einem anderen Menschen darüber conferirt; Manteuffel habe sie auch ganz allein gemacht zur vollkommenen Zufriedenheit des Prinzen, wie überhaupt aller Betheiligten.

Da ich einmal Usedom als meine Quelle nenne, erwidert Savigny, Usedom sei unzuverlässig und keine Autorität; der sei gerade einer von denen, die sich aus persönlichem Ehrgeiz an den Prinzen drängen; er sei ungerufen hierher gekommen zu dem Prinzen, so daß er dem Prinzen lästig geworden.

Ueberhaupt müsse man sich kein falsches Bild von der nächsten Zukunft machen; der Prinz von Preußen werde sich nie

allen Wechselfällen einer constitutionellen Regierungsweise hingeben.

Das sagt und denkt Savigny — wenn es auch an sich wahr sein mag — zum Theil offenbar um sich selbst Muth zu machen — denn er wünscht, daß Herr v. Manteuffel sich in seiner Stellung behaupten möge; das tritt sehr deutlich hervor.

Savigny gesteht zwar, es sei ein entschiedenes Unglück gewesen, daß Graf Brandenburg gestorben, denn habe dieser auch nicht gerade einen ausgezeichneten Geist besessen, so hätte er uns doch, — vermöge der Gradheit und Festigkeit seines Charakters, und der hohen Vorstellung, die er selbst von der Heiligkeit seines gegebenen Wortes hatte, vermöge seines strengen Ehr- und Rechtsgefühls, seiner Stellung dem König gegenüber, die ihm erlaubte manches zur Sprache zu bringen, was ein anderer unberührt lassen muß, — vor manchen Irrgängen und Mißgriffen bewahrt.

Savigny gesteht ferner, daß Manteuffel mancherlei „Wandlungen" durchgemacht habe; aber er sei und bleibe bei dem Allen ein Mensch von sehr bedeutender Capacität; — er sei auch jetzt nicht mehr der Mann, der er war, als er in das Ministerium eintrat —: er sei gar sehr gewachsen in den Verhältnissen.

Ich: Die Olmützer Geschichte würde er wohl jetzt nicht mehr machen!

Savigny: Gewiß nicht! — Preußen sei Herrn v. Manteuffel vielen Dank schuldig in der auswärtigen Politik; er habe dem Staat aus sehr mißlichen Lagen herausgeholfen und ihm eine sehr günstige Stellung gewonnen. — Preußen sei jetzt in der glücklichen Lage gegen niemanden Verpflichtungen zu haben; das sei ein großer Vortheil! — Besonders aber befänden wir uns jetzt Oesterreich gegenüber in einer sehr günstigen Stellung, die Herr v. Manteuffel gewiß nicht wieder aufgeben oder verscherzen werde.

Er sucht sich zu orientiren, wie es im Innern Preußens steht, welche Stellung Manteuffel in der öffentlichen Meinung hat. —

Da ich sage, daß ich das „schlesische Wahlprogramm" nicht in allen Punkten billige, obgleich ich es unterschrieben habe, äußert Savigny sich mit einer gewissen Bitterkeit tadelnd darüber, und meint,

daß wohl persönlicher Ehrgeiz die eigentliche Triebfeder derer sei, die es unterschrieben haben.

Das muß ich natürlich ablehnen; bei mir selbst ist das so wenig der Fall, daß ich sogar jede Candidatur abgelehnt habe — Savigny ist so höflich das zu bedauern. — Auch unter den Anderen, die mit unterschrieben haben, sind nur zwei, von denen man etwa voraussetzen kann, daß sie — außer dem redlichen Interesse an der Sache — auch wohl eine persönliche politische Rolle im Auge haben, und von denen ist der Eine der alte Milde — der Andere Carlowitz; den übrigen seien alle Absichten persönlichen Ehrgeizes durchaus fremd. Das läßt dann Savigny natürlich gelten.

Im Uebrigen setze ich ihm auseinander, daß das Ministerium Manteuffel-Westphalen im Lande allerdings sehr unbeliebt sei — und zwar aus ganz guten Gründen; daß wirklich gar viele Uebervretungen des Gesetzes von Seiten der Behörden fortwährend vorgekommen sind, und vom Ministerium immer auf das entschiedenste gut geheißen und in Schutz genommen werden; Polizei-Willkür, Maßregeleien in einem kaum glaublichen Grade; daß überhaupt dieses Ministerium nicht sowohl im Interesse der Krone, als in dem einer Partei gewirkt habe; daß dieses Ministerium der Krone, der Dynastie, sehr großen Schaden gethan hat. Das felsenfeste Vertrauen, mit dem der preußische Unterthan ehemals auf die Gerechtigkeit seiner Regierung baute, das ist dahin; das gute alte preußische Sprichwort „Recht muß doch Recht bleiben" das gilt nicht mehr, nachdem die Leute acht Jahre lang die Erfahrung gemacht haben, daß da, wo die Verwaltungsbehörden zu entscheiden haben, nach Recht oder Unrecht gar nicht gefragt wird; daß jeder vorkommende Fall nach der sogenannten „Gesinnungstüchtigkeit", der politischen Mißliebigkeit der Betheiligten im Sinn der herrschenden Partei entschieden wird.

Savigny scheint etwas verwundert diese Dinge zu hören, es ist als ob sie ihm neu wären und er sich das Alles so nicht gedacht hätte.

Ich komme auf Westphalens Wahlmanöver zu sprechen, die er versucht hat selbst in den letzten Augenblicken zu wiederholen; darauf, wie man Seitens der Polizei bemüht gewesen ist, alle Zeitungsartikel

über die Wahlen zu verhindern — namentlich jede Berufung auf das Wort des Prinzen, daß es bei den Wahlen ehrlich zugehen solle.

Savigny sagt: das Circular der Regierung in Beziehung auf die Wahlen sei jetzt erschienen; er überreicht mir das Zeitungsblatt, in dem es steht.

Ich lese es flüchtig durch; es ist von Flottwell unterschrieben — aber es befriedigt mich sehr wenig, ja es macht mir einen schmerzlichen Eindruck, denn es enthält in der That das gerade Gegentheil von dem, was der Prinz ausgesprochen hat. Nur in wenigen Worten ist schüchtern, ja wie verlegen angedeutet, daß die Behörden keinen Zwang, keine unerlaubten Mittel anwenden sollen, um auf die Wahlen einzuwirken (ein sehr elastischer Begriff) — dann aber ist des allerbreitesten auseinandergesetzt, daß und wie die Beamten sich in die Wahlen mischen sollen! — Das greift nicht durch. — Damit ist vielmehr den Umtrieben der Landräthe, d. h. der Junkerpartei Thür und Thor geöffnet — und das Ergebniß wird ein sehr betrübendes sein.

Ich verschweige den Eindruck nicht, den mir dies Circular macht: „Ich kann es nur mit der tiefsten Betrübniß lesen!"

Savigny ist sehr verwundert; er findet es vortrefflich. Er glaubt nämlich, daß nun, so wie das bisherige System verlassen wird, ein Ueberfluthen liberaler Bestrebungen, eine fast demokratische Ueberstürzung — ein leidenschaftliches Drängen darauf hin, von Seiten des Landes zu befürchten stehe, und daß es nöthig sei zu mäßigen, zu dämpfen, zu hemmen, und ist sehr erstaunt, von mir zu vernehmen, daß im Gegentheil die herrschende Stimmung in Folge der rücksichtslosen Maßregelungen eine sehr gedrückte und entmuthigte ist und der entschiedensten Ermuthigung bedarf, wenn die wirkliche öffentliche Meinung wagen soll sich einigermaßen auszusprechen.

Savigny würde sich übrigens in den Sturz des ganzen übrigen Ministeriums am Ende finden, wenn nur Manteuffel sich behauptete; nur an diesem ist ihm gelegen; wenigstens fragt er gar nicht, ob die Uebrigen Aussicht haben, sich zu behaupten.

Ich: Manteuffel ist ein fähiger Mann und er würde gewiß ganz gern auch andere Wege verfolgen, als diejenigen sind, in denen er

sich bisher bewegt hat — wenn ihm von höchster Stelle eine andere Richtung vorgeschrieben würde. Ihm würde sogar selber wohler sein in der neuen Richtung, die ihm nun vorgeschrieben werden könnte, als in derjenigen, die er bisher ohne Ueberzeugung verfolgt hat. Die Sache könnte also mit ihm ganz gut gehen.

Gegen ihn spricht aber seine Unpopularität. Und die hat ihre Gründe. Er hat Westphalen und Raumer gewähren lassen gegen seine Ueberzeugung. Man hat ihn immer und immer wieder seinen eigenen, laut ausgesprochenen Grundsätzen untreu werden sehen, und hat kein Vertrauen mehr zu ihm. Viele wissen, daß er selbst recht gut einsieht, wie seine Stellung längst vollkommen würdelos geworden ist, und sie verargen ihm deshalb doppelt, daß er sie nicht aufgiebt. — Was ihm dann noch besonders in der öffentlichen Meinung und allgemeinen Achtung schadet, ist sein Spielen an der Börse.

Auf eine direkte Frage antworte ich ganz offen: „Es würde dem Regiment des Prinzen schaden, wenn er Manteuffel beibehält.“ — Savigny verzieht das Gesicht in krampfhafter Weise und sagt: „das scheint eine bittere Wahrheit zu sein!“ — Man sieht, daß ihm diese unwillkommene Ueberzeugung ungemein wehe thut; es scheinen ihm aber doch schon auch andere verständige Männer ungefähr dasselbe gesagt zu haben.

Savigny ergeht sich auch nebenher im Lob der Kreuzzeitungs-Partei — oder doch eines Theils derselben. — Ich sage: Wir müssen unterscheiden; der eigentliche Kern der Kreuzzeitungs-Partei ist sehr klein, der Schweif sehr groß; der besteht aus Leuten, welche die Kreuzzeitung mit einer gewissen kindlichen Harmlosigkeit lesen, ohne eine Ahnung davon zu haben, was dahinter steckt, und was eigentlich beabsichtigt wird, mit blindem Vertrauen, bloß weil man ihnen einmal gesagt, das sei conservativ.

Dieser Schweif, meint Savigny, da stecke das vortreffliche Material; da liege ein Schatz von Patriotismus, von Opferwilligkeit, von Hingebung für die Dynastie; dieser Landadel müsse für die Ideen eines parlamentarischen Staatslebens gewonnen werden.

30. Oktober. Zeitungen im Lese-Cabinet. Flottwells Circular noch einmal aufmerksam durchgelesen. Der Schluß, in welchem die

Landräthe aufgefordert werden zu Hause zu bleiben, hilft dem Ganzen doch ein wenig auf — so verfehlt es im Allgemeinen auch ist. — Was aber noch mehr werth ist: ich sehe, daß meine politischen Freunde, Wentzel u. s. w. durch dies Circular nicht entmuthigt sind, es vielmehr ganz gut aufgenommen haben. Das giebt auch mir neuen Muth — denn diese Leute wissen gewiß, warum sie es gut aufnehmen.

Reise nach Südfrankreich.

Reise nach Hyères.

Die Reise nach Südfrankreich, zu welcher Frau von Bernhardi durch den Rath des Arztes bestimmt worden war, wurde am letzten Octobertage (des Jahres 1858) von Baden-Baden aus angetreten und über Straßburg, Schlettstadt, Colmar und Lyon gerichtet. Der ausführlichen Beschreibung dieser Fahrt entnehmen wir zunächst einige Bemerkungen über Straßburg, die heute von größerem Interesse sein dürften, als zur Zeit ihrer Niederschrift, wo die Hauptstadt des Departements Bas-Rhin außerhalb des Gesichtskreises der meisten Deutschen lag.

2. November. In Kehl werden wir von französischen Douaniers und einem französischen Omnibus in Empfang genommen. Man fährt ziemlich lange durch die Wiesen, bevor man durch die Porte d'Austerlitz in die Stadt gelangt. Bei der Einfahrt bemerke ich, daß man sich bemüht hat uns nachzuahmen und die alten Festungswerke in Montalembert'scher Weise (freistehende Bekleidungsmauern mit Schießscharten) zu verbessern. — Im Innern steht die alte deutsche Reichsstadt noch ganz unverändert da und treiben die rothhosigen französischen Krieger sich als sehr fremde Gestalten umher.

Besuch des Münster. Im Innern fielen mir sehr erfreuliche Verbesserungen in's Auge. Alles Rococo-Wesen, das ich früher hier gesehen hatte (namentlich im Chor), ist seit kurzem entfernt, der Bau in ursprünglicher Reinheit hergestellt worden, so daß er nun, wie vielleicht nie zuvor, in düsterer ernster Größe und Würde vor dem Beschauer liegt und wunderschöne Durchsicht durch den Pfeilerwald gewährt.

Der Chor ist aus dem 11. Jahrhundert. — Das Schiff aus den beiden folgenden, der Vorbau mit den beiden Thürmen zuletzt durch Erwin v. Steinbach davorgesetzt worden.

Jahrhundertelang ist an allen diesen Domen gebaut worden, die doch zuletzt mit wenigen Ausnahmen unvollendet geblieben sind. Die Romantiker sahen gern zu ihrer Zeit in diesem langsamen Vorschreiten der Bauten eine unendliche Liebe, Sorgfalt und Pietät, die im Sinn des kunstliebenden Klosterbruders selig und elegisch träumend mauerte und arbeitete, etwas unendlich Poetisches. Die wirklichen Gründe des langsamen Bauens sind dagegen ziemlich prosaischer Natur und lagen im Mangel an Berechnung, der die Pläne nicht nach den vorhandenen Mitteln zu bemessen wußte — in dem Mangel an Geld, der nicht gestattete den Bau rascher zu fördern — in dem Mangel an geschickten Arbeitern, der es unmöglich machte eine ausreichende Anzahl Maurer und Steinmetzen anzustellen — und in den langen Unterbrechungen der Arbeit, die oft in Zeiten des Krieges und der Unruhe ganz still stehen mußte.

Neben anderen Unbilden ergab sich daraus, daß kaum irgend einer dieser mittelalterlichen Dome consequent nach ein und demselben Plan ausgeführt ist. Da jede Zeit, ohne Pietät für die letztvergangene, sich selbst genügen wollte, blieb der Plan vielmehr wie der Bau selbst in einem ewigen Werden befangen, in einer steten Metamorphose —: und sehr oft wußte man das Aeltere und Neuere nicht immer harmonisch zusammenzufügen. Das zeigt sich nirgend deutlicher als hier. Der Chor ist der älteste Theil des Baues; er ist, wie er bei den Kirchen des Rundbogenstyls zu sein pflegt, eine nicht sehr große, besonders nicht sehr tiefe, muschelförmige Halbrotunde, ohne den Rundgang, der sich in gothischen Kirchen um den Chor windet — hier unverhältnißmäßig, auffallend klein im Vergleich mit dem weiten Schiff der Kirche.

Wie das ganze Personal im Gasthof ist auch der Schweizer, der sich hier zu uns findet, ein Deutscher (Elsässer).

Kreuzschiff: Der runde Pfeiler, den Sabina, Erwins Tochter, mit merkwürdigen Standbildern geschmückt hat, — die astronomische Uhr, Wunder und Wahrzeichen für jeden Handwerksburschen.

Auch das Aeußere der Kirche steckt nicht mehr wie ehemals in kleinen Boutiken; die sind abgerissen. Aber die Väter der Stadt haben sich in ihrem hochgebildeten Sinn nicht entschließen können,

die Kirche nun so, gewissermaßen nackt, auf offener Straße dastehen zu lassen: sie haben an jeder der beiden langen Seiten eine Wand mit leeren gothischen Fenstern, die aus einem leeren Raum auf die Straße gehen, vor den Münster bauen lassen. Sie haben einen gothischen Schirm vor die Straße gestellt. Etwas Verwunderlicheres kann man kaum sehen.

Gutenbergs Statue; auf die Rolle in seiner Hand haben die französischen Behörden schreiben lassen: „la lumière fut“, als ob sie Gutenberg damit zum Franzosen machen könnten. Die lateinische Version wäre passender gewesen.

Das Leben und Wesen in Straßburg ist noch immer sehr deutsch; man hört auf den Straßen fast nur Deutsch reden.

Wir übergehen die ausführlichen Schilderungen, welche der unermüdlich beobachtende Reisende von den wenig bekannten Städten des französischen Südostens, insbesondere von Lyon entwirft, um die Hauptzüge des lebensvollen Bildes wiederzugeben, das von dem südlichen Theil des Rhône-Thals und von der weiten provençalischen Ebene gegeben wird, die sich von dem Beginn des unteren Laufes des größten der französischen Flüsse bis nach Marseille ausdehnt.

Schon vor Vienne (Dep. Isère) wird das Land ungemein schön und malerisch. Auf der linken Seite treten Gebirgszüge vor, die von den Alpen ausgehen und bis nahe an den breiten, schönen, klaren Strom reichen — auf dem rechten Ufer die Cevennen, die mit Rebhügeln beginnen und allmählich weiter stromabwärts zu großen, ja mächtigen Gebirgen von malerischen Formen und kühnen Gipfeln ansteigen; die Vegetation, der Himmel, die Farben, das duftige Blau der Berge, sind durchaus südlich. Uralte Städte mit Römermauern liegen am Strome — gewaltige Burgen in Trümmern, denen man es ansieht, daß sie die Sitze bedeutender Herren und Herrscher waren, erheben sich hüben und drüben auf den Vorhöhen der Berge — oft in sehr kühner Lage. Die sonnenhellen Bilder, die rasch an uns vorübergleiten, sind schön und großartig; sie haben etwas freudig Erhebendes.

Aber die Bauart der Häuser und Städte wirft doch ein störendes Element, das einen traurigen Eindruck macht, in dies schöne

Bild. — Die Häuser sind durchaus von Bruchsteinen erbaut; entweder von Kalksteinen, vielleicht, wenn ich recht gesehen habe, von Breccien, Puddingstein, Nagelflue; jedenfalls haben die Wände, die unbeworfen bleiben, ein schmutzig graues Ansehen — wenige, sehr kleine, meist unregelmäßige Fenster, da man sich vorzugsweise gegen die Hitze zu schützen sucht — und die flachen Ziegeldächer tragen nicht das Mindeste dazu bei, dem Ganzen ein etwas freundlicheres Ansehen zu geben, denn die Ziegel sind hier zu Lande grau, nicht roth, was in der Natur des Thons seinen Grund haben muß.

Nun tritt der den Süd-Franzosen eigene Mangel an Schönheitssinn hinzu und die Sorglosigkeit des Südländers. Offenbar ist ihm vollkommen gleichgültig, wie sein Haus aussieht; er denkt nicht entfernt daran, ihm auch nur den mindesten malerischen Schmuck zu geben, ihm die Zierde zu verleihen, mit der die Vegetation selbst schmuckloses Gemäuer umgeben kann. Nirgends ein Blumengärtchen oder ein Baum — oder auch nur ein paar Blumentöpfe an einem Fenster, Nichts der Art! — Die südländische Sorglosigkeit zeigt sich dann darin, daß die Gebäude überaus nachlässig erhalten werden; ja es geschieht eigentlich gar nichts für ihre Erhaltung. Ueberall Spuren eines beginnenden Verfalls, dem niemand wehrt. Nun sind die Orte meist auf unebenem Boden sehr eng und planlos verwirrt ineinander gebaut, und da die Reinlichkeit der Straßen auch niemand etwas anzugehen scheint, machen sie im Ganzen einen ebenso unerfreulichen Eindruck, als die einzelnen Gehöfte mit ihren unordentlichen Höfen und zerbrochenen Thüren.

Sehr auffallend ist denn auch, daß der große, breite, herrliche Strom auf seiner ganzen Länge vollkommen leer ist. Man hört zwar, daß ein Dampfschiff täglich zwischen Lyon und Marseille fährt — aber man sieht keins. Man sieht auch kein einziges Handelsschiff — von solchen Zügen nicht zu reden, wie sie auf dem Rhein durch Dampfboote stromaufwärts gezogen werden. — Auch bei den Städten liegt nirgends ein Flußschiff vor Anker; überall nichts als der blanke reine Wasserspiegel. Die Schifffahrt auf dem Rhône mag auch ihre großen Schwierigkeiten haben, denn der Strom behält den Charakter eines Gebirgsgewässers, eines torrent, nach dem

großartigsten Zuschnitt. Er mag wüthend anschwellen und furchtbar reißend werden, wenn in den Alpen der Schnee schmilzt, oder schwere Regen fallen; man sieht am Ufer die Spuren an dem zerrissenen, mit Weidengebüsch überwachsenen Gelände. — In Zeiten der Trockenheit ist er dann wieder sehr flach und voll von Sandbänken in seinem breiten Bett. Und ohne Zweifel sind Fahrwasser und Sandbänke nach jeder Schneeschmelze und jedem Regenguß verändert. So stehen Rhein und Rhône einander gegenüber, als sollten sie den Charakter des deutschen und des französischen Volkes in ihrer Verschiedenheit zur Schau tragen.

Eine der merkwürdigsten Gegenden am Rhône ist la Roche Gun auf dem rechten Ufer; eine alte Burg auf hohem Fels, der kegelförmig und steil aus dem Strom aufsteigt, wie der Pik von Teneriffa — nur daß er sich an die Cevennenkette lehnt. Ueber Valence hinaus wird der südländische Charakter immer entschiedener herrschend. So hat namentlich die Drôme, über welche die Bahn führt, entschieden den einem Deutschen fremden Charakter eines südlichen Gebirgsstroms, der mächtigem zerstörendem, stets gefürchtetem Wechsel unterliegt. Er hat ein gewaltig breites Bett — aber ein flaches; wie es auch seine Fluthen tief auswühlen mögen, wenn sie mächtig sind, sie füllen es immer selbst wieder durch das gewaltige Steingerölle, das sie zugleich von den Bergen herabwälzen. — Durch das breite Kiesbett ziehen sich jetzt nur zwei unbedeutende Wasserfäden in seltsamsten Windungen, zu denen die geringfügigsten Hindernisse Veranlassung geben.

. . . . . Sehr merkwürdig aber ist der Blick, der sich jenseit Valence in das Thal der Drôme öffnet. Da liegt das Städtchen Loriol in einiger Entfernung vom Rhône, an und auf einem Hügel, mit alten Mauern und Thürmen, weißlichen Häusern und flachen Dächern; es steht da, wie man sich wohl eine Römerstadt denken mag — und sieht uns an wie aus der fernen Vergangenheit.

Und weiter aufwärts erhebt sich über die Hügel eine Berggruppe, die dem Alpensystem angehört, hoch und mächtig, jetzt röthlich von der schon sinkenden Sonne beleuchtet; in wunderbar warmen Farben, in scharfen, zackigen, kühnen Formen. Diesen Bergen sieht man es

wahrlich an, daß sie jünger sind als die Mittelgebirge im Innern Deutschlands — um ungezählte Jahrhunderte jünger — daß der Zahn der Zeit noch nicht so lange an ihnen nagt!

Bei Douzères öffnet sich das Land; die Berge auf dem linken Ufer weichen in größere Ferne; die Bahn geht nicht mehr den Fluß entlang, sondern durch das Land. Les plaines arides de la Provence liegen vor uns; und sie sind allerdings nicht sehr lachend. — Der Boden ist weißlich und trocken; darauf regelmäßige Pflanzungen von Maulbeerbäumen und Oelbäumen. Das sind Bäume von krüppelhaftem Wuchs; die Maulbeerbäume können wohl nie sehr viel Blätter haben, da die Blätter abgepflückt werden die Seidenwürmer zu füttern — das Grün der Oelbäume ungemein bleich und fahl. — So spielt das Colorit des ganzen Landes in das Matte und Graue.

Auf den kleinen Wiesen, die hin und wieder diese Einförmigkeit unterbrechen, weiden zahlreiche Schafheerden. Ein ältlicher Franzose, der mit seiner ebenfalls ältlichen Frau das Land als Tourist zu durchwandern scheint und zu Montelimart eingestiegen war, erklärt mir die Erscheinung.

Die Schafzucht wird in der Provence in derselben Weise betrieben wie in Spanien. Im Sommer ist die Ebene sonnverbrannt; dann werden die Schafheerden in das Gebirge geschickt, in die Alpen, auf hochgelegene Weideplätze. Dort bleiben sie den Sommer über; jetzt erst kehren sie zurück.

(NB. Die vielgesprochene Mesta in Spanien hat also ihren guten Grund.) . . . .

In der Ebene, die sich jenseit Avignon zu unserer Linken öffnet, bis man dann zuletzt ganz in der Fläche ist, zeigt sich der Boden überall als ein weißlicher Sand, oder Kalkstaub. Darauf erheben sich, reihenweise gepflanzt, krüppelhafte Oelbäume mit ihrem fahlen Grün, unterbrochen von schmalen Landstreifen, die dem Weinbau gewidmet sind. Auch dieser wird hier in gar eigenthümlicher befremdlicher Weise betrieben! — Ueberall sind auf einem solchen Streifen die Reben in drei Reihen gepflanzt; nie mehr, nie weniger; ohne Rebstöcke; man läßt die Reben uralt werden, so daß der kurze Stamm, und zwei oder drei kurze Aeste, armdick alt und knorrig sind; sie

werden dann öfter, vielleicht jährlich, gekappt wie Bachweiden; und gerade wie an den Bachweiden bringt der alte Stamm immer neue junge Triebe hervor, die wild durcheinander wachsen und wohl am Boden liegen mögen, wenn sie von Trauben schwer sind. Neben einem jeden solchen mit drei Reihen Reben bepflanzten, langen und schmalen Landstreifen laufen zwei andere genau ebenso breite her, die mit Korn besäet, oder mit Gemüse bepflanzt sind. — Wahrscheinlich wohl damit die Reben sämmtlich der Sonne ausgesetzt bleiben, die sie einander benehmen könnten, wenn sie hier in der Ebene in mehr Reihen nebeneinander gepflanzt wären. Oft wechseln solche Reben- und Gemüsepflanzungen und nach einer solchen verhältnißmäßig kurzen Unterbrechung folgen wieder unabsehbare Oelbaumpflanzungen. Die Häuser aus Pudding- oder bröcklichem Kalkstein von schmutzig grauer Farbe, von grauen bemoosten Ziegeldächern, schlecht gebaut, sehen höchst elend aus.

Das ganze Land macht den Eindruck unendlicher Oede; die Erinnerung, daß es unter den souveränen Grafen der Provence zu großer Blüthe gelangt, der Sitz einer Kultur war, die der italienischen noch voran ging, der Schauplatz so verfrühter Erscheinungen, wie die Bestrebungen der Albigenser waren —: diese Erinnerung hat dem Anblick des Landes gegenüber etwas wahrhaft Befremdendes.

Man muß sich eben gegenwärtig halten, daß diese provençalische Kultur hauptsächlich von den Städten ausging, die der Handel zu großer Blüthe erhoben hatte.

Tarascon, das nebst dem nahen Beaucaire eine so große Rolle in den Fabliaux spielt, ist ein sehr unerfreuliches Nest. — Weiterhin wird die Gegend immer öder — und Arles liegt inmitten trauriger Gefilde und ehemals sehr ungesunder giftiger Sümpfe; auch eine gefallene Größe — eine ehemals berühmte, lebensvolle Stadt; der Sitz eines Reichs, das in der Geschichte mit einem gewissen südlich romantischen Glanz dasteht! — Nicht weit davon, auf einer Anhöhe, mitten in den Sümpfen die Trümmer der ehemals berühmten Abtei Montmayour. — Es treten hier vielfach wohlklingende provençalische Namen an die Stelle der französischen. Jenseits Arles in der plaine de Crau schweift der Blick über weite durchaus unan-

gebaute Flächen hoffnungslosen Kalkbodens. Erst nachdem man eine kleine Kette von Anhöhen, aus dem nun schon bekannten bröcklichen Kalkfelsen gebildet, durchschnitten hat, zeigt sich wieder eine etwas reichere Landschaft. Man erblickt den weiten, in der Sonne funkelnden, fast geschlossenen Meerbusen étang de Berre — Salzkotten an seinem Ufer und die zur Gewinnung des Salzes darin abgesperrten viereckigen Behälter, künstliche Sümpfe — marais salants. Auf den Kalkfelsen, die ihn großentheils umgeben und beherrschen, die Trümmer der Burg Miramar, und zur Seite doch wieder angebautes Land, wenn auch immer nur wieder dieselben traurigen Oliven-Pflanzungen. — Schon gestern sahen wir den Damm, auf dem die Eisenbahn dahinläuft, auf manchen Strecken mit Cypressen bepflanzt, um den Schienenweg vor dem feinen Kalkstaub zu bewahren. Gegen Marseille erst wird das Land immer besser, doch aber darf man sich die berühmten bastides um die reiche Handelsstadt her nicht allzu reizend denken.

In Marseille wurde ein zweitägiger Aufenthalt genommen. Hier sah Bernhardi zuerst das mittelländische Meer.

Wie lange schien ich bestimmt, schreibt er am 8. November, nur die Ostsee mit Augen zu sehen. Aber mein Leben hat sich reicher gestaltet als ich es kaum mehr hoffen durfte, und so habe ich nun auch die Nordsee und das Mittelmeer gesehen.

Mit besonderem Interesse betrachtete er denn auch die damals im Entstehen begriffenen neuen Hafen-Anlagen:

Hinunter zu dem neuen Hafen: port de la Joliette; vor der geradlinigen Küste gelegen und von mühsam gebauten Dämmen eingeschlossen, ist er im geraden Gegensatz zu dem alten, ganz von der Natur allein gebildeten, durchaus ein Werk der Kunst. Die glücklich geformte Bucht, ohne die das Alterthum einen Handelsplatz hier gar nicht zu gründen vermochte — die wird allmählich zur unbedingten Nebensache werden. — So stehen Alterthum und neue Zeit einander gegenüber, in Beziehung auf die Bewältigung und Beherrschung der Natur! — An der Wirthstafel Gespräch mit Seeoffizieren über den Krieg in der Krim, den sie mitgemacht haben, über den Krieg überhaupt, den einer der Herren erschrecklich findet.

Ich nehme den Krieg als eine Nothwendigkeit in Schutz. Was wird aus der menschlichen Gesellschaft während eines verlängerten Friedens? sie versinkt in entnervendem Wohlleben: „il faut une guerre de temps en temps pour retremper l'humanité, pour réveiller les nobles instincts de l'homme!“

Auch im Uebrigen wurde die Stadt genau in Augenschein genommen. — Dann ging es weiter nach Toulon.

Die Gegend nach Toulon zu ist zunächst sehr angebaut; Ort reiht sich an Ort, so daß man immer zwischen Landhäusern, Olivengärten und Pflanzungen, die mit Mauern eingefaßt sind, dahinfährt. Im Hintergrunde das Gebirge, welches, indem es ihn gegen Norden schützt, diesen schönsten Theil des Landes von der übrigen Provence trennt. Allmählich steigt die Straße zu diesen Höhen hinauf. Oben eine öde Hochfläche. Dann führt der Weg hinab durch die gorges d'Ollioules, eine der wunderbarsten Gegenden, die in Europa wohl kaum ihres Gleichen haben dürfte. Die Straße windet sich durch ein sehr enges Felsenthal hinunter, wo man sich immer von Neuem in beengtem Raum eingeschlossen sieht zwischen fast senkrechten hoch in die Lüfte ragenden Kalkfelsenwänden, die hoch oben in phantastische Zacken ausgehen. Man kann sich kaum Fremdartigeres, Märchenhafteres denken. Nicht weit vom Ausgang aus diesen Pässen liegt hoch oben links auf der weißen Wand eine Burg in Trümmern.

Wer hat den Muth gehabt, dort oben einen Herrschersitz zu gründen, und diese Felsenöde zu seiner Heimath zu machen?

Wie man bei Ollioules in die Ebene gelangt, sieht man sich in eine andere Natur versetzt, die den Charakter des Südens in einem gesteigerten Grade an sich trägt — und zwar des reichen, schönen Südens. Eine herrliche Vegetation umgiebt uns, Orangenbäume mit Blüthen und Früchten, Aloe und vielerlei Cactusse.

In Toulon wurden die — damals höchst zurückgebliebenen, aber bereits zum Umbau bestimmten — Arsenal- und Marine-Anlagen des berühmtesten französischen Kriegs-Hafens besichtigt und unter Anderm auch der — seitdem von der Erde verschwundene — Bagno, das berüchtigte Gefängniß der Galeerensträflinge besucht.

In den Masten-Tischlereien und Kesselschmieden fungiren die

sogenannten Galeerensklaven als Handlanger. Sie sehen gar seltsam aus in ihren krapprothen Jacken und canariengelben Beinkleidern, leuchtende Farben, die ohne Zweifel gewählt sind, damit man sie auf etwaiger Flucht, in Wald und Feld leicht aus großer Entfernung gewahr werde — eine rothe oder grüne Mütze auf dem Kopf. Die letztere ist die Auszeichnung derer, die auf Lebenszeit verurtheilt sind. — Eine Kette geht, ziemlich unnütz, vom Gürtel zum Knöchel. — Dazu die markirten südlichen Physiognomien — die braune Gesichtsfarbe der Meisten — das Ganze bildet eine wahrhaft abschreckende Erscheinung, wie man sie in unseren Zuchthäusern nicht findet, — bei Weitem nicht! — Vergegenwärtigt man sich die furchtbaren Anstrengungen, die den Sträflingen in früherer Zeit zugemuthet wurden und die in sehr vielen Fällen geradezu über das Maß der menschlichen Kräfte hinausgingen, daß sie z. B. die Galeeren rudern mußten — und sagt man sich dann, daß Ludwig XIV. viele tausende von Protestanten zu diesem Loos verdammte, bloß weil sie Protestanten waren —: wie verschwinden daneben die soviel und allzuviel besprochenen Greuel der französischen Revolution! Es giebt keinen widerlicheren Anblick, als diesen feigen Ludwig XIV., der in seiner elenden, bebenden Furcht vor den Flammen des Fegefeuers doch nicht über sich gewinnen konnte, sich selbst in seinem sündhaften Leben irgend ein Maß und Gesetz aufzuerlegen; der das nicht einmal zu wollen vermochte — und den Himmel auf Kosten Anderer durch solche Grausamkeit zu gewinnen suchte!

Ich trete in einen Schlafsaal. Sie schlafen da, etwa 60, zusammen auf einem Brettergerüst, einer langen, breiten Bank, auf der sie nebeneinander in der Quere liegen. Ein jeder hat nur eine alte, sehr dürftige und dünne, vielfach geflickte Matratze und weiter nichts. Besonders aber ist ihnen der Raum so knapp zugemessen, wie ich es nie und nirgends gesehen habe; sie liegen zum Erschrecken nahe nebeneinander! — Am Fuß dieser Schlafbühne geht eine starke Eisenstange entlang; an diese wird jeder einzelne Sträfling während der Nacht mit dem rechten Fuß angekettet vermöge der Kette, deren eines Ende um seinen Knöchel festgeschmiedet ist und deren anderes Ende er bei Tage am Gürtel befestigt trägt. —

.... Eigenthümlich ist der sog. bazar des galériens beschaffen. Er liegt auf dem Theil des Molo, der gegen die Rhede gerichtet ist, zwischen der Einfahrt in die Darse neuve, und die in die vieille Darse, ist also rings von Wasser umgeben. — Vom Arsenal her, über die Einfahrt führt eine Fähre hinüber, an der, wie an jedem Eingang zum Bagno, zwei geladene, auf die Quartiere der Sträflinge gerichtete Kanonen aufgepflanzt sind.

In einem der ersten Gebäude des Bagno ist das Lager eingerichtet, wo die Galeerensklaven Arbeiten feil bieten dürfen, die sie in ihren Ruhestunden machen; meist Schnitzwerke und zum Theil sehr künstliche, in Holz und Cocosschale. — Die Verkäufer sind natürlich galériens in rother Jacke und gelben Hosen, die in der gewandtesten und urbansten Weise, wie man es im elegantesten Magazin nicht besser erwarten dürfte, du meilleur ton, die honneurs ihres Waarenlagers machen, sich in ihrer rothen Jacke mit der größten Unbefangenheit bewegen, nie das Auge niederschlagen vor dem Blick des Fremden und keine Ahnung davon zu haben scheinen, daß diese Art von usage du monde und eleganter Höflichkeit in ihrer Lage und ihrem Anzug der äußerste Grad der Unverschämtheit ist. — An der Kasse, wo man zahlt, da natürlich kein Sträfling unmittelbar selbst Geld empfangen darf, sitzt auch so ein wohlerzogener Mann, führt Buch und quittirt.

An der Wirthstafel ein Schweizer aus Neuenburg neben mir. Er erklärt mir, weshalb man in der Schweiz Alles daran gesetzt hat, Preußen aus Neuf-Châtel zu vertreiben (alias das Ländchen gewaltsam von außen her zu revolutioniren). Zu dem Sonderbundkriege sollte auch Neuenburg ein paar Bataillone stellen. Sie wurden in drohender Weise verweigert. Das beleidigte.

General Dufours Feldzugsplan mir sehr merkwürdig. „Il ne vous aurait pas attendu à Bâle!“ — Dufours Absicht war, wenn Baden unsern Truppen den Durchzug gestattete, die Offensive zu ergreifen und über den Rhein in das Badensche vorzudringen. Er wollte also die Revolution für die Schweiz in die Wagschale werfen; das südliche Deutschland womöglich revolutioniren.

(Ob er den kühnen Plan auszuführen wagte, wenn es zur Sache

kam, ist jedenfalls sehr zweifelhaft. Voraussichtlich wäre er sehr schlecht dabei gefahren, wenn er es that, obgleich man bei uns keine Ahnung davon hatte, daß er dergleichen beabsichtigte.)

Von Toulon aus erreichten die Reisenden in kurzer Fahrt die für längeren Aufenthalt in Aussicht genommene, damals noch sehr primitiv eingerichtete Winterstation Hyères — ein uraltes, am Fuß eines burggekrönten Felskegels gelegenes mittelalterliches Städtchen.

Der Cardinal Richelieu hat das alte Schloß schleifen und die Stadtmauern einreißen lassen. Die Ruinen fester Schlösser in Frankreich rühren nicht von einem großen Bauernaufstand her, oder einem dreißigjährigen inneren Krieg, wie in Deutschland; auch nicht aus den Zeiten der Ligue; — der Cardinal Richelieu ist es, der alle festen Plätze und Städte geschleift hat, die nicht königliche Besatzung erhalten und der Vertheidigung des Reichs gegen außen dienen konnten. Er that es, um jeden Widerstand unmöglich zu machen, der etwa im Inneren dem königlichen Despotismus wehren wollte. —

Die Geschichte eines jeden Landes findet sich auch in der Entstehung seiner Ruinen wieder.

Aufenthalt in Hyères. Politisches und geistiges Leben in der Provence.

In dem abgelegenen Hyères wesentlich auf sich selbst angewiesen, benutzte unser Tagebuchschreiber die ihm auferlegte unfreiwillige Muße, um nicht nur in der unmittelbaren Umgebung seines Aufenthaltsortes und in diesem selbst — sondern auch auf einer Reihe von Ausflügen in die hauptsächlichsten und interessantesten Orte der Provence, Land und Leute nach allen Richtungen zu studiren. Ueber Alles, was der Aufmerksamkeit irgend werth war, unterrichtete er sich mit einer Gründlichkeit, die vielfach die Aufmerksamkeit der Landeskinder erregte. Die Umstände, welche die wenige Jahre zuvor ausgebrochene Orangen-Krankheit begleitet und den Wohlstand der Landschaft für Jahre unterbunden hatten, waren ihm alsbald ebenso genau bekannt, wie die Ursachen, auf welche die Wasserarmuth

der Provence zurückzuführen war. Bernhardi stellte fest, daß die einzigen Wasserpolizei-Ordnungen dieses Landes aus Ueberbleibseln des tausend Jahre zuvor eingeführten saracenischen Bewässerungs-Reglements bestanden. In Hyères selbst wurde das System der südländischen Salz-Gewinnung, die Kork-Industrie und die Seidenzucht genau untersucht; den militärischen Verhältnissen wurde eine specielle Aufmerksamkeit gewidmet.

Alle die diesbezüglichen Aufzeichnungen im Zusammenhange zu geben, erscheint jedoch nicht angezeigt, da die Verhältnisse, Interessen und Stimmungen der Bewohner dieses eigenthümlich gearteten Himmelsstriches seither sehr wesentliche Wandlungen erfahren haben und von den Betrachtungen, die der unermüdliche Forscher über volkswirthschaftliche und militärische Einrichtungen damaliger Zeit anstellte, die meisten inzwischen Gemeingut deren geworden sind, die das Studium fremder Menschen und Länder als ernsthafte Angelegenheit betreiben.

Doch sei es gestattet, einige für das Geistesleben des damaligen Frankreich besonders charakteristische Züge wenigstens kurz zu erwähnen.

Ein besonderes Interesse wandte Bernhardi zunächst der politischen Stimmung des Landes zu, und da waren es vor Allem die gewaltigen Anstrengungen aller Behörden, bonapartistische Gesinnung zu befördern, die ihm in's Auge fielen.

Ueberall, schreibt er, tritt einem der Napoleon-Cultus, der in Frankreich officiell betrieben wird, sehr widerlich entgegen. Er bringt diesen Eindruck hervor, weil er nicht — wie wohl zur Zeit der Restauration — freiwillig von unten ausgeht, sondern in sehr bestimmter Absicht und sehr gezwungen von oben. Die Sache wird dabei in solcher Weise übertrieben, daß man denken sollte, sie müsse ihren Zweck verfehlen. Haben die Franzosen irgend ein Gefühl für nationale und für menschliche Würde, so muß das Beschämende dieses Treibens sie empören.

Und doch seltsam: trotz aller Abgötterei, die officiell mit seinem Andenken getrieben wird, kann man es nicht dahin bringen, daß das Volk sich gewöhnte den ersten Kaiser Napoléon le grand oder „le grand homme“ zu nennen. Den Namen des Großen verdient eben Niemand in der Geschichte, der der Zeit Fesseln angelegt hat, um Zwecke der Selbstsucht zu fördern, — und die ewigen Kriege seiner Zeit stehen bei dem Volk keineswegs in gesegnetem Andenken.

Plonplon, so erzählte die Herzogin von Luynes, die Bernhardi in der Gesellschaft von Hyères kennen lernte, erklärte seinen Vertrauten, er wolle sich um die Verwaltung von Algerien bemühen, um da Verbesserungen einzuführen; es gehe da schlecht: „il faut remonter l'Afrique!“ Dann aber müsse er es auch thun, um überhaupt etwas zu thun, und sich selbst eine bessere Stellung zu verschaffen, denn seine Stellung sei schlecht: „je suis brouillé avec les rouges — les légitimistes ne veulent pas de moi — les Orléanistes m'ont en horreur — quant aux Bonapartistes, il n'y en a pas!“

Sehr klar erkannte Bernhardi, daß es nur die ungeheuere Angst vor den Rothen, vor einer allgemeinen Plünderung war, welche das second empire möglich gemacht hatte, und daß es sich lediglich durch die Armee, das Beamtenthum und die geheime Polizei hielt.

Ein Beamter malte ihm aus, wie das ganze Land in vollkommener Unwissenheit erhalten werde über das, was vorgeht — und wie Niemand über Politik spreche, weil man es nicht dürfe. Man schweige aus Angst, denn man wisse das Land von einem Netz von Spionen umsponnen, von einem verborgenen Heer von Aufpassern, das gewiß eben so zahlreich sei wie die Armee.

Der Berichterstatter schilderte das Verfahren bei den Wahlen. Mitstimmen müsse jeder, der sich nicht verdächtig machen und späterer Maßregelung durch die Polizei aussetzen wolle; aber die Behörde sagt: voilà le candidat du gouvernement, und wehe dem, der für Jemand anders stimmen wolle. Auf die Frage, wie man denn einen solchen Zustand ertragen könne, lautete die Antwort: Que voulez-vous? il y a quattre cent mille bayonnettes braquées sur Vous!

In ähnlichem Sinne sprach sich der Maire des Ortes Graf Beauregard aus. Selbst ein Anhänger des Kaiserreichs, betrachtete er dasselbe doch nur als einen Nothbehelf; und als solchen suchte er den augenblicklichen Zustand darzustellen und zu vertheidigen.

Seltsamer Widerspruch! schreibt Bernhardi — während das Kaiserthum sich darauf beruft, daß es durch allgemeine Abstimmung gegründet, seine Vollmacht von der souveränen Masse erhalten hat, stellen seine Anhänger es dar als das einzige Mittel, diese souveräne Masse mit eisernem Scepter in strenger Zucht zu halten — sehen

sie die Rechtfertigung des Kaiserthums darin, daß es diese Bedingung erfüllt.

Andererseits wußte man in der Gesellschaft viel von dem leichtfertigen Treiben am kaiserlichen Hoflager zu erzählen. Von der Kaiserin, der ehemaligen Lionne, hieß es, sie wolle auf die frivolste Art amüsirt sein. Auch die hommes de lettres, die an den Hof gezogen würden, wie Jules Sandeau und Octave Feuillet seien da keineswegs um ernsthafte Dinge, etwa den in der französischen Kunst und Litteratur herrschenden Geist zu besprechen, sondern lediglich, um den Hof durch improvisirte proverbes und dergleichen zu belustigen.

In besonders geringer Achtung stand in diesen Kreisen Plonplon. — Von ihm erzählt Mme. de Luynes:

Er trägt die größte Verderbtheit geflissentlich mit Frechheit zur Schau, „il cherche le succès du scandale“. Er sei so gering geachtet, daß es einem ihrer Bekannten selbst im Gespräch mit einem Kammerherrn des heutigen Hofs begegnete, den hoffnungsvollen Sohn Jérome's Plonplon zu nennen. Der Kammerherr frug, wen er meine, erhielt unter den Entschuldigungen, die der Fall nöthig machte, die gewünschte Auskunft und antwortete dann: „ah vous l'appelez Plonplon? eh bien, nous ne l'appelons pas ainsi, nous l'appelons le vice-héritier.“

War nach allen derartigen und zahlreichen anderen Erfahrungen Bernhardi zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Bonapartismus im Lande selbst keine festen Wurzeln habe — so galt dasselbe von den Legitimisten.

Es ist merkwürdig, heißt es in dem Tagebuch, in welchem Grade in Frankreich das ancien régime verhaßt ist. Der Henry V. hat durchaus keine Aussicht auf den Thron, weil er unglücklicherweise eine Partei hat, eine Partei, die in ganz Frankreich die Trägerin des ancien régime heißt.

Von den Legitimisten selbst heißt es an anderer Stelle:

Sie wandern freilich nach Venedig, ihrem König Henry V. ihre Aufwartung zu machen, aber sie sprechen nebenher mit der größten Geringschätzung von ihm. Sie nennen ihn beschränkt und charakterlos und achten ihn gering als Feigling. „En 1848 il aurait dû

payer de sa personne.“ Das war der Augenblick — aber er zeigte sich kugelscheu!

Seine Anhänger erklären laut: es läge ihnen gar nichts an irgend einer Person — nous ne tenons qu'au principe. Es ergiebt sich sogar mehr, nämlich, daß ein Theil der Legitimisten wenigstens jetzt eine der besten Stützen des napoleonischen Thrones geworden sind. Man ist entschlossen, nichts mehr für Henry V. zu thun, und zwar weil er keine Kinder hat. An wen müßte denn die Krone nach ihm kommen, wird gefragt, wenn er auf den Thron käme und stürbe? Die Orleans natürlich — et on ne veut pas de ceux-là — ihrer liberalen Principien wegen! So hat die legitimistische Partei unter dem Vorwand von göttlichem Recht, christlichem Königthum u. s. w. doch in Wahrheit immer nur, nicht ihre ostensiblen, sondern ihre wirklichen Principien im Auge: Standes-Gesinnung und Standes-Interessen.

Ueberhaupt zeigte die französische Gesellschaft einen hohen Grad der Zersetzung und thatsächlichen Gesinnungslosigkeit, bei brutaler Vergewaltigung jeder politischen und geistigen Freiheit.

Politische Freiheit, sagte ihm einst ein Geistlicher, ist für jetzt in Frankreich unmöglich, da die Revolution alle Corporationen und Stände vernichtet hat. „Il n'est resté qu'un champ de grains de sables et une colonne au milieu“ — und ein anderes Mal erklärte ihm ein Groß-Industrieller aus Montpellier „es gebe überhaupt gar keine Gesinnung mehr! — point de patriotisme! — nous n'avons plus foi en nous-mêmes, nous n'avons plus foi en rien!“ Die materiellen Interessen beherrschen Alles; nur für Luxus hat man Sinn, die Geldgier ist das allgemeine Motiv und das Einzige! De l'argent! — rien que de l'argent! — de l'argent à tout prix! de l'argent quand même! Auch das Familienleben sei durch das Geld-Interesse untergraben, nicht nur im Adel, sondern jusque dans le monde bourgeois! Mit den politischen Grundsätzen ist es Nieman dem rechter Ernst. Er selbst sei Liberaler und Orleanist und unterstütze dennoch Napoleon III.: „les principes sont aujourd'hui chez nous en France absolument comme les nippes, qu'on a sur sa cheminée; c'est très joli à avoir, mais cela n'est d'aucun usage.“

Wenn so das Bild der politischen Zerfahrenheit ein wenig erfreuliches war, und die Unhaltbarkeit des ganzen Zustandes erkennen ließ, so zeigte andererseits das Volksleben eine ganz bestimmte Eigenart.

Das südliche Frankreich war im Mittelalter sehr getheilt und es ist da bis auf sehr neue Zeit herab mehr eigenthümliches Leben übrig geblieben als im übrigen Reich.

Auch bemerke ich, daß die Bewohner des südlichen Frankreich viel entschiedener ältere geschichtliche Erinnerung lebendig bewahrt haben, als die Nordfranzosen.

Seltsamer Gegensatz von Elsassern und Provençalen; die letzteren haben das bestimmte Bewußtsein, daß sie eigentlich keine Franzosen sind, sondern ein besonderes Volk für sich — daß ihr patois eine besondere Sprache ist, die eine eigene Literatur hat. Sie sind stolz darauf und ärgern sich eigentlich darüber, daß sie von den Nordfranzosen so ganz in's Schlepptau genommen sind. Die Elsasser dagegen verleugnen zu ihrer Schmach ihre deutsche Abstammung und wollen mit aller Gewalt Franzosen sein.

War so unser Reisender bemüht, aus dem Verkehr mit Leuten aller Gesellschaftsklassen und der verschiedensten politischen Parteien ein zutreffendes Bild des allgemeinen Zustandes zu gewinnen, so suchte er die gewonnene Einsicht zu bereichern und zu vertiefen, indem er einerseits das Volk in seinen Festen und Zerstreuungen beobachtete, um dessen Geschmacks- und Gefühlsrichtung kennen zu lernen, und andererseits die Wurzeln des geistigen Lebens an Schulen und Universitäten zu studiren unternahm.

In ersterer Hinsicht wandte er besonders dem Theater seine Aufmerksamkeit zu.

Schon in Lyon hatte ihn der Besuch desselben überrascht:

Lyon, schreibt er, ist die zweite Stadt Frankreichs, eine reiche Stadt von 260000 Einwohnern, man sollte es nicht für möglich halten, daß dieser Ort ein so schlechtes Theater haben könnte. Gesang, Spiel, Decorationen, Costüme und äußerer Schmuck sind von der traurigsten Art. Auch das Publikum ist traurig anzuschauen; es sieht nicht sehr elegant aus und in keiner Weise bedeutend. Die anwesenden Offiziere sehen mehr nach dem estaminet aus als nach der guten Gesellschaft. Und welch' ein Urtheil giebt sich kund!

Eine solche Vorstellung macht es recht anschaulich, wie sehr Paris das gesammte geistige Leben Frankreichs absorbirt.

Dieses Urtheil fand Bernhardi auch in den übrigen Städten der Provence bestätigt. Ueberall fand er Ausstattung und Darstellung über alles Erwarten schlecht, das Publikum lärmend und unruhig, mehr mit sich selbst als mit den Vorgängen auf der Bühne beschäftigt. — Als besonders charakteristisch wird dabei der Einrichtung Erwähnung gethan, daß nach französischer Sitte der Impresario über jeden einzelnen Schauspieler, den er am Anfang der saison dem Publikum vorführt, von diesem ein ganz bestimmtes Urtheil erbitten muß — und daß von diesem Urtheil das engagement des betreffenden Schauspielers unmittelbar abhängt. Seltsam, meint Bernhardi, daß die zufällig gerade anwesenden Zuschauer für das Publikum gelten und dessen Rechte üben. Die Unnatur und Dürftigkeit des Spiels trat bei der Tragödie besonders zu Tage; sie erinnerte den Reisenden an den Pariser Aufenthalt seiner Jugend.

Wie sollte, bemerkt das Tagebuch, das, was aller Natur und Wahrheit so fern bleibt und sich so auf einem durchaus conventionellen Boden bewegt, wie das klassische französische Trauerspiel, anders dargestellt werden, als in einer conventionellen Weise. Talma freilich, dessen ich mich gar wohl erinnere, fand zu Zeiten, mit seinem wunderbar schönen Organ, Accente, Laute, die den Geist wirklich berührten: aber er spielte auch nicht gern in den klassisch genannten Tragödien der Franzosen; da war für sein Talent kein Boden und kein Raum.

Um das französische Universitätswesen zu studiren, begab sich Bernhardi nach Aix, wo sich eine Hochschule befand. Die genauen diesbezüglichen Aufzeichnungen des Tagebuchs anzuführen, würde einerseits zu viel Raum in Anspruch nehmen, andrerseits sind dieselben heute zum einen Theil veraltet, zum andern Theil ausführlich bekannt geworden.

Einige Mittheilungen jedoch dürften insofern von Interesse sein, als sie geeignet erscheinen in den Erinnerungen des heute lebenden Geschlechts die geistige Sphäre und die Erziehungsbedingungen zu kennzeichnen, unter denen die damalige französische Jugend heranwuchs, also die Männer, die jetzt im öffentlichen und politischen Leben Frankreichs maß- und tonangebend sind. Vieles, was in dem heutigen Frankreich möglich ist, wird dadurch erklärt. Die hauptsächlichsten Aufschlüsse erhielt Bernhardi durch den in Aix selbst angestellten Professor Bonafons, bei dem er auch einer Vor-

lesung beiwohnte, „an deren Schluß die Studenten ihren Beifall durch Klatschen zu erkennen gaben; gerade, wie ich das vor vielen Jahren zu Paris in Villemain's cours de littérature française erlebt hatte."

Nachdem der Professor zunächst die einheitliche Organisation des gesammten Universitätswesens unter der Leitung des Unterrichts-Ministers geschildert hatte, dem sogar das Recht zustand, die Professoren ganz frei zu ernennen, ohne sich an die, selbst schon durch Bischöfe und Präfecten controlirten Vorschläge der Fakultäten und akademischen conseils zu halten, ging derselbe näher auf die Verhältnisse in Aix ein.

Hier in Aix sind nur drei Fakultäten, théologie, droit, lettres, die medicinische fehlt, die zugehörige faculté des sciences ist nach Marseille verlegt. Die facultés de théologie sind in ganz Frankreich durchaus unbedeutend, ja sie haben in der That nur ein ganz wesenloses Scheindasein, und zwar aus Gründen. Die niedere Geistlichkeit hängt noch immer, zum Theil wenigstens, an den Grundsätzen der gallicanischen Kirche; deshalb erzwang Napoleon I. den Artikel des Concordats, der die Pfarrer für inamovibles, für unabsetzbar und unversetzbar erklärt. Dieser Artikel gefällt natürlich den Bischöfen durchaus nicht, denn er macht es unmöglich, die strenge Disciplin zu üben, die Innocenz III. eingeführt hat. Napoleon I. errichtete die theologischen Fakultäten ausdrücklich, damit die jungen Geistlichen in ihnen zu den Grundsätzen der gallicanischen Kirche erzogen würden; eben deshalb aber betrachten die ultramontan gesinnten Bischöfe diese Fakultäten — obgleich die Professoren sämmtlich Geistliche, nämlich Weltgeistliche sind — als Lehranstalten von sehr zweideutigem, mehr als verdächtigem Charakter, lähmen ihre Wirksamkeit — und verbieten unter der Hand den jungen Geistlichen deren Besuch.

Die jungen Geistlichen werden demnach in der That nicht auf den Universitäten gebildet, sondern in Seminarien, die ganz ohne alle Controle von Seiten der Regierung, unbedingt unter der Botmäßigkeit der Bischöfe stehen. — Das Lehramt wird da von Ordensgeistlichen, St. Sulpiciens, geübt; es wird strenge klösterliche Disciplin gehandhabt; es werden die Grundsätze des Ultramontanismus in größter Reinheit gepredigt.

Hier in Aix muß die theologische Fakultät ihre Vorlesungen in den Sälen des Seminariums halten — so verlangt es der Bischof, und die Studenten sind nicht verpflichtet, diesen Vorlesungen beizuwohnen — es ist angeblich Sache freier Wahl — während sie die Vorträge der Sulpicianer hören müssen. — Die Wahrheit ist, daß jeder Professor der Fakultät im Seminarium nur eine ganz geringe Anzahl Zuhörer hat, drei oder fünf — und auch das nur zum Schein. Es sind zuverlässige junge Leute, denen man glaubt vertrauen zu können, und die vom Bischof förmlich dorthin kommandirt werden, eben um den Schein zu wahren. — Den Uebrigen ist der Besuch dieser Vorlesungen förmlich — wenn auch nur unter der Hand — verboten.

Die facultés des sciences sind, wenn nicht in demselben Grade bloßer Schein, doch auch sehr unbedeutend, denn wer die physisch-mathematischen Wissenschaften zu seinem Lebensberuf machen oder überall ernsthaft nehmen will, begiebt sich nicht auf eine académie universitaire; er sucht in die betreffende Specialschule oder in die école polytechnique einzutreten, wo ihm jede andere Art von Bildung unzugänglich bleibt.

Die facultés des lettres sind ebenfalls vollkommen unbedeutend in ihrem Sein und Wirken — denn was sie lehren, wird für Niemanden zum Lebensberuf. — Wer das Lehrfach wählt, kann sich dazu nicht auf der Universität ausbilden, wie in Deutschland die Studenten der philologischen Fakultät. Die künftigen Professoren der collèges (d. h. Gymnasien) werden in Frankreich ebenfalls auf Specialschulen ad hoc gebildet; in Seminarien, wie bei uns die Dorfschullehrer. — Die facultés des lettres dienen nur dazu, den Studenten der Rechtsschulen, neben denen sie hergehen, womöglich einen Anflug humanistischer Bildung zu verschaffen. Wer in der Rechtsschule Anspruch auf die höheren Grade machen will, muß in jedem Cursus zwei Vorlesungen der faculté des lettres als Nebenfach hören, welche, steht ihm frei zu wählen — die höheren Grade sind Licentiat und Doctor. — Sonst ist Niemand verpflichtet diese Vorlesungen zu hören.

Bonafons sagte mir ausdrücklich, daß die Vorlesungen dieser Fakul-

tät keine große Bedeutung haben, und von Lehrern und Schülern sehr als Nebensache behandelt werden. „Nous ne sommes qu'un corps administratif“ — die Professoren dieser Fakultät nämlich.

Es bleibt also nichts übrig, was wirklich ernsthaft genommen würde, als die Rechtsschule. — Aber auch da, wo die Juristen und Staatsmänner Frankreichs gebildet werden sollen, sieht es in einem kaum glaublichen Grade dürftig und beschränkt aus.

Der ganze Lehrplan ist sehr dürftig und umfaßt nur ein sehr engbegrenztes Feld; es wird im Ganzen nur sehr wenig gelesen, sodaß die einzelnen Disciplinen denn auch nur sehr oberflächlich behandelt werden können, und von Studien-Freiheit ist so wenig die Rede, als von Aemulation und Concurrenz unter den Professoren. Von Staats- und Völkerrecht ist gar nicht die Rede und ebenso wenig von Natur-Recht, Philosophie des Rechts, Propädeutik oder Rechtsgeschichte.

Die Schüler lernen im allerbesten Fall zwei Systeme von Gesetzen kennen (röm. Recht und code Napoléon), die eben da sind, ohne daß man erführe warum; deren Inhalt weder philosophisch gerechtfertigt, noch durch seine Entstehungsgeschichte erklärt — deren Verhältniß zum abstrakten Begriff des Rechts in keiner Weise erläutert wird.

Von Wissenschaftlichkeit ist also nicht entfernt die Rede — das Ganze kann nur auf ein Auswendiglernen gewisser Satzungen — auf ein Abrichten für den täglichen Gebrauch hinauslaufen — die Advokaten-Kniffe bringt dann die Praxis hinzu. —

Die Studenten müssen, um aufgenommen zu werden, bacheliers-ès-lettres sein. Dieser Grad entspricht einem Zeugniß der Reife bei uns und ist sehr viel leichter zu haben.

Auf der Universität sind dann die Studenten de facto in Klassen eingetheilt. Der Lehrplan ist auf drei Jahre berechnet. Dem Studenten ist genau vorgeschrieben, was er im ersten Jahr hören muß, was im zweiten und dritten. — Er gelangt aus einem Cursus in den andern nur vermöge eines Examens, das er glücklich bestehen muß, und indem er den entsprechenden akademischen Grad, zuletzt den als Licentiat erhält.

Die Professoren sind von der Regierung angestellt und bezahlt.

— Alle Vorlesungen sind gratis. Die Studenten des betreffenden Cursus müssen je einen bestimmten Professor hören, der so gut wie die Studenten an den Lehrplan und an die Eine bestimmte Disciplin gebunden ist, für die er angestellt wurde. — Privatdocenten giebt es nicht. — Concurrirende Vorträge verschiedener Lehrer über einen und denselben Gegenstand würden ausdrücklich nicht gestattet, wenn sich je eine Möglichkeit dazu ergäbe.

Die Folgen sind leicht zu ermessen. Die Professoren, einmal angestellt, werden bequem und betreiben ihr Amt sehr lässig, zumal in der Provinz, wo die Anregungen, die das Leben von selbst herbeiführt, weder sehr häufig sind, noch von großer Intensität. — Es liegt ihnen wenig daran, mit der Wissenschaft fortzuschreiten und auf der Höhe zu bleiben. Sie werden im Gegentheil stationär. — Mondat sagte mir, daß es ziemlich einerlei ist, ob man so einen Mann hört, oder ein altes Heft seiner Vorträge abschreibt, und sollte das Heft zwanzig Jahre alt sein. Bonafons bestätigte das.

Ausflug nach Arles.

Hatten die Ausflüge in den Städten der Umgegend, zu denen die Einförmigkeit der Gasthofs=Existenz in Hyères und die Unausgiebigkeit der dortigen Gesellschaft Bernhardi veranlaßten, zu Beobachtungen über das geistige und politische Leben der Südfranzosen Gelegenheit gegeben, so boten sie in geschichtlicher, künstlerischer und archäologischer Hinsicht eine fast noch reichere Ausbeute, die in dem Tagebuche ausführlich niedergelegt worden ist. Die Provence war damals ein wenig bekanntes, in Bezug auf seine geschichtliche und archäologische Bedeutung nur unvollständig durchforschtes Land und es erscheint schon aus diesem Grunde bedauernswerth, daß der scharfsichtige und unermüdliche Reisende von 1858 die Ergebnisse seiner Fahrten nicht gleich damals der Oeffentlichkeit übergeben hat. Heute haben diese Aufzeichnungen einen erheblichen Theil ihres Interesses verloren. Die Schilderungen von Marseille, Toulon u. s. w. treffen zu Folge der in diesen Städten ausgeführten baulichen

Veränderungen nicht mehr recht zu; selbst das berühmte, von Bernhardi sorgfältig durchforschte Kloster Montmayour hat seine Physiognomie gewandelt. Was von anderen, abseits der Heerstraße belegenen, in ihren geschichtlichen Formen erstarrten Orten berichtet wird, hat dafür seine Bedeutung behalten. Unter den im Herbst 1858 besuchten Orten gilt das insbesondere von Arles, dem Arelatum der Alten, das als Hauptstadt des Königreichs Burgund, sowie als Stätte der größten erhalten gebliebenen Arena, der Ueberreste eines antiken Theaters und eines höchst bemerkenswerthen Museums zu den sehenswürdigsten Orten Frankreichs gehört.

Bernhardi's Beschreibungen der historischen Stätten von Arles, insbesondere der Arena und des berühmten Kreuzganges von St. Trophime sind von unübertrefflicher Anschaulichkeit — und außerdem in anderer, in doppelter Hinsicht bemerkenswerth.

Der Verfasser hat nicht nur der Entstehung, sondern ebenso der Verstümmelung und Zerstörung dieser kostbaren Ueberreste spätrömischer und frühchristlicher Baukunst seine Aufmerksamkeit zugewendet und in beiden Richtungen Hin- und Nachweisungen gegeben, wie sie gleich übersichtlich sonst nirgends vorliegen. Im Folgenden geben wir eine Reihe der diesen Aufzeichnungen entnommenen Blätter.

Zuerst zu den Ueberresten des römischen Theaters, das dem Augustus und der Livia gewidmet war. Die Reste sind nicht durchaus der besten Zeit angehörig, denn das Theater ist zur Zeit Constantins des Großen erneuert worden und der Verfall zeigt sich darin, daß ein größerer Werth auf kostbares und seltenes Material, als auf die Form gelegt worden ist. Das Gesuchte war an die Stelle des Schönen getreten.

Das Ganze ist sehr trümmerhaft; von dem tempelartigen Bau auf der Bühne stehen nur noch zwei Säulen, von afrikanischem Breccia-Marmor, Purpur und trübweiß. Doch läßt sich die Oekonomie des ganzen Baues noch gar wohl verfolgen, und ich möchte es in einer Beziehung mit dem Abendmahl Leonardo's vergleichen, von dem fast nichts mehr übrig ist und das doch einen bedeutenden Eindruck macht.

Von hier zu dem Amphitheater, gewöhnlich am Ort „les arènes" genannt. Ich war höchlich überrascht schon durch den ersten Anblick des großen wohlerhaltenen Römerwerkes. — Der Bau im-

ponirt durch seine Größe (140 Meter lang, 40 Meter breit) und mehr noch durch seine Bauart, die ihm den Charakter des Großen, Kühnen, Luftigen verleiht. — Vermöge dieses Charakters von luftiger Weite, der ihnen eigen ist, bilden die Bauwerke des Alterthums den geraden Gegensatz zu denen des Mittelalters. Und doch erklärt ein Blick auf den Bau, wie aus der Nachahmung dieser Werke römischer Kaiserzeit der allerverrückteste Rococo-Styl entstehen konnte. Denn so großartig das Ganze auch ist, drängt sich bei näherer Betrachtung der Architektur doch sehr bald mancher Tadel auf und man muß sich gestehen, daß man vor einem Denkmal beginnenden Verfalles steht.

Sechzig nach Außen offene Arkaden umschließen das Eirund in zwei Stockwerken; Arkaden auf Arkaden; die Pfeiler der unteren Reihe haben Pilaster zu schmückenden Strebepfeilern; und zwar wirkliche Pilaster von viereckiger Grundform, wie deren die Baukünstler der Kaiserzeit einen als Zugabe zu jeder der Säulenordnungen erfanden. Diese Pilaster sind demnach wohl für korinthische anzusprechen, obgleich ihnen die Voluten- und Akanthus-Blätter fehlen. — Die oberen Arkaden haben korinthische Halbsäulen, die sich an die Pfeiler lehnen und auf den Pilastern stehen. — Nur zwei von ihnen haben ihre verstümmelten Kapitäle bewahrt; die Schäfte sind vielleicht nicht von ganz tadelfreien Verhältnissen, zu stark anschwellend. Durch diese Anordnung, die allen römischen Amphitheatern gemein ist, ergab sich manches vorbildliche für den sogenannten italienischen Styl des 17. und 18. Jahrhunderts. Der Architrav der unteren Ordnung, der flach angedeutet über den Arkaden hinläuft, macht über den Pilastern einen Vorsprung und muß ihn machen, weil das Ganze sehr flach gehalten ist. Dadurch entsteht über jedem Pilaster ein Würfel, der auf ihm ruht; da der obere, überragende Theil des Architravs den Vorsprung natürlich mitmacht, zeigt er zu beiden Seiten des Würfels, ganz außer allem Verhältniß überragend, sein Profil.

Auf dem Architrav der unteren Ordnung ruht die Brustwehr, welche die oberen Arkaden jusqu'à hauteur d'appui schließt, mit ihrem Gesimse. Da auch diese Brustwehr sammt den Gesimsen, über den Pilastern, unter den Säulen, die auf ihr ruhen, den Vorsprung

mit macht, sieht man hier deutlich, wie eine der ärgsten architektonischen Verirrungen des menschlichen Geistes entstanden ist, wie man darauf gekommen ist den Säulen ein Piedestal zu geben. Das Piedestal, wie man es schon in den Bauten der späteren Kaiserzeit, Diocletian u. s. w. sieht, ist nichts weiter als eben dieser Vorsprung, aus dem Ganzen herausgenommen und selbständig hingestellt.

Als man sich von der gothischen Baukunst der Antike zuwendete, ließ man ohne Kritik die Denkmale der Entartung gleich denen der schönsten Zeiten als Autorität gelten, und es ist einleuchtend, daß die abnormsten Gestaltungen entstehen mußten, wenn man auch nur einen Bau wie diese Arena nachahmen oder vielmehr sich an diesen Mustern bilden — und sie dann vollends an Eleganz und Reichthum überbieten wollte.

Wie ich um den Bau herumwandle, erzählt er mir zum Theil seine seltsame Geschichte. Er ist in späteren Jahrhunderten, im sogenannten Mittelalter, in eine feste Königsburg verwandelt worden. Die Arkaden waren zu dem Ende zugemauert; über den vier Haupteingängen an den Ecken beider Axen der Ellipse wurden hohe viereckige Thürme errichtet, von denen drei noch jetzt in die Lüfte ragen. Die obere Gallerie diente so ohne Zweifel zu bewohnbaren Gemächern. — Die örtliche Sage schreibt diese Umwandlung den Sarazenen zu; sie ist nicht wahrscheinlich; zwei der Arkaden der oberen Ordnung hat man zugemauert gelassen (und mit Recht); in der schließenden Wand der einen zeigt sich ein romanisches Doppelfenster mit Colonnette — in der anderen gar ein Spitzbogenfenster; auch ein vermauertes Fenster in dem einen Thurm erinnert an romanischen, wenn man will an byzantinischen Styl —: nirgend aber zeigt sich eine Spur maurischer Architektur. — So ließe sich wohl eher denken, daß die Arelatensischen Könige die gewaltigen Mauern der ursprünglichen Anlage zu einer schützenden Burg benutzten.

Den Concierge aufgesucht. Er ist ein lebhafter Provençale, der unter mächtigen Gesticulationen ungemein schlecht französisch spricht, sich als Localgelehrter geltend machen möchte und nebenher in den mächtigen Hallen an einem kleinen Tischchen alte Schuhe und Stiefel flickt, denn er ist cordonnier en vieux; er spricht mit einiger Be-

schämung davon, als triebe er diese Restaurations-Arbeiten nur nebenher — nur als amateur — pour charmer ses loisirs.

Das Innere des Baues. Die Stufensitze rundum ruhen auf sechs gewölbten Galerien, die um das Eirund laufen, oder vielmehr nur auf fünf, denn die äußere Galerie unter den Arkaden trägt die obere Ordnung der Arkaden und diese eine offene Galerie, die ebenfalls hinter den Stufensitzen herumläuft. — Von diesen sechs Galerien bilden aber nur drei einen ununterbrochenen Umgang um das ganze Gebäude; nämlich die erste (von außen her), die dritte und sechste; die drei anderen sind durch den Einbau der Eingänge, namentlich der Treppen unterbrochen. — Die äußere Galerie ist nicht gewölbt, sondern mit colossalen Steinplatten gedeckt, die über die ganze Breite derselben hinwegreichen und den Fußboden der oberen Arkadengalerie bilden. (Wie verkehrt ist die nun glücklicherweise veraltete Theorie, welche die Steinbauten der Alten als eine willkürliche Nachahmung der Holzconstruktion erklären wollte.) Die anderen Galerien haben alle Tonnengewölbe, bis auf die letzte, innerste; die hat, wie das die Anordnung der auf ihr ruhenden Stufensitze nothwendig machte, une voute inclinée. (Von hier also entnahmen die Architekten der benachbarten Kirche St. Trophime wahrscheinlich das Vorbild zu den Gewölben ihres Kreuzganges.)

Sechzig Arkaden; die vier Haupteingänge mitgerechnet, 32 Vomitoria, die zu dem untersten offenen Umgang am Fuß der Stufensitze führen, der nur etwa 10 Fuß höher als die Arena liegt und durch eine steinerne Brustwehr geschützt ist. — Von den dazwischen liegenden Arkaden gehen 28 überwölbte Treppen zu einem oberen offenen Umgang hinan, der in der Höhe der oberen Arkaden zwischen den unteren und oberen Stufensitzen herumläuft. — Ein dritter Umgang lief ganz oben, an der zerstörten und fehlenden Brustwehr um die Stufensitze; zu diesem führten aber nur kleinere offene Treppen von den unteren Umgängen, zwischen den Sitzen hinan. — Mehrere der unteren Sitze sind ganz rundum erhalten; viele der höheren theilweise; — der Eindruck des Ganzen ist auch in seiner Trümmerhaftigkeit ungemein großartig — und wenn man sich nun diesen gewaltigen Trichter mit Zuschauern angefüllt denkt! — Das Schau-

spiel muß imposant gewesen sein, gleichviel was unten in der Arena vorging.

Die mächtigen Bogengewölbe, in denen die Thiere für den Kampf aufbewahrt wurden. Gewölbe aus Quadern, die ohne Mörtel zusammenhalten.

Der Concierge erzählt mir die späteren seltsamen Schicksale des Baues. Auch die Königsburg verfiel und wurde verlassen; eine armselige Bevölkerung nahm davon Besitz. Kleine Häuser wurden von außen daran geklebt; die Hallen der oberen Arkaden-Reihe als bewohnbare Räume, die unteren Gewölbe als Keller benutzt. —

Auch im Inneren der Arena, deren Boden durch Schutt und Trümmer um 25 Fuß erhöht war, siedelte sich eine zahreiche Bevölkerung an; es entstanden da ein paar kleine Straßen; ein kleiner Platz, auf dem ein Kreuz stand, 2 Kapellen, 26 Häuser. Der Concierge besitzt einen alten Kupferstich, der das Amphitheater in diesem Zustand zeigt; verkauft ihn mir (theuerer als billig). — Seine Eltern besaßen eines der von außen angeklebten Häuser, zu dem zwei Arkaden gehörten; der Mann zeigt mir die Stelle, wo in den Arkaden damals sein Bett stand; es scheint, er ist in dem Amphitheater geboren.

Unter Karl X. war Herr de Chastroux Präfekt und zugleich Deputirter; il avait le bras long à la cour; er entdeckte, daß das ganze Gebäude noch wohlerhalten in und unter den armseligen Neubauten steckte und erhielt von der Regierung die sehr bedeutenden Summen, die nöthig waren, um es zu reinigen — die kleinen Häuser innen und außen wurden gekauft und abgetragen; das Innere wieder ausgegraben bis auf den ursprünglichen Boden u. s. w. — das kostete einmal 420,000 Francs und außerdem noch andere Summen. — Wozu dient nun die hergestellte Arena? — Während der schönen Jahreszeit ist da jeden Sonntag spectacle; Springer, Seiltänzer u. s. w. (Neuerdings auch Stiergefechte, bei denen indessen der Gebrauch scharfer Waffen, sowie die Tödtung der Thiere untersagt ist.)

Den besterhaltenen Thurm an der Westseite erstiegen. — Aussicht über die alte Stadt mit ihren Dächern und die Umgebung. — Man sieht, wie sich der Strom oberhalb Arles in zwei Arme theilt, und das Rhônedelta, die Camargue umfaßt. Auf dem linken Ufer

ragen aus der Ebene einzelne Kalkfelsenhügel gar seltsam hervor. Den nächsten dieser Kalkfelsen krönen die mächtigen Ruinen des Klosters Montmayour — wenn man aber die Gegend übersieht, kann man kaum begreifen, wie hier in dieser ungünstigen Lage und Gegend je eine bedeutende Stadt — ein Königssitz, entstehen konnte. Die Camargue ist sumpfig und das Land am Ufer war noch vor Kurzem ein scheinbar unergründlicher Morast, in welchem Fieber herrschten.

Die Anlage deutet eben darauf hin, daß das Land ursprünglich nicht durch Seefahrer bevölkert worden ist, die an der Küste landeinwärts vordrangen, sondern umgekehrt von einem Volksstamme, der von Norden, aus dem Inneren des Landes kommend, sich nach und nach gegen die Seeküste hin ausdehnte. Dies Volk fand da, wo jetzt seit Jahrtausenden Arles steht, auf dem letzten der genannten Kalkfelsen dicht am Rhône die letzte mögliche feste Stellung stromabwärts.

An den Besuch der Arena schloß sich derjenige der berühmten, trotz ihrer Merkwürdigkeit wenig bekannten Kirche St. Trophime an (dem Heiligen gewidmet, der der Sage nach den flüchtigen Frankenkönig Childerich in einer benachbarten Höhle bei sich aufgenommen haben soll).

Zur place royale; auf dem kurzen Wege dahin, am plan de la cour, stehen an das Rathhaus angebaut die Gefängnisse, aus dem 13. Jahrh. mit beachtenswerthen Rundbogen-Doppelfenstern (Colonnette in der Mitte) zum Theil aus dem 16. Jahrh. — (breite niedrige Fenster, viereckig, mit einem Sims darüber, das sie auch zu beiden Seiten bis zur halben Höhe herab umfaßt — je zwei solcher Fenster nahe beisammen).

Place royale; unregelmäßiges Viereck; in der Mitte der viereckige Obelisk, der als der einzige außerhalb Aegyptens angefertigte gerühmt wird, auf ziemlich hohem Piedestal; Granit — geflickt — nicht sehr imposant. — Die örtliche Ueberlieferung berichtet, es sei eine der metae aus dem Circus von Arles. — Die eine kurze Seite des Platzes (Westen) bildet das Stadthaus, unter Ludwig XIV. von dem zu seiner Zeit berühmten Mansard erbaut — mit reichen Façaden, die zwei Ordnungen der Architektur, dorisch und jonisch über einander zeigen, wie sich das damals gehörte, und mit einem eleganten

Thürmchen auf der Ecke: bei alledem aber, für seine Zeit, von wirklich überraschend edlem und reichem Styl. — Die eine lange Seite des Platzes (Norden) bildet die Stirnwand der Domkirche St. Trophime, die sich vom Platz aus gar seltsam ausnimmt, und der erzbischöfliche Palast — gegenüber die Stirnwand einer alten Klosterkirche (das Kloster ist jetzt das Gefängniß), jetzt als Museum benutzt und unbedeutende kleinere Häuser, wie dergleichen auch die vierte Seite bilden.

St. Trophime ein seltsamer Bau; wie die meisten Kirchen des Mittelalters langsam und mit vielen Unterbrechungen durch viele Jahrhunderte hindurch gebaut, fortgesetzt in verändertem Styl und nach manchen Wandlungen unvollendet geblieben als eine Art von Halb-Ruine.

Doch erzählt der Bau selbst eine Geschichte, die wesentlich von der gewöhnlichen abweicht. In der Regel ist ein muschelförmiger romanischer Chor mit kleinen Fenstern der älteste Theil — ein gothisches Schiff, oft zu groß für die ursprüngliche Anlage, und moderne Verunstaltungen schließen sich daran. — Hier ist im Gegentheil das Schiff der älteste Theil des Baues und soll aus dem 7. Jahrh. herrühren. Es ist nicht unmöglich; die ungemein schmalen Abseiten haben wenigstens Tonnengewölbe von voller Wölbung bewahrt. Doch können nur die Hauptwände und Pfeiler von so hohem Alter sein. Die Gewölbe des Schiffs sind neuer und von einer Art, wie sie mir nur in der Provence vorgekommen ist, wie ich sie z. B. in der ehrwürdigen Kirche zu Hyères gesehen habe, und wie sie mir später der Concierge einer Ruinenkirche bezeichnete: un peu en ogive —: gleich den Bogen über den Pfeilern, flache Spitzbogen. — Der Transept ist neuer — und die seltsamste Bereicherung, die der Bau im 13. Jahrh. erfahren hat, ist das oft als Meisterwerk des romanischen Styls bewunderte Portal.

Die Giebelwand der Kirche war nämlich zu Anfang an Form der zu St. Louis zu Hyères und dem Dom zu Monza ähnlich, von großer schmuckloser Einfachheit — da haben sich dann verschönernde Bischöfe und Baumeister bewogen gefunden, sie durch ein reich geschmücktes Rundbogen-Portal zu schmücken, das man aber wohl eher im wirklichen Sinne des Wortes byzantinisch als romanisch nennen muß.

Dieses reiche Portal ist aber keineswegs auch nur zum Theil in die Masse der Stirnwand hineingearbeitet, es steht vielmehr mit der ganzen Tiefe seiner Architektur von derselben als ein sichtlich von außen angeklebter fremder Körper — und seine reiche Ornamentik macht einen um so seltsameren Eindruck, als die Stirnwand der Kirche selbst, so weit sie nicht von dem Portal bedeckt ist, in ihrer alten, trümmerhaften Schmucklosigkeit stehen geblieben ist. Man kann nichts Absurderes sehen als dies angeklebte Portal, das so ganz einleuchtender Weise mit der Construction der Kirche gar nichts zu schaffen hat.

Dann ist aber auch dies Portal an sich ein seltsames Denkmal byzantinischer Entartung. Im Hemicykel über dem Eingang Gott Vater segnend und Gericht haltend, von den thierischen Gefährten der Evangelisten umgeben; um den Rundbogen läuft ein Gesims von Engelsköpfen; — den Architrav bedecken die Schaaren der Erwählten — rechts — der Verdammten — links — in flachem Relief. — Unmittelbar über den Stufen der Treppe, von diesem Architrav beschattet, Statuen der zwölf Apostel; auf jeder Seite drei neben einander in der Dicke der Wand, dem Durchgang zur Thür zugewendet — drei an dem gradlinigen Seitenflügel des Portals, dem Platz zugewendet. Der Architrav wird durch kleine, vor dieser Apostelstellung frei stehende, verdorben korinthische Säulchen getragen, die ihrerseits anstatt der Piedestale auf fabelhaften Thiergestalten ruhen, die noch dazu zum Theil ziemlich knapp zugeschnitten sind. — Es wäre nicht leicht, eine Combination zu erdenken, die in einem höheren Grade den Eindruck des Unsicheren und Absurden machte! — Die Skulptur steif und roh; nicht gerade das Schlechteste, was aus jener Zeit auf uns gekommen ist, aber auch nicht dem Besten gleichzustellen.

Es ist merkwürdig auch an den Denkmalen wahrzunehmen, wie hier, am mittelländischen Meer, sich zu einer und derselben Zeit verschiedene Einflüsse zugleich geltend machen: aus dem germanischen Norden, aus Byzanz, aus dem sarazenischen Süden und Osten her! —

Der neueste Theil ist dann der tiefe Chor, 1450 hinter dem Hauptaltar an der Stelle des ohne Zweifel sehr engen muschelför-

migen, der früher dastand, im reichen gothischen Styl der Zeit, mit Umgang u. s. w. erbaut. — In einer feuchten, unbedeutenden Kapelle sind die beiden geistlichen Herren aus dem Hause Grignan bestattet, über die Frau v. Sévigné so bitterlich klagt, daß sie nichts für die Familie thun, dem kostbaren Bau des Schlosses Grignan „les pattes croisées“ zusehen und ihrem tief verschuldeten grand seigneur von Neffen in keiner Weise beistehen. Der Erbischof Grignan nämlich (Adhémar de Monteil) von Arles und dessen Neffe, desselben Namens, erst Coadjutor, dann auch Erzbischof. — Seltsam, welchen bleibenden Eindruck die Briefe der Frau v. Sévigné machen; man hat in ihrer Familie gelebt, und die Personen, die man dort kennen lernte, bleiben interessant.

Der alte Kreuzgang des Domstifts schließt sich an die Südseite der Kirche, liegt aber bedeutend höher als diese auf dem Felsen, so daß aus der Kirche eine überwölbte, nicht allzu helle Treppe hinaufführt. —

Man fühlt sich wunderbar überrascht und ergriffen, wenn man in dies vielleicht schönste Bauwerk seiner Zeit eintritt, in dem gleichsam aus uralter Zeit her eine klösterliche Weihe und Stille herrscht und mit einer Macht, deren man sich nicht erwehrt, zur Ehrfurcht und Sammlung auffordert.

Ein mäßiger viereckiger Rasenplatz in herkömmlicher Weise von Bogengängen eingeschlossen; auf diesen ruhend läuft ein Wallgang um die vier Seiten, wie das Ganze durch die Umfassungsmauern, die 9 bis 10 Fuß höher in den Raum hinaufragen, gegen die Außenwelt abgeschlossen. Es ist, wenn man es so beschreibt, eben nur, was man im Ganzen und Allgemeinen überall sieht in ähnlichen Räumen; und doch von einer harmonischen Schönheit, die unwiderstehlich wirkt. Architektonische Schönheit liegt eben großentheils im Besondersten, das sich dem beschreibenden Wort entzieht! Die westliche Galerie ist aus dem 11., die nördliche aus dem 12. — die beiden andern sind aus dem 14. Jahrhundert.

Eigenthümlich ist das Gewölbe dieser Bogengänge; es ist eine voute inclinée, die sich nach innen hin bedeutend senkt; eine Construktion, wie sie meines Wissens in mittelalterlichen Bauten nicht leicht vorkommt.

Die beiden älteren Gänge haben Rundbogen; die später erbauten natürlich Spitzbogen; in jenen hat jede architektonische Abtheilung, wie sie durch starke Pfeiler bezeichnet werden, eine Bogenstellung von vier Bogen, deren jeder auf zwei hintereinander geordneten Colonnetten ruht. In den Spitzbogenhallen besteht jede Bogenstellung nur aus zwei Bogen, die von einem Colonnetten-Paar getragen werden. —

Der ältere Bau ist auch durch größere korinthische regelmäßig construirte — aber viereckige Säulen ausgezeichnet, die sich an der Außenseite als Strebepfeiler an die Pfeiler lehnen. — Ob diese Säulen den Ruinen alter Gebäude entnommen und hierher versetzt — ob sie den Mustern aus der Römerzeit nachgebildet sind, ist wohl nicht zu ermitteln; es wird darüber gestritten. — Die Pfeiler der Spitzbogenhallen haben dagegen nur einfache schmucklose Strebepfeiler.

In jenen älteren Hallen hat die äußere Reihe Colonnetten Capitäle, die bei mancherlei bizarren Abweichungen doch entschieden den Charakter des Korinthischen bewahren — die hintere, innere Reihe, die in der Halle steht, hat, wie der Concierge sich ausdrückt, des chapiteaux historiés, d. h. Capitäle, die aus Menschen- und Thiergestalten zusammengesetzt, meist eine Scene aus der heiligen Schrift versinnlichen. So bildet Christi Einzug in Jerusalem, wo natürlich neben der Eselin auch das Füllen nicht fehlt, einen Säulenknauf. — (Auch in der äußeren Reihe steht in der Halle aus dem 12. Jahrhundert ausnahmsweise eine — aber auch nur eine Colonnette mit einem chapiteau historié, die Ordnung unterbrechend; gewiß späterer Einschub.) In den Spitzbogenhallen waltet keine Erinnerung an die Antike mehr; die Capitäle, sämmtlich historiés, haben keine auf dem Ganzen ruhende und es abschließende Tablette mehr; — ja manches Säulchen-Paar hat zusammen ein Zwillings-Capitäl, so daß z. B. der Leib eines geflügelten Löwen dem Capitäl der inneren, der Kopf dem Capitäl der äußeren Colonnette angehört. —

Auch an der Rückseite der Pfeiler, im Innern der Hallen, ist oft eine kindisch ungeschickte Rohheit der Ausführung — wie auf den Domthüren zu Hildesheim — mit einer ansprechenden, ja glücklichen Naivität der Auffassung gepaart. — Zu dem Charakteristischen gehört namentlich die Taufe Christi, wo der Jordan, in dem der Heiland

steckt, ziemlich aussieht wie ein großer Pudding. — In der Steinigung des heiligen Stephanus hat sich der Skulptor genöthigt gesehen, die beiden Wüthriche, die den heiligen Mann steinigen, in eine sehr genirte Stellung zu zwängen, damit sie neben ihrem Opfer Platz fänden auf dem schmalen Pfeiler.

Es läßt sich wohl denken, daß dem Sinne, der in solchen Schöpfungen seine Befriedigung fand, auch das heilige Märchen, die Legende, zusagen mußte.

In der nordöstlichen Ecke der Hallen ist noch die Brunnenöffnung einer Cisterne erhalten; die Wasserhalle selbst, in der sich das Regenwasser von der ganzen Plattform des Baues sammelt, dehnt sich unter einem Theil des Baues aus. —

Nach dem Frühstück zu Fuß les Alyscamps besucht — (die elysei campi alter Zeit) — vor der Stadt im Südosten.

Dieser einst berühmte, von Dante und Ariost besungene Kirchhof existirt nicht mehr; der Canal de Craponne ist hindurchgezogen und der Boden, den er einst bedeckte, ist auf dem rechten Ufer des Kanals von den ausgedehnten Werkstätten der Eisenbahn eingenommen. Nichts ist übrig als auf dem linken Ufer des Kanals, durch einen Damm gegen diesen geschützt, ein langer Baumgang von Cypressen und Platanen, der auf die alte Kirche dieser Grabstätte (auf die Kirche St. Honorat) führt.

Am Anfang dieses Baumganges wölbt sich ein Thor über den Weg, ein Bogen ohne Tiefe; es ist der alte Haupteingang zu der Todtenstadt; die Architektur deutet auf die spätere römische Kaiserzeit. An diesen Thorbogen ist in später Zeit eine Kapelle angefügt worden im Styl der Renaissance; es ist, wie ich nachher von dem Concierge erfahre, eine chapelle expiatoire. — Accurce de Latour ist von einem Sire de Beaujeu im Zweikampf erschlagen worden und dieser hat dann später die Kapelle erbauen lassen, um sich mit der Familie des Erschlagenen zu versöhnen. Noch wird jährlich einmal Messe darin gelesen.

Von hier führt nun ein Baumgang von Platanen und Cypressen zu der alten Kirche. Zu beiden Seiten sind die mehr oder weniger zertrümmerten Sarkophage aufgestellt, die sich noch im Umfang der

Gräberstätte fanden, als sie der Eisenbahn eingeräumt wurde. Doch sind das bei Weitem nicht alle, die da einst gestanden hatten. Denn die Alyscamps waren schon längst entweiht; jede Spur von Pietät war längst geschwunden; wer in Arles einen steinernen Waschtrog zu haben wünschte, oder einer Pferdetränke bedurfte, der ging seit 1793 in die elyseischen Felder und holte sich einen Sarkophag! — So ist der Eindruck dieses seltsamen Orts ein ganz ungemein ernster und trüber. Zu dem Ernst, mit dem uns jede Gräberstätte empfängt, gesellt sich hier der Eindruck der Profanation. — Die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge tritt uns hier in gesteigerter Potenz entgegen; die Vergänglichkeit des menschlichen Daseins im Verein mit der ohnmächtigen Vergänglichkeit der Denkmale, durch die der Mensch das Andenken seines Daseins auf die Nachwelt bringen möchte. — Am Ende des Baumganges, unfern der Kirche, steht noch eine Kapelle, die aus dem Ende des 15. Jahrhunderts her sein mag. Ich erkannte sie an dem Wappen für eine Begräbniß-Kapelle der in der Provence bedeutenden Familie Porcelet. Der Concierge sagt mir später, zu Beaucaire lebe noch einer des Namens — aber ganz verarmt. — Seltsamer Wechsel des Schicksals! — Ja wohl, meinte der Concierge; man sage, der einzige Franzose, der der sicilianischen Vesper entronnen, sei ein Porcelet gewesen.

Die Kirche St. Honorat, vor der ich nun stand, ist eine so eigenthümliche Halb-Ruine, wie sich eine solche wohl kaum wiederfindet. — Ich traf hier den Concierge. — Er wußte nicht allein, wie alle solche Leute, die Merkwürdigkeiten des ihm anvertrauten Denkmals aufzuzählen — er hatte in der That auch selber mehr davon begriffen als andere. — Die Gewölbe des Kirchenschiffes sind früh eingestürzt — das muß schon im 14. Jahrhundert geschehen sein, oder Anfang des 15. — zu einer Zeit beginnenden Verfalls, wo man sich nicht mehr die Kräfte zutraute, den Bau wieder herzustellen. Man gab ihn auf; auch die Pfeiler, die einst das Gewölbe trugen, sind verschwunden. Was stehen geblieben war, wurde vor dem Transept durch eine Giebelwand geschlossen und diente nun für sich weiter als Kirche.

In der Wand des Schiffes gewahrt man ein paar große Spitz-

bogen-Fenster, die leicht über die Zeit täuschen könnten, zu der dieser Bau errichtet wurde. Bei näherer Untersuchung ergiebt sich jedoch, daß sie keineswegs die Bestimmung hatten, Licht in die Kirche zu bringen; daß sie vielmehr in die Wand gebrochen sind, nachdem das Gewölbe bereits eingestürzt, der Raum eine offene Halle geworden war; und zwar, um aus dieser Licht in ein paar angebaute Kapellen gelangen zu lassen, die nun auch schon wieder verschwunden sind. — So verweisen gerade diese Fenster darauf, zu wie früher Zeit schon dieser Theil des Baues in Trümmern lag! —

Die alten Kirchenfenster entdeckt man denn auch hoch über dem Fußboden der Kirche, zugemauert in der südlichen Wand des Schiffs. Es waren kleine Rundbogenfenster, wie man sie in den ältesten romanischen Domen findet.

Später ist an dem Bau wieder gebessert worden und das Ansehen des ehemaligen Schiffs ist dadurch noch seltsamer geworden. Von dem stehengebliebenen Theil des Gebäudes, von der aus Noth eingefügten Giebelwand ausgehend, sind, an die Außenwände gelehnt, zwei kleine Gebäude in den ehemaligen Kirchenraum hineingebaut worden: eine Kapelle und eine Sakristei, die durch ein länglich rundes Fenster, ein sogenanntes oeil de boeuf, verräth, daß sie der Zeit des italienischen Rocaillen-Styls angehört.

Das Thor des noch erhaltenen Baues wird geöffnet; man tritt in das Innere — und ist überrascht wie selten! — Vier runde Pfeiler von ungeheuerer Mächtigkeit, wie ähnliche wohl nur in England, in den Bauten sächsischer Zeit vorkommen und auch dort nur selten, tragen die Kuppel, die über dem Kreuzpunkte schwebt. — Diese Pfeiler konnten freilich der Verwüstung trotzen, die hier 1793 von ruchlosen Banden geübt worden ist und alles Kirchliche im Innern des Baues mit einer kaum glaublichen Gründlichkeit vernichtet hat. Die Kanzel und der Altar sind spurlos verschwunden, die Fenster sind ohne Scheiben u. s. w.

Uebrigens haben die tüchtigen Pfeiler schon früher manchem eigenthümlichen Beginnen der Stupidität widerstehen müssen und sich bewährt. Ungefähr zu der Zeit, als die Sakristei mit dem oeil de boeuf in majorem Dei gloriam erbaut wurde, verfiel man

darauf, die Kirche auch durch einen Thurm zu schmücken, und setzte diesen — auf die Kuppel! Es ist eine achteckige Laterne daraus geworden, die drei Stockwerke offener dorischer Arkaden mit Pilastern über einander zeigt. — Die vier tüchtigen runden Pfeiler unten tragen sie freilich; ihrethalb dürfte das Thürmchen getrost noch ein paar Stockwerke mehr haben. Gewonnen aber wurde durch diesen Neubau, abgesehen von der Verschönerung, auch noch ein vollkommen nutzloser leerer Raum im Innern des Thurmes, zu dem es gar keinen Weg hinauf giebt, seitdem die Baugerüste abgetragen sind.

Der Chor hat natürlich die halbrunde Muschelform des romanischen Styls. Die kleinen Fenster, die ihn ehemals gleich Schießscharten erleuchteten, sind auf Veranstaltung der Mönche zugemauert worden, als der Chor mit Boiserien gefüttert und mit geschnörkelten Chorstühlen versehen wurde — von denen nun auch keine Spur mehr übrig ist. — Hoch in der Wand des Chors sind dann neuere größere Fenster (über dem Gestühl) durchgebrochen worden — von sehr unpassender Form; durch 1/6 Bogen geschlossen.

In diesem verödeten Chor sind jetzt einige Aschenkrüge niedergelegt mit den calcinirten Gebeinen — wer weiß, welcher Römer oder Gallorömer! — und einige bleierne Särge, die auch, bei Gelegenheit der Eisenbahn-Bauten, in den Alyscamps gefunden wurden. Ein zartes Gerippe ruht in dem einen; es ist das eines siebzehnjährigen Mädchens, Aelia mit Namen, wie die Inschrift besagt. — Sorgfältig hatten sie die Eltern bestattet — die theuren Reste gegen jede Unbill gesichert, soweit menschliche Berechnung irgend reicht —: und nun liegt sie dennoch offen da, nach fast zweitausend Jahren der gleichgültigen Neugier jedes Touristen preisgegeben, den es verdrießt, daß der Sarg keine Jahreszahl trägt! — So unberechenbar ist alles menschliche Thun. — Wer weiß, ob nicht eine künftige Revolution die zarten Gebeine in eine allgemeine Grube wirft und den Sarg zu Flintenkugeln einschmilzt! — Uebrigens sind auch in dem noch stehenden Theile der Kirche die Gewölbe neuer als der übrige Bau. — An der Südseite sind zwei viereckige Kapellen, die ihr Licht durch kleine Laternen von oben erhalten. Die eine ist der N. D. de la grâce geweiht und hatte eine schöne Bildsäule der Jungfrau, die

seit kurzem nach Paris gebracht worden ist, um die neuen Galerien des Louvre zu schmücken. Die andere ist die Kapelle der Familie de la Tour, mit ihrem Wappen geziert, im Styl und aus der Zeit der Renaissance, und, wie man noch deutlich erkennt, vor der revolutionären Verwüstung in Geschmack und Zierlichkeit ein wahres Muster dieses Styls.

Außen um die Nordseite der Kirche wandelt man auf Resten zertrümmerter Sarkophage umher, die dicht neben einander im Boden stecken. — An der nördlichen Wand hat der Verfall ein ältestes Portal der Kirche, das Jahrhunderte lang ganz verkleidet war, wieder aufgedeckt. Es war verdeckt durch eine äußere Schälung der Wand, durch welche man diese, wahrscheinlich zu der Zeit, als die jetzigen Spitzbogen-Gewölbe gebaut wurden, verstärken wollte. Jetzt ist diese Bekleidung theilweise wieder eingestürzt und der schwerfällige Rundbogen mit seinen verzierten Gesimsen und Säulen ist wieder zu Tage gekommen. Ein seltsamer Anblick.

Von dem ehemaligen Minoriten-Kloster, das sich seitwärts an die Kirche schloß, ist nur sehr wenig übrig. Die Reste dienen als Gebäude einer unbedeutenden Meierei von wenigen Hektaren — und am Röhrbrunnen ein paar Sarkophage als Tröge. — Was die Kirche anbetrifft, so giebt es keinen Ausdruck dafür, welchen trümmerhaften Eindruck das graue Gebäude mit seinen grauen Dächern und Kapellenkuppeln macht.

Wer von Frankreich nur Paris kennt, der hat keine Anschauung von dem Vandalismus des Jahres 1793, und von der rohen Verwüstung des Landes, die er in kaum glaublichem Grade herbeiführte. In Paris hat das regste Leben immer gleich wieder die Trümmerstätten überwuchert, in den Provinzen aber, wo das Leben nicht so rasch pulsirt, sind die tief eingebrannten Spuren auch jetzt noch nur allzu sichtbar.

Ich kehrte sehr ernst gestimmt aus den Alyscamps zurück. Der Ort ruft eine solche Stimmung durch seine Seltsamkeit und seine sichtbare Geschichte hervor. An dem Amphitheater vorüber, den Kreuzgang von St. Trophime in beginnender Dämmerung noch einmal besucht wie schon auf dem Hinwege.

Die Mittheilungen über Bernhardi's Arlesier Studien werden am zweckmäßigsten durch die Schilderung des Besuchs beschlossen, die der Tagebuchschreiber der benachbarten Abtei Montmayour, einem der merkwürdigsten Punkte der provençalischen Ebene, machte. Der bezügliche Bericht erhält wegen der Ausführungen über die Art der Zerstörung und die Versuche zu allmählicher Wiederherstellung dieses grandiosen Baues eine sozusagen typische Bedeutung, weil er zugleich die Geschichte einer ganzen Anzahl ähnlicher und verwandter Vorgänge erzählt, die für das Verständniß der während des letzten Jahrhunderts in Frankreich successive herrschend gewesenen Tendenzen außerordentlich wichtig sind.

Früh Morgens Fahrt über die ehemaligen Sümpfe (zu der porte de la cavallerie hinaus) — nach Nordosten, zu dem nächsten der Kalkfelsen — zu dem Kloster Montmayour, das reich und wichtig war, bedeutend in der Geschichte der Provence. Es hatte einen infulirten Abt, abbé mitré! —

Der Kalkfelsen war natürlich befestigt, das heißt mit Ringmauern gekrönt; innerhalb derselben lagen zwei Gebäude-Massen auf dem Rücken der Höhe: die eine, neu, zu Ludwigs XIV. Zeit in dem damals herrschenden Styl erbaut, war ein Palast, für den Abt eingerichtet und besaß die Aussicht auf die Stadt. Die andere, weit ältere, zum Theil uralte, umfaßt die beiden Klosterkirchen, den Kreuzgang, den Kapitelsaal, einen Bau mit den Zellen der Mönche und einen gewaltigen Donjon, der noch zur Vertheidigung dienen konnte, wenn die Ringmauern verloren waren. Benedictiner hausten hier.

Bis zum Jahre 1793 stand das Alles da in ungestörter Pracht und Herrlichkeit — jetzt ist es eine Ruine, in der hin und wieder ein Raum bewohnbar erhalten, oder doch nur so weit zerstört ist, daß er leicht wieder hergestellt werden könnte.

Die Zerstörung ist zunächst durch den rohen Unfug revolutionärer Banden herbeigeführt worden — nachher aber absichtlich und methodisch in gar seltsamer Weise. Die Kloster-Gebäude wurden, gleich den Gütern die dazu gehörten, verkauft — aber nicht etwa an einen einzigen Eigenthümer: das wäre wohl nicht demokratisch, nicht sansculotte genug gewesen — und vielleicht dachte man auch, daß sie, in solcher Weise veräußert, zu leicht wieder in die Hände der Kirche zu-

rückfallen könnten. Die Gebäude allein und für sich wurden unabhängig von allen Feldern und Gütern, — in 68 Loosen an ebenso viele kleine Leute verkauft — oder genauer an einige propriétaires weniger, da verschiedene dieser Leute mehr als je ein Loos kauften.

Viele von diesen Eigenthümern suchten nun das wenige auf den Ankauf verwendete Geld dadurch wieder herauszubringen, daß sie ihren Antheil abbrachen und die Steine als Bau-Material verkauften. So verwandelten sie das Ganze in sehr kurzer Zeit in eine Ruine! In neueren, friedlichen Zeiten hat die Commune Arles die 68 Eigenthümer nach und nach ausgekauft und das Eigenthum der Ruine mit bedeutenden Geldopfern an sich gebracht, was um so mehr anerkannt werden muß, als das Gebäude kein nutzbares, einträgliches Besitzthum ist, vielmehr einige Erhaltungskosten veranlaßt.

Ganz ist auch jetzt das Rückkaufs-Geschäft nicht gelungen; vier von den erwähnten 68 Eigenthümern stecken noch in den Ruinen und hausen darin als Herren ihres Antheils. Den Einen der Herren — oder vielmehr seine Behausung — gewahrte ich sogleich beim Heranfahren. — Der Palast des Abts ist vollständige Ruine; nur an einer Ecke des Erdgeschosses haben ein paar Kreuzstöcke noch ihre Fenster —: da wohnt der Mann! —

Ich wendete mich der älteren Gebäude-Masse zu und besuchte, vom Concierge geführt, zuerst die Klosterkirche; sie ist ca. 1016 gegründet und nie vollendet; liegt hart am nordwestlichen Abhang, so daß die Fundamente zum Theil schon tiefer am Abhang liegen. — Der Chor, der Transept, ein kleiner Theil des Schiffs sind vollendet und auch schon zu früher Zeit, zur Zeit des romanischen Rundbogen-Styls durch eine provisorische Giebelwand geschlossen. Außerhalb gewahrt man an der Klosterwand die Ansätze zu Bogen, die sich nie zu den Gewölben eines Kirchenschiffs zusammengeschlossen haben. Die Kirche ist natürlich im Rundbogen-Styl erbaut, der Chor halbrund muschelförmig mit schmalen Bogenfenstern; im Transept ein Grabmal im Styl der Renaissance. — Das Innere aber ist vollständig verwüstet! — Die Fenster sind ohne Scheiben — aus dem runden Fenster über der Eingangsthür in der Giebelwand ist selbst die Rose herausgebrochen — der Altar ist verschwunden. — Einer

oder ein Paar von den 68 Eigenthümern haben sogar die Steinplatten verkauft, mit denen die Kirche gepflastert war — es läßt sich keine vollständigere Desolation denken.

Unter der Kirche eine Krypta, die aber größtentheils über dem Bauhorizont liegt; wie das die Anlage des Ganzen auf abschüssigem Boden mit sich bringt. Doch ist die Seite gegen den Berg hin in den Felsen gehauen. Das Ganze ist dunkel und sehr unerfreulich. — Die Anlage des Chors eigenthümlich. Er ist natürlich genau ebenso groß als der Chor der oberen Kirche, unter der er liegt; in das Halbrund aber ist ein innerer Chor von gleicher Gestalt und geringerem Umfang hineingebaut, um welchen ein Umgang frei bleibt, der sonst in romanischen Kirchen fehlt. — Um diesen biegt sich ein Kranz von kleinen dunklen Kapellen herum, die auch außen um die Grundmauern der Kirche einen vorspringenden Kranz bilden. — Am Ende des Transepts der Krypta nach der Feldseite hin die oubliette — das Disciplinar-Gefängniß, in dem die Gefangenen vor Allem die Tortur einsamer Langeweile zu erdulden hatten. Ein Novize, Guillaume de Pioleng, hat 1611 seinen Namen in Uncial-Schrift tief und regelmäßig in die Felsenmauer eingegraben und die Jahreszahl in lateinischen Zahlen dazu; wie die Sage berichtet mit einem stählernen Knopf. — Andere Gefangene haben Namenszüge und selbst ihre Wappen weniger gründlich in die Wand gekritzelt. — Vor Kurzem ist ein Pioleng mit seiner Frau hier gewesen und hat jene gründliche Inschrift mit Ueberraschung gesehen.

Der Kreuzgang neben der Kirche ist durchaus im Rundbogen-Styl ausgeführt und ganz so angelegt, wie die beiden älteren Galerien des Kreuzgangs von St. Trophime (je drei Säulenpaare und vier Bogen zwischen zwei Pfeilern) — aber nicht so schön als dieser und bei Weitem mehr beschädigt, theilweise zerstört wie der Bau überhaupt.

Mehrere der Eigenthümer von 1793 haben aus ihrem Antheil die Colonnetten verkauft, zu 40 Sous (2 Francs) das Stück. Damit die Bogen nicht einstürzen, hat man schmale Quadersteine, irgendwo anderen trümmerhaften Theilen des Baues entnommen, einen auf den anderen gelegt darunter gestellt, anstatt der fehlenden Säulchen. Wo diese hingekommen sind, weiß niemand zu sagen.

Die Zellen der Mönche sind verschwunden; in dem Kapitel-Saal neben dem Kreuzgang haust der zweite der propriétaires, die noch heute in den Ruinen nisten. Ich konnte nur von außen in seine Behausung hineinsehen; er hat den großen Saal durch Bretterwände in eine Küche und mehrere Wohnzimmer getheilt. Da es für ihn keinen anderen Weg in das Freie giebt, hat er ein droit de passage durch den Kreuzgang und einen eignen Schlüssel zu dem Thore dieser ehrwürdigen Hallen. — Doch wird er, höre ich, bald auswandern. Die Stadt Arles hat ihm soeben den Kapitel-Saal für 5500 Francs abgekauft.

Der dritte Eigenthümer ist niemand anderes als der Concierge, der mich herumführt. Er bringt mich auch in seine Wohnung — diese ist die älteste Klosterkirche, an der Südwest-Seite des ganzen Baues! — Der Mann führt ein eigenthümliches Leben. Er hat auch eine Wohnung in Arles; dort schläft er die Nacht. Morgens kommt er heraus, um auf etwaige Fremde zu warten und sein kleines Feld zu bestellen, während seine Frau am Kamin in der alten Kirche die Hauptmahlzeit des Tages bereitet. Diese wird gegen Abend verzehrt und dann wandert das Paar nach der Stadt zurück. Er würde übrigens auch gern seine feuchte Kirche verkaufen. Wenn man ihm 5500 Francs böte, gleich schlüge er ein, sagte er, und baute sich eine hübsche Hütte unten bei seinem Garten und Feld.

Der Donjon ist ein gar gewaltiger viereckiger Bau aus der Zeit des Spitzbogen-Styls, der gebietend hoch über die Masse der Klostergebäude hinausragt. — Man nannte mir den Bischof, der ihn gebaut hat; wie man sagt zum Schutz gegen die Sarazenen, die angeblich in so später Zeit noch ein beständiges Lager auf dem kaum eine halbe Meile entfernten Kalkfelsen von Fontvieille hatten. Das ist wohl Sage. Gar eigenthümlich ist die Aussicht von der Plattform auf das uralte Arles und die weite, jetzt fruchtbare und angebaute Ebene, aus der die einzelnen Kalkfelsen emporragen. — Der Concierge erinnert sich noch gar wohl der Zeit, wo alles weit umher nasser Sumpf war, mannshohes Rohr den größten Theil der Ebene bedeckte und Wasserhühner jeder Art die zahlreichen Lachen im Sumpf belebten.

Wir stiegen von hier zu der Einsiedelei des heiligen Trophime hinab, die an der Südostseite unten am Fuß des nicht sehr hohen Felsen liegt: halb in den Felsen gehauen, halb durch einen uralten Rundbogen-Bau geschlossen, der in Kapellen-Form an die Felswand geklebt ist. Hier, in der engen Felsenhöhle, fand der Sage nach der Merowinger, König Childebert, als er einst jagend durch die Sümpfe zog, den heiligen Anachoreten. Die Sage ruft dem Kundigen Bilder vor das geistige Auge, die in ihrer Rohheit etwas Großartiges haben. Man denke sich diesen wilden Sumpf, der noch vor kurzem öde da lag, in jener wilden Zeit, in der die allgemeine Verwüstung selbst die blühendsten Provinzen des Römerreichs wieder in Urwälder zurückverwandelt hatte; den Sumpf, in dem damals gewiß wilde Eber wühlten; den verwilderten Anachoreten in solcher Umgebung, dem rohen und gläubigen Frankenkönig in seinem rohgearbeiteten Kriegerschmuck gegenüber. — Childebert ließ dann die Gewölbe bauen, die sich an den Felsen lehnen und die Wand mit ihren Rundbogen-Fenstern, welche jetzt die Höhle schließt.

In dem benachbarten Felsen bei Fontvieille giebt es eine seltsame, von Menschenhänden in das Gestein gehauene Höhle. Sie hat die Form eines liegenden Schwerts und ist augenscheinlich nicht wie ein Minengang ausgehöhlt, sondern von oben herab, in der ganzen Länge zugleich, als Graben ausgehöhlt und dann mit großen Quadersteinen überdacht worden. — Ich kann nicht hinfahren, die Wege von hier aus dorthin sind in diesem Augenblick zu naß. — Das Volk nennt diese Höhle le trou de la fée. — Mancherlei vague vermuthende Erklärungen; man hält sie u. A. für ein druidisches Heiligthum. Das wäre merkwürdig, denn nirgend in Frankreich sind wohl keltische Alterthümer so selten wie gerade hier im Süden. Die Spuren keltischen Daseins sind hier schon unter der das Land früh überwuchernden römischen Cultur verschwunden. — Die Provence und die spät und unvollständig unterworfene Bretagne bilden in dieser Beziehung die beiden Extreme Frankreichs und in sich einen entschiedenen Gegensatz.

An der nordöstlichen Spitze des Felsens von Montmayour, wo er sich schon bedeutend zur Ebene hinabsenkt, liegt hinter den alten

Klostergebäuden und in einiger Entfernung von denselben das merkwürdigste Denkmal des Klosters: eine Kapelle, die Karl der Große erbaut und dem heiligen Kreuz geweiht hat, zum Andenken an den Sieg, den Karl Martel (der Hammer) am Kreuz-Erhöhungstage hier über die Sarazenen erfochten hatte.

Die Kapelle ist 1016 restaurirt worden, wie man sagt ganz so wie sie ursprünglich war; das scheint wahrscheinlich. Sie hat die Form eines vierblättrigen Kleeblattes, mit einer angebauten Vorhalle gegen das Kloster hin; über der Mitte eine viereckige Kuppel, von einer eben solchen Laterne gekrönt. — Außen herum ein ungemein zierliches Gesimse, wie man deren in den Ruinen von Paulinenzelle findet; auf dem First des Daches der Vorhalle ein Kamm dentelle de pierre, dem Gesimse entsprechend. Der Kreuz-Erhöhungstag, an dem der Sieg erfochten wurde, soll ein Freitag gewesen sein; alle sieben Jahre, so oft Kreuz-Erhöhungstag auf einen Freitag fällt, ist hier Gottesdienst und eine Procession bewegt sich von Arles aus dazu hierher. — Im Innern nichts als ein einfacher Altar, ein Steintisch auf 6 Füßen; neu. Rundumher Gräber in den Felsen gehauen; jetzt offen — aber flach; nur wenige Zoll tief. —

In der Höhle des heiligen Anachoreten wird ein in den Felsen gehauener Sitz in einer ganz engen Abtheilung der Höhle (Nische) als confessional de St. Trophime bezeichnet. Hier knieten die pénitents vor ihm und beichteten ihre Sünden. Gegen diese Sage haben die Priester nichts einzuwenden; sie hüten sich wohl zu verrathen, daß die Ohrenbeichte und das Confessional Erfindungen Innocenz' III. sind; sie lassen sehr gern glauben, daß die Ohrenbeichte ein Institut christlicher Urzeit ist; wenigstens von Christus, wenn nicht von Johannes dem Täufer her.

Die Russen in Toulon. Nachrichten aus der Heimath.

In die Tage von Bernhardi's Touloner Aufenthalt fiel ein Vorgang, der damals wenig bemerkt wurde, neuerdings aber in Veranlassung

der den Russen in Südfrankreich bereiteten Ovationen mehrfach erwähnt, gelegentlich wohl auch zum „Ereigniß“ von prophetischer Bedeutung aufgebauscht worden ist: der Besuch, den der russische Großadmiral Großfürst Constantin Nikolajewitsch an Bord des „Gro Mowoi“ dem ersten Kriegshafen desselben Landes machte, dessen Heere drei Jahre zuvor als Belagerer vor Sewastopol gelegen und Rußlands politischen Primat für Jahre gebrochen hatten! — Daß diese Demonstration mit der Gesammtrichtung der damaligen russischen Politik in engem Zusammenhang stand und ihre sehr bestimmte Tendenz hatte, wußte der intime Kenner russischer Dinge und Menschen genauer als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, — hatte er die verschiedenen Etappen der russisch-französischen Annäherung doch seit den Tagen der Pariser Friedensverhandlungen aufmerksam verfolgt, die eingetretene Wendung bereits vor Anknüpfung dieser Verhandlungen vorausgesehen und vorausgesagt. — Desto bemerkenswerther erscheint, daß er in einem anderen Stücke die vorgefaßten Meinungen seiner Zeit theilte und aus dem sittlichen Rückgange, den Frankreich unter dem Scepter Napoleons III. erlitten, auf einen nahe bevorstehenden Zusammenbruch des zweiten Kaiserthums schließen und dessen Symptome bereits in Tagen erkennen zu können meinte, zu denen der „Neffe des Onkels“ den Gipfelpunkt seiner Macht und seines Einflusses noch nicht erreicht hatte.

Aus der Heimath drang nur spärliche Kunde in die kleine, trotz ihres europäischen Rufes nichts weniger als kosmopolitische südfranzösische Provinzialstadt. Schon in Marseille hatte Bernhardi zu seiner freudigen Erregung erfahren, daß in Preußen ein neues Ministerium mit Rudolf Auerswald an der Spitze an's Ruder gelangt sei; Näheres war jedoch schwer zu ermitteln gewesen. In Hyères und Umgebung war nur eine deutsche Zeitung, die zu jener Zeit vollständig im österreichischen Fahrwasser segelnde Augsburger Allgemeine zu haben und diese sah die preußischen Zustände der „neuen Aera“ vielfach mißgünstiger an, als gewisse französische Oppositionsblätter thaten, welche aus Abneigung gegen den heimischen Despotismus das Lob des „liberalen“ Preußen und seiner Staatsmänner verkündeten.

Briefliche Nachrichten gingen nicht allzu zahlreich ein und bewegten sich vielfach in Widersprüchen und Unklarheiten.

24. November. Man schreibt mir von einer Vorversammlung der Wähler, die in den drei Bergen zu Hirschberg stattgefunden hat. Der Herr Landrath hat die schönsten Dinge versprochen —

Fliegel und der Advokat Aschenborn haben ihm starke Wahrheiten gesagt — denen er „nur sehr schwach“ hat antworten können. Daneben hat der Fürst Reuß (Neuhof) das Wort ergriffen und gesagt: „wer dem Landrath früher seine Stimme gegeben habe und sie ihm jetzt nicht wieder geben wolle, den müsse er für politisch unreif erklären!“ Darüber ist ein großer Sturm des Unwillens entstanden. Die Versammlung ist auseinander gegangen ohne abzustimmen, ohne irgend einen Beschluß zu fassen. Uebrigens ist es in unserer Gegend jedenfalls schon ein Fortschritt, daß es überhaupt zu einem Kampf gekommen ist.

Langer Brief von Vincke, der hocherfreut ist über die Lösung der Regentschaftsfrage und die Zukunft nun im rosigsten Lichte sieht. — Der Prinz-Regent schreibt ihm, die Regentschaft sei zu Stande gekommen, Dank den Ministern und zuletzt vor Allen der Königin. (Das giebt zu denken! — Die Charlottenburger Gesellschaft war sonst nicht für die Regentschaft.) In Oesterreich aber fühlt man sich sehr genirt durch die vortheilhafte Stellung, die Preußen in Deutschland gewonnen hat, und es ist in den österreichischen Blättern inclusive der Augsburger Allgemeinen Zeitung sehr viel die Rede davon, daß von der Regentschaft ein innigeres Zusammengehen Preußens mit Oesterreich zu hoffen sei. — Sollte etwa die Königin — durch den Fürsten Windischgrätz — in diesem Sinne beeinflußt worden sein?

Unser Programm. Die Breslauer Herren wollten es gleich in der Sitzung am 25. Oktober offiziell drucken lassen; Vincke bestand darauf, man müsse die Lösung der Regentschaftsfrage abwarten, und dann, je nachdem diese ausfiele, noch einmal berathen, ob nicht einiges daran zu ändern sei. Das ging nach lebhaften Debatten durch. — Kaum aber war die Regentschaft verkündet, so ließen die Breslauer Herren das Programm officiell in den Zeitungen drucken, ohne irgend einen von uns weiter zu fragen. (NB. ich glaube darin Röpells Einfluß zu erkennen, sein Bedürfniß unter allen Bedingungen Opposition zu machen. Was ihn dazu bestimmt hat, ist wahrscheinlich gerade die Besorgniß, das Programm könnte nun bei neuer Berathung wesentlich modificirt werden, und am Ende weniger liberal und oppositionell klingen; daß es so gedruckt worden ist, war freilich uner-

laubt, denn das Programm, einem Ministerium Manteuffel gegenüber ganz passend, ist es einem Ministerium Auerswald gegenüber nicht mehr. Der Schaden ist aber insofern nicht so groß, als es doch schon sammt unseren Namen in der ganzen Welt bekannt geworden war.)

Vincke hatte unser Programm schon früher dem Prinz-Regenten mitgetheilt und dabei bemerkt, daß wir (nämlich York, beide Richthofens, Vincke selbst und ich) zwar das Programm unterschrieben hätten, der Einigkeit wegen, — daß wir aber keineswegs mit allen Punkten ohne Ausnahme einverstanden seien. Der Prinz antwortet darauf: „er freue sich zu hören, daß Vincke nicht mit allen Punkten des Programms einverstanden sei, sonst hätte er irre an ihm werden können, weil die Schlußhälfte sehr nach 1848 schmecke, was nicht des Prinzen Geschmack sei." Vincke hat darauf dem Prinz-Regenten einen erklärenden Commentar der neun Punkte geschrieben, der Regent Randbemerkungen dazu geschrieben, aus denen sich ergiebt, daß er eigentlich alle Punkte billigt, außer die unselige Verantwortlichkeit der Minister. Zum Schluß die Worte: „man vertraue mir!"

Vincke hat nun dem Prinz-Regenten, was die Eingriffe der Polizei in die Rechtspflege betrifft, vortreffliches Material, Thatsachen, mitgetheilt, die Wentzel liefert — und ebenso, was ich über die gesta unseres Landraths geschrieben habe — „die Darstellung der Cunnersdorfer Maßregelungen" wie Vincke den Aufsatz nennt. — Ueber die Regentschaft ist natürlich Jubel im ganzen Lande außer bei der Junker-Partei.

30. November. Abermaliger Brief von Vincke. Er schreibt mir inmitten der Wahlbewegung — und es ist ganz so wie ich vorauszusehen glaubte: die Landräthe haben überall im Lande Opposition gegen die Regierung gemacht und ihren ganzen Einfluß gegen die Candidaten der ministeriellen Partei für die Junker-Partei aufgeboten. — Ich weiß hier übrigens schon aus den Zeitungen, daß das Ministerium trotz dieser landräthlichen Opposition eine imposante Majorität gewonnen hat.

Damit sind aber die Schwierigkeiten bei Weitem nicht gehoben.

„Es wird sich nun zeigen, welche Fessel für die Regierung das Herrenhaus ist!“ schreibt mir auch Vincke; und auf der andern Seite hat die Regierung das ganze Heer von Beamten, zumal der Landräthe gegen sich. Es gehört für die Minister große Energie dazu, diese doppelte Opposition des Herrenhauses und der Landräthe zu besiegen. Das glaubte ich zu sehen und Vincke bestätigt es. „Die Kreuzzeitungs-Partei hat ihren Anhängern die Parole gegeben, aus keinem Amte zu weichen; und es wird sich nun zeigen, ob das Ministerium Energie genug hat und welche Wege es einschlagen wird, um den heimlichen — theils sogar offenen Widerstand der Präsidenten und Landräthe zu brechen. — Mit den Personen, die sie jetzt haben, können sie keine Reformen in ihrem Sinn durchführen.“ Das Ministerium ist auch nicht vollständig gut zu heißen. Daß Flottwell seiner Aufgabe durchaus nicht gewachsen ist, haben seine Circulare bewiesen; Simmons, der nur zu sehr compromittirte Justiz-Minister, und v. d. Heydt sind geblieben, bloß weil man niemand anderes für ihre Stellen zu finden wußte. — Es ist noch viel Grund zu Besorgnissen da!

Ende Oktober herrschte in Berlin die Besorgniß, Manteuffels Manöver könnten gelingen; er könne sich behaupten. — „Manteuffel hat sich allerdings durch strenges Festhalten an der Verfassung großes Verdienst erworben; das erkennt der Prinz-Regent auch an, aber ohne ihn deshalb als Premier behalten zu wollen.“ — „Thatsache ist, daß die HH. v. Manteuffel, Raumer, Bodelschwingh und Manteuffel II. trotz der wiederholten Aufforderung, ihre Demissionen einzureichen, dieses verweigert und ihre Stellungen vertheidigt haben, bis sie hinausgewiesen worden sind!

(D. h. wie ich mir die Sache deute: sie wollten nicht vor den Wahlen weichen; die Wahlen sollten unter ihren Auspicien vor sich gehen, sie hofften eine reactionäre Majorität zu Stande zu bringen, dem Prinzen durch diese Majorität zu imponiren, den Sieg über seine liberalisirenden Velleitäten davon zu tragen und sich ihm zum Trotz zu behaupten. Der Prinz hat bisher Vincke's Erwartungen übertroffen. „Eine große Besorgniß vor dem zu weit gehen und vor der Demokratie blickt immer durch.“ (sic.)

Die Kreuz-Partei schreit: „nun ist die Republik fertig!“

Die erste Pflicht ist nun für unsere Partei, sich in der Kammer der höchsten Mäßigung und Zurückhaltung zu befleißigen; nicht zu fordern, nicht zu drängen; Alles zu vermeiden, was die Besorgnisse des Prinzen rege machen könnte — außer dem Hause aber ganz in der Stille eine durchgreifende Veränderung des landräthlichen Personals durchzusetzen. Uebrigens hat der Erfolg der Wahlen alle meine Erwartungen übertroffen; ich hätte ein solches energisches Erwachen der Nation nicht erwartet.

Daß man in der diplomatischen Welt Bernhardi's Auffassung im Großen und Ganzen keineswegs theilte, daß man in diesen Kreisen vielmehr mit großer Besorgniß den Ereignissen in Preußen entgegensah, darüber belehrte den fern vom Kriegsschauplatz der politischen Ereignisse Weilenden ein Brief von W. Kotzebue, dem russischen Gesandten in Dresden, der am 29. December eintraf, und in dem es heißt:

„Der Gang der Dinge in Preußen interessirt die politische Welt im höchsten Grade und man ist sehr begierig auf das Resultat der halsbrecherischen Experimente. Was von dem früheren Ministerium übrig geblieben ist, wird schwerlich den Kammern gegenüber Stich halten können; Bethmann-Hollweg wird mit der kirchlichen Union in die Brüche gerathen und sich wahrscheinlich auch zurückziehen müssen: was dann für neue Elemente in das Ministerium kommen, ist schwer vorauszusehen — vielleicht sehr demokratische, die die übrigen Collegen leicht mit sich fortreißen könnten, und was dann? In diesen Worten haben Sie die Quintessenz der Befürchtungen, die hier laut werden."

So ist die Weisheit der Diplomaten beschaffen. Daß es von allen das halsbrechendste Experiment gewesen wäre, in der bisherigen Bahn zu bleiben, den Einflüsterungen der Kreuzzeitungs-Partei noch weiter zu folgen, davon haben sie keine Ahnung. — Sie meinen vielmehr, der Himmel werde dadurch „noch trüber", daß die Wahlen in Baiern sehr schlecht ausgefallen seien.

1859. Stimmungen, Ansichten und Mittheilungen aus der russischen Gesellschaft.

Der erste Januar 1859 war bekanntlich der Tag, an welchem Napoleon III. Europa mit den an den österreichischen Botschafter Hübner gerichteten Worten überraschte, welche den sechs Monate später in Ober-Italien entbrannten Krieg ankündigten. Für die Communications-Verhältnisse damaliger Zeit und den eigenthümlichen Zustand kleiner französischer Provinzialstädte ist bezeichnend, daß die Kunde von den in den Tuilerien gesprochenen Worten und von dem Eindruck, den dieselben an den Mittelpunkten des europäischen Staatslebens gemacht, erst erheblich später nach Hyères drang und daß die politischen Angelegenheiten gewidmeten Abschnitte unseres Tagebuches vornehmlich von Dingen handeln, die zu der brennenden Frage des Tages außer Beziehung standen. Unter den Russen und Franzosen, die Bernhardi in Hyères kennen lernte, und in den von denselben gelesenen Büchern und Zeitschriften war vornehmlich von den in Rußland vorbereiteten Reformen, insbesondere von den die Aufhebung der Leibeigenschaft betreffenden präparatorischen Maßnahmen und Plänen Alexanders II. die Rede. Für Bernhardi, der das Rußland der Tage Nikolaus' I. von Grund aus kennen gelernt hatte, waren die Wahrnehmungen von besonderem Interesse, die er rücksichtlich der Stimmungen und Tendenzen machen konnte, die seit dem Thronwechsel von 1855 und dem Beginn der Reformen Alexanders II. in der höheren russischen Gesellschaft herrschend geworden waren. Der urtheilslose Hyperloyalismus der vorigen Periode war in das direkte Gegentheil umgeschlagen, seit der Ausgang des Krimkrieges die Unhaltbarkeit des alten, sonst maßlos gepriesenen Systems bloßgelegt und seit der neue Herrscher den Privilegirten die Nothwendigkeit materieller Opfer zu Gunsten des Bauernstandes angesonnen hatte. In denselben Kreisen, denen sonst jede Beschränkung des Absolutismus für eine Sünde gegen den heiligen Geist, jede Kritik von Regierungsmaßnahmen für ein Zeichen revolutionärer Gesinnung gegolten hatte, griff man mit gieriger Hand nach den radicalen Flugschriften Alexander Herzens (Iskanders, wie er sich als Schriftsteller nannte) und nach dem von diesem Publicisten herausgegebenen Wochenblatt „Kolokol". Discussionen über die politischen Zugeständnisse, welche Alexander II. dem Adel als Ersatz für die diesem

zugemutheten ökonomischen Opfer zu machen haben werde, waren ebenso in die Mode gekommen, wie abfällige Kritiken der Regierungs-Politik und boshafte Randglossen über die — in der That ziemlich zahlreichen — Mißerfolge derselben. Und das nicht nur bei der altrussischen, mit dem Gouvernement von jeher schmollenden Moskauer Aristokratie, sondern bei den „loyalsten der Loyalen", den deutsch-russischen Generalen und Würdenträgern. Typische Repräsentanten dieser Species waren die Generale Graf Heyden und Graf Brewern de la Gardie, denen Bernhardi täglich in Hyères begegnete und deren Urtheile und Mittheilungen er als Zeugnisse über die Tragweite der in Rußland stattgehabten Veränderungen in seinen Tagebüchern vermerkte. Von diesen Kundgebungen politischer Unreife und Charakterlosigkeit wenigstens beiläufige Notiz zu nehmen, liegt um so näher, als dieselbe Gesellschaft seitdem eine abermalige noch bemerkenswerthere Umwandlung erfahren hat. Nachdem länger als zwei Jahrzehnte lang in der russischen Gesellschaft liberalisirt und nach neuesten europäischen Mustern radicalisirt worden, ist seit den letzten zehn Jahren ein Cultus des Absolutismus und der bornirtesten nationalen Selbstüberhebung auf die Tagesordnung gekommen, der alles übertrifft, was an Einseitigkeit und Unbildung zu den schlimmsten Zeiten des Kaisers Nikolaus geleistet worden! — Die Erwägung, daß zwischen jetzt und damals kaum ein Menschenalter liegt, läßt die nachstehenden Lese- und Unterhaltungsfrüchte des Januar und Februar 1859 besonders lehrreich erscheinen:

1. Januar. Besuch bei Louis Heyden. Der ist zwar General-Adjutant des Kaisers geblieben, sonst aber nur noch Hafen-Commandant von Reval. Laudator temporis acti — und wie alle gefallenen Größen sehr mittheilsam — folglich für den Augenblick ganz interessant.

Er ist ein treuer Anhänger Mentschikows, den er gegen alle Vorwürfe vertheidigt.

Dessen Feldzug in der Krim. Von der Schlacht an der Alma ist wenig zu sagen. Nach derselben machte Mentschikow den Flankenmarsch nach Basardschik, theils um die Verbindung mit dem Inneren Rußlands nicht zu verlieren, theils in der Erwartung, die Verbündeten würden die Nordseite von Sewastopol angreifen, und in der Absicht, sie dann seinerseits in Flanke und Rücken zu fassen und

ihre Verbindungen mit Eupatoria zu erschweren. Der Marsch der Verbündeten nach Balaklawa kam ihm vollkommen unerwartet. Schlacht bei Inkerman. Sie ging schlecht, weil Mentschikow gar nicht auf dem Schlachtfelde war. — Und warum war er nicht da? — Er konnte nicht da sein; die beiden Großfürsten Nikolay und Michael waren zur Armee gekommen und bestanden darauf, trotz aller Einwendungen Mentschikows, die Schlacht in seinem Gefolge mitzumachen. Diese kostbaren Bürschchen irgend einer Gefahr auszusetzen: das ging nicht; eine solche Verantwortung konnte Mentschikow nicht übernehmen. — Lieber blieb er selbst dem Schlachtfelde fern und behielt sie da in seiner Nähe.

Das ist charakteristisch für russische Zustände. Mentschikow konnte den Krieg herbeiführen gegen den Willen seines Kaisers. Er konnte und durfte es darauf ankommen lassen, daß die Schlacht verloren ging — aber die beiden kaiserlichen Knaben in das Feuer führen, das durfte er nicht. Lieber ließ er die Schlacht verloren gehen.

Wir sprechen auch über die jetzigen Verhältnisse. Louis Heyden sehr unzufrieden, tadelt den Kaiser, nennt ihn schlecht umgeben, will auch sowenig wie seine Frau etwas Gutes von der Emancipation der Bauern sagen. Die Tochter vertheidigt liberale Ideen und Alexander II., sie scheinen oft darüber zu streiten.

2. Januar. Abend bei Heyden, wo Graf Brewern de la Gardie und seine Frau; er ist General-Major und commandirt die Chevalier-Garde; common-place. — Es wird über Rußland gesprochen; viel mißbilligt, was leicht genug ist, da natürlich, wo so viel versucht wird, viel mißlingen muß, und manche versuchte Verbesserungen sehr entschieden in Verschlimmerungen ausarten.

Der Schwager Julius hat von Glück zu sagen, daß er noch ein leidliches Unterkommen im Senate gefunden hat, denn wie ich sehe, ist Alles, was zu Paskiewitsch gehörte, der vollständigsten Vergessenheit und Mißachtung verfallen.

La Gardie meint, Preußen habe dem russischen Reich einen sehr schlechten Dienst dadurch erwiesen, daß es im letzten Krieg nicht gemeinschaftliche Sache mit England-Frankreich gemacht hat. Machte Preußen damals gemeinschaftliche Sache mit

diesen Mächten und stellte 200,000 Mann an den Grenzen auf — so gab Rußland in einigen unbedeutenden Dingen nach und die ungeheueren Verluste und die Schmach, die der Krieg ihm zugezogen, blieben gespart! — Eigenthümlicher Vorwurf das!

4. Januar. Abends in Gesellschaft, wo ich einen Russen Bräntscheninow, Gutsbesitzer aus Wologda, und andere Russen treffe.

Die Freilassung der Bauern in Rußland kommt zur Sprache. Die Art, wie sie von der Sache sprechen, ist sehr interessant. Eine stumpfsinnige Ohnmacht giebt sich kund — eine vollkommene Unfähigkeit, etwas von dem geschichtlichen Problem zu begreifen, das vorliegt. Und solche Leute, solche Werkzeuge sind es, mit denen Alexander II. seine Aufgabe lösen soll.

Nach dem, was Bräntscheninow von dem Verfahren des Adelscomités sagt, wird mir eines sehr klar. Der Auftrag der Adelscomités in den Provinzen ist, das Wie der Freilassung der Bauern zu berathen; ihre eigentliche Aufgabe aber, mit der sie sich wirklich beschäftigen und die sie sich selbst gestellt haben, ist: die Sache in die Länge zu ziehen und ihr jedes mögliche Hinderniß zu bereiten.

5. Januar. Aus den Gesprächen der Heydens geht hervor, daß Alles, was der sogenannte Iskander (Alexander Herzen) drucken läßt, seine Zeitschrift Kolokol, in einer kaum glaublichen Ausdehnung, mit einer unglaublichen Gier — und so oft die russische Regierung darin angegriffen wird, mit schadenfrohem Behagen — von allen Russen gelesen wird. Die Sache ist den Leuten so wichtig, daß sie ohne weiteres voraussetzen, man habe das Alles auch gelesen.

Was sie jetzt ganz besonders beschäftigt, ist das Tagebuch Katharina's II., in dem sie unter Anderem erzählt, daß Paul der Sohn Saltykows gewesen sei. — Katharina II. verbirgt in diesen Aufzeichnungen ihre Liebes-Abenteuer nicht.

6. Januar. Gestern ein Mémoire adressé à S. M. L'Empereur de toute la Russie à propos de l'émancipation des serfs gelesen, das in Paris gedruckt ist. Louise Heyden hat es meinen Damen gegeben. Es läuft darauf hinaus, politische Rechte für den russischen Adel zu verlangen. Die Argumentation ist ein Beleg der

traurigen Erziehung, die man in Rußland erhält, und der zu Folge die Leute weder wissen, wann eine Sache bewiesen ist, wann nicht — noch wie man es anfängt, einen Beweis zu führen.

Heute Schedo-Ferotti*): „Études sur l'avenir de la Russie. La libération des paysans" gelesen. Ungemein unpraktisch. Was er vorschlägt, würde eben zu gar nichts führen, am allerwenigsten zu einem vermehrten National-Reichthum, zu einer gesteigerten Macht Rußlands! —

9. Januar. Schedo-Ferotti's zweite „Étude" — „les principes du Gouvernement" gelesen. Die Darstellung der Verhältnisse treffend —: aber er ist nicht der Mann, der es besser machen würde.

10. Januar. Ich wundere mich immer von Neuem darüber, wie viel die von Alexander Herzen herausgegebenen Sachen gelesen werden, und welchen Einfluß sie üben.

Wie viel ist zu seiner Zeit der Streit der Großmuth zwischen Constantin und Nikolaus bewundert worden, die sich um den Thron herumcomplimentirten —: jetzt ist, wie ich sehe, die von Iskander ausgesprochene Ansicht unter den Russen herrschend: daß beide Großfürsten die Sache behandelten, als handle es sich um den Besitz eines schönen Landgutes, aus dem der Jüngere den Aelteren nicht verdrängen wollte, und daß diese Ansicht eine sehr unpassende war. —

Charakteristisch war in der heutigen Morgen-Réunion ein junger Russe, den ich gelegentlich hier gesehen habe, ohne ihn weiter kennen zu lernen. Der hatte Spieltische und Cigarren da zu finden erwartet, redete mich an und fragte, ob denn hier zu Lande gar nicht gespielt werde? daß hier keine Spieltische aufgestellt seien? — Ich glaube wenig, war meine Antwort, doch da ich selber gar nicht spiele, habe ich mich nicht darum bekümmert. — Er: „Mais moi dans ma qualité de Russe, j'en suis choqué!"

13. Januar. Bei Brewern de la Gardie ist von der Möglichkeit eines Krieges die Rede, an dem ich kaum mehr zweifle. Die Gräfin de la Gardie wünscht ihn: „cela mettrait un terme aux sottises qu'on fait en Russie!" — Mit solchem guten Willen kommt man dem Kaiser in seinen Reformen entgegen.

*) Pseudonym für Theodor von Fircks.

Die Heydens kommen hin und bringen große Nachrichten mit: ein Russe, der sich hier aufhält, hat einen Brief von einem jüngeren Arsenieff (dem Sohne des Statistikers) erhalten, der schreibt, am Neujahrstage, also heute, werde in ganz Rußland die Freilassung der Bauern verkündet werden, und zwar solle sie in folgender Weise herbeigeführt werden: die Regierung kauft den Grundeigenthümern ihre sämmtlichen Leibeigenen ab, sammt dem Grund und Boden, den diese zur Benutzung inne haben, und zahlt den Betrag in „Serien" d. h. in 4 Proz. tragendem Papiergeld. — Die Bauern zahlen der Regierung während 15 Jahren 8 Proz. des für sie und ihr Land erlegten Betrags, und sind für diesen Preis am Ende der genannten Zeit vollkommen freie, selbständige Landeigenthümer geworden.

Ich: Das kann nicht sein; das ist ein in Rußland vollkommen unausführbares Project. — Die Heydens erwiedern: es ist darum nicht weniger an die Sache zu glauben, denn in Rußland müsse man heutzutage auf jede mögliche „Sottise" gefaßt sein. Arsenieff sei eine Autorität, man müsse ihm glauben.

Ich erkläre, daß ich mir dennoch die Freiheit nehme, nicht ein Wort davon zu glauben, und das Ganze für eins der vielen von Zeit zu Zeit verbreiteten Gerüchte halte.

Merkwürdig, wie sich bei den Russen der Widerwille gegen die Freilassung der Bauern in jeder Weise kund gibt.

14. Januar. — Brewern de la Gardie hat mir die von Herzen herausgegebenen „Mémoires de Cathérine II." gegeben. Die lese ich flüchtig durch. Die Vorrede ist abgeschmackt wie Alles, was Iskander schreibt. Der Mann spricht immer, als ob Despotismus, Barbarei, Sklaverei und Prügel lediglich deutschen Ursprungs, und von Deutschland aus auf das edle Slaventhum übertragen seien.

Das Buch selbst macht einen widerlichen Eindruck, wie kein anderes das ich kenne. Katharina II. erscheint sehr klein darin. Welche triviale Nüchternheit der Gesinnung — welcher vollständige Mangel an jedem idealen Element in diesem Geist und Gemüth! — Selbst der Ehrgeiz, wo er zur Sprache kommt, ist der allerelendesten Art; — nirgends ein Streben, ein Gedanke nur, der des

Menschen würdig wäre. — Empörend ist die Art, wie sie Peter III. schildert, und den Unglücklichen, den sie ermordet hat, dem Hohn preiszugeben sucht! — Auch wird sie damit keinen denkenden Menschen überzeugen. Peter III. war ein Mensch von schwachem Verstande und schwachem Geist, wie alle Prinzen des Hauses Holstein-Gottorp; aber es lagen dennoch edle Elemente in ihm; er konnte lieben und verehren, was sie mit ihrem kalten Krötenherzen nie vermochte. — Kaiser Pauls Legitimität wird allerdings sehr zweifelhaft; nach den eigenen Geständnissen der Mutter dürfte man ihn für einen Sohn Saltykows halten. — Aber er sah doch Peter III. im Aeußern und Innern, und selbst in der Anlage zum Wahnsinn so ähnlich, daß man dennoch bei dieser Vermuthung nicht verweilen kann. In den „Mémoires de Cathérine II." war es mir übrigens auch interessant zu sehen, wie entschieden zur Zeit der Kaiserin Elisabeth Moskau noch die eigentliche Hauptstadt Rußlands war; Petersburg war noch eine armselige Stadt hölzerner kleiner Häuser; wer durch Amt und Stellung am Hofe gezwungen in Petersburg lebte, hatte doch dort nur ein pied à terre, und behalf sich in einem provisorischen Zustand. Seine eigentliche Heimath war in Moskau.

Wie doch die Menschen aus Widersprüchen zusammengesetzt sind! Dieselben Menschen, die eigentlich — und sogar unverhohlener Weise — von der Freilassung der Bauern nichts hören wollen, die also die Grundlage des Despotismus, die zugleich seine schnödeste Folge ist, um jeden Preis aufrecht erhalten möchten —: dieselben Menschen gefallen sich in der Vorstellung, daß Rohheit und Tyrannei dem Slaventhum fremd ist und von Außen her, aus Deutschland, bei den Russen eingeführt worden; diese Vorstellung stellt sie hoch über die verhaßten Deutschen und schmeichelt ihrer Eitelkeit. — Dieselben Menschen, die sich mit Abscheu von der Revolution abwenden — und mit Grund, da die Revolution unstreitig ihre eigene bequeme Existenz gefährdet: die arbeiten selbst an der Revolution durch die Gier und gemeine Schadenfreude, mit der sie Alles lesen — und verbreiten, was ein Mensch wie Herzen schreibt und drucken läßt. —

Man kann nicht leugnen, daß Herzen, durch die Umstände ge-

hoben, geradezu eine geschichtliche Person geworden ist. Er übt großen Einfluß.

Inzwischen war die Kunde von der Neujahrsrede Napoleons und von der Aufnahme, welche dieselbe gefunden, auch nach Hyères gelangt und zum Gegenstand aller Unterhaltungen des dortigen „cercle“ geworden. Obgleich der Gedanke an einen zu Gunsten Italiens geführten Krieg in der französischen Gesellschaft wenig Anklang fand (ungleich populärer wäre ein Bruch mit England gewesen), überzeugte Bernhardi sich sofort von dem Ernst der kriegerischen Absichten des Tuilerienhofes:

Alles (so schreibt er am 9. Januar) deutet darauf hin, daß wir einem Kriege sehr nahe stehen —: ich zweifle eigentlich nicht mehr daran, daß er stattfinden wird! — Ohne Zweifel wird Napoleon III. suchen einen Murat auf den Thron von Neapel zu setzen, und einen Napoleoniden auf den Thron von Etrurien! Französische Besatzung in Rom, der Kirchenstaat von Paris aus regiert — die Oesterreicher ganz aus Italien vertrieben —: was für eine Stellung hätte er dann gewonnen! — Dann käme wohl auch die Zeit heran, sich Belgiens und des linken Rheinufers anzunehmen!

Welche Rolle soll nun aber Preußen in dieser italienischen Krisis spielen? — Eine ernste und schwierige Frage! — Die Neutralität, die das Heranwachsen einer napoleonischen Weltmacht begünstigen könnte, ist unmöglich; Partei für Oesterreich zu nehmen gegen die berechtigten Forderungen der Italiener ist es nicht minder — und wäre in Preußen in einem hohen Grade unpopulär! — Nur Eines ist klar: sollte Rußland gemeinschaftliche Sache mit Napoleon machen, dann müßte Preußen so gut wie England für das Gleichgewicht Europas gegen Frankreich und Rußland in die Schranken treten. —

11. Januar. Zeitungen im cercle; der politische Himmel wird nach und nach sehr düster; selbst die Optimisten der Indépendance belge glauben seit der Rede, die der König von Sardinien bei Eröffnung des Parlaments gehalten hat, nicht mehr an den Frieden. Kommt es zum Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich, so weiß ich wirklich nicht, wem ich den Sieg wünschen soll. Das Beste wäre, die Sache verliefe sich, wie der Kampf der beiden Löwen,

von dem Münchhausen erzählt. — Uebrigens ist der Feldzugsplan für die Oesterreicher nicht schwer zu entwerfen. Sie haben vermöge ihrer Festungen an der Etsch und am Mincio eine ungemein feste Stellung in Ober-Italien — und in Heß einen Feldherrn, dem Frankreich schwerlich einen ebenbürtigen entgegen zu stellen hat. Heß möchte wohl jetzt der erste Soldat in Europa sein. —

16. Januar. Soirée bei L. Heyden. Krieg und Frieden besprochen. La Gardie meint, Rußland könne sich unmöglich hineinmischen, man habe kein Geld Krieg zu führen. — Die Armee sei nicht in der gehörigen Verfassung, und außerdem Rußland in Reform-Versuche verwickelt, von denen sich gar nicht voraussehen lasse, wie man herauskommen werde. — Dennoch könne man für nichts stehen, die Leute, die den Kaiser umgeben, seien so leichtsinnig, daß sie sich auf alles Mögliche einlassen könnten; besonders der Minister Gortschakow, in dem, wie im ganzen Kreise, der Wunsch sich an Oesterreich zu rächen sehr lebendig sei. —

Nahezu ebenso unerfreulich klangen die Berichte aus Rußland, dessen neuen Herrscher Bernhardi mit warmem Antheil begleitete.

18. Februar. Brewern de la Gardie macht von dem gegenwärtigen russischen Hof ein trauriges Bild. — Der jetzige Kaiser Alexander II. ist unsicher, schwankend, und nicht beliebt. Nikolaus wurde leicht heftig und dann brutal; er sagte dann den Leuten arge Grobheiten und Schimpfworte — Alexander sagt den Leuten bei vollkommen kaltem Blut die unangenehmsten Dinge, und das verletzt noch sehr viel mehr. Auch hatte Nikolaus Leute, die ihm ergeben waren, die ein Gefühl der Anhänglichkeit für ihn empfanden, Alexander II. hat Niemanden, der an ihm hinge.

Die regierende Kaiserin ist futile, in einem noch höheren Grade als die Kaiserin-Mutter (das will viel sagen). — Alexandra Feodorowna liest doch hin und wieder ein Buch — die regierende Kaiserin ist ganz unfähig dergleichen zu thun. — Der Großfürst Constantin hat Verstand, ist aber ein Confusionsrath. Der Kaiser hat ihn am Ende weggeschickt, da er gar zu beschwerlich wurde. Die jetzigen Reisen des Großfürsten sind eine Art von Exil. Alle Menschen haben das Gefühl, daß es schlecht geht. —

21. Februar. L. Heyden in der Straße getroffen; erzählt mir, aus dem Nord, daß der Adel in Twer sich in Beziehung auf die Bauern-Angelegenheit sehr widerspenstig erweist — und aus Briefen, daß es in Kasan ebenso hergeht.

22. Februar. Wie über Alexander II. losgezogen wird! Da Alexander I. „der Gebenedeite" genannt wird, und Nikolaus (offiziell) „der Unvergeßliche", ist in Petersburg folgender in russischer Sprache gereimte Spruch in Umlauf gesetzt:

Alexander I. — der Gesegnete
Nikolaus — der Unvergeßbare
Alexander II. — der Militärschneider.*)

Ein Professor Bapst gab dem jetzigen Thronfolger von Rußland Unterricht im Staatsrecht, und sagte, in Rußland gehe das Gesetz vom Kaiser aus; der Kaiser könne jedes bestehende Gesetz nach Belieben modificiren oder aufheben — aber so lange ein Gesetz bestehe, sei der Kaiser der erste Vollstrecker desselben!

Da erhebt sich der Gouverneur des Prinzen, Sinowieff, und legt Verwahrung ein: der Kaiser stehe in Rußland immer und unter allen Bedingungen über dem Gesetz! — Bapst erhielt einen offiziellen Verweis — da er sich eine ähnliche Aeußerung bei Gelegenheit des Criminal-Rechts zu Schulden kommen ließ, machte Sinowieff von Neuem bemerkbar, daß der Kaiser von Rußland ganz unbedingt und ohne Einschränkung über dem Gesetz stehe. Bapst wurde als zu liberal ganz entfernt, und an seiner Stelle der ganz unbedeutende Grimm, der ehemalige Erzieher des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch, aus Dresden wieder nach Petersburg berufen.

Die Gräfin Worontzow-Daschkow, la divine Comtesse Woronzow, die so lange Zeit an der Spitze der fashion in Petersburg stand, glänzte unter Anderem durch die beispiellose Frechheit ihrer Conversation, lange Zeit ohne eigentlich galant zu sein. Wie alle solche Frauen wurde sie es aber in späteren Jahren, als sie schon einige frais machen mußte — um ihre Anbeter zu fesseln.

*) Anspielung auf die zahlreichen russischen Uniforms-Veränderungen der Jahre 1856 bis 1858.

Nun erzählt mir la Gardie: sie hatte eine liaison mit dem Fürsten Victor Wassiltschikoff und erregte dessen Eifersucht durch die Art, wie sie mit dem Flügel-Adjutanten Tettenborn tanzte und sprach. Als sie darauf an Tettenborns Arm bei ihm vorbeiging, giebt er ihr einen Fußtritt. Das Merkwürdigste dabei ist wohl, daß beide in der Gesellschaft nicht allein auch darnach noch weiter geduldet wurden — sondern ihre eminente Stellung behaupteten nach wie vor.

Man nennt die Russen lackirte Barbaren. — Sind sie wirklich lackirt?

Die Gräfin la Gardie ist sechs Jahre lang Hofdame bei der Großfürstin Constantin gewesen, hat den Hof und die Welt ohne Illusionen gesehen und sagt manches Interessante.

Spricht vom Kaiser Nikolaus. Er hatte es verstanden, einen solchen Nimbus um seinen Namen zu verbreiten, daß die Nachricht von seinem Tode allgemeinen Schrecken verbreitete; man kam sich verwaist vor und dachte im ersten Augenblick, nun werde Alles zusammenbrechen.

Sie sagt: Der Grundton seiner Regierung war die Furcht. Die Furcht vor der Revolution beherrschte all' sein Thun und Lassen.

Sie sagt: Vieles, was man täglich in Rußland gesehen und erlebt hat, sei so, daß man sich fragen müsse, ob man sich nicht etwa im Narrenhause befinde.

So klagte einst der Chef des Cadetten-Corps, die Flinten der Cadetten seien durch das ewige Exerzieren gänzlich verdorben und zum Exerzieren im Feuer gar nicht mehr zu gebrauchen. Die Sache wurde untersucht und richtig befunden. Die Cadetten-Corps erhielten eine neue Garnitur Flinten. Nun entstand die Frage, was mit den abgelegten Cadetten-Flinten werden solle? Kaiser Nikolaus befahl, sie nach dem Kaukasus zu senden zur Verwendung bei dem dortigen Armee-Corps im Kampf gegen die Tscherkessen.

Weiterentwickelung der inneren Verhältnisse Preußens. Wissenschaftliche und politische Arbeiten.

Den am politischen Himmel aufsteigenden Gewittern sah Bernhardi mit um so lebhafterer Besorgniß entgegen, als die wenig zahlreichen und vielfach widerspruchsvollen Berichte, die ihm aus der Heimath zugingen, in einem Punkte zusammentrafen: die Krisis, in welche Preußen seit Verkündigung der Regentschaft getreten war, nahm einen so langsamen und unsicheren Verlauf, daß sich schlechterdings nicht absehen ließ, welche der streitenden Parteien als Siegerin aus dem Kampfe hervorgehen werde. Während von der einen Seite außerordentliche Befriedigung über Zusammensetzung und Haltung des neuerwählten Abgeordnetenhauses ausgesprochen wurde, verlautete von der anderen, daß die im Wahlkampfe unterlegene Junker-Partei fortfahre, das Beamtenthum zu beherrschen und dessen Einfluß im Sinne der Reaction zu gebrauchen. Aus dem Hirschberger Kreise wurde z. B. berichtet, daß sämmtliche Wahlmänner, die nicht für den Landrath gestimmt hatten, mit dem neuen Jahre in der Klassensteuer hinaufgesetzt worden seien! Der Einfluß kriegerischer Ereignisse auf innere Zustände so unfertiger und widerspruchsvoller Natur erschien um so unberechenbarer, als Bernhardi deutlich durchsah, daß die Kreuzzeitungs-Partei entschlossen sei, den Kampf bis auf's Aeußerste und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln fortzusetzen. — Gesteigert wurden diese Besorgnisse durch einen Brief Vincke's, der den Empfänger mit trüberen Ahnungen erfüllte, als der Schreiber selbst sie gehegt zu haben schien.

17. Februar. Langer und wichtiger Brief von Vincke, der natürlich nur von öffentlichen Angelegenheiten handelt.

Als Vincke den Prinz-Regenten im Oktober — etwa zur Zeit der Bildung des neuen Ministeriums — sah, fand er den Regenten heiter, zuversichtlich und zufrieden mit unserem Programm, dessen Forderungen nur nicht alle augenblicklich befriedigt werden könnten.

„Als ich am 12. December nach Berlin kam, fand ich ihn in einer ganz anderen Stimmung. Er war wie ein Mann, der erschrocken vor seiner eigenen That zurückweicht,

deren schlimmste Folgen ihn nun beunruhigten. — „Er wäre in der Ministerveränderung, durch die Umstände gedrängt, weiter gegangen als er gewollt" — Patow zu nehmen, war weit über sein Ziel gegangen. — Einige bei den Wahlen wieder aufgetauchte Namen, wie Jacoby, Rodbertus, hatten ihn verletzt und bestürzt gemacht —: mit einem Wort die Intriguen, Verdächtigungen und Schwarzrednereien der gestürzten Partei hatten tief gewirkt, der Herr war mißtrauisch, sorgenvoll und schwankend. — Ich suchte auf alle Weise zu beruhigen, versicherte, das neue Haus werde so ruhig und gemäßigt sein, wie man es nur wünschen könne; die Stimmung im ganzen Lande sei beruhigt, voll Vertrauen zu dem neu eingeschlagenen Wege u. s. w. — Es hielt aber schwer, etwas zu wirken, und man mußte seine Hoffnung darauf setzen, daß die Erfahrung an dem neuen Hause der Abgeordneten selbst das bewirken werde, was Vorstellungen und Versicherungen nicht bewirkten."

„Die Lage des neuen Ministeriums war bis dahin unsicher. Die alten Beamten verharrten im alten System, zu dessen Rückkehr sie mehr Vertrauen hatten als zur Dauer des neuen." — Mehrere unerläßliche Personalveränderungen konnte das Ministerium nicht erlangen —: „So hätte das Ministerium gern den Polizei-Präsidenten v. Zedlitz — der wöchentlich dreimal unmittelbaren Vortrag hat — entfernt, es war aber bisher unmöglich!"

„Rechnen Sie zusammen, Mangel an Klarheit, angeborene und anerzogene Vorurtheile und Meinungen, von denen man sich schwer trennt — Gewohnheit des Umgangs — fast der ganze Hof ist ja reactionär — und eine gewisse Scheu vor dem Urtheil dieser Cliquen, und der an der Spitze derselben stehenden, nicht unbefähigten und sehr entschiedenen Verwandten" wie des Prinzen Karl — „dabei ein Mangel an Homogeneität im Ministerium selbst, der gerade durch jene, wahrscheinlich im Augenblick seiner Bildung schon begonnene Besorgniß zu weit zu gehen, entstanden ist, und Sie werden sich ein lebhaftes Bild von der Peinlichkeit der Situation machen.

Der Prinz sucht die Männer der Reaction durch freundliches Entgegenkommen zu gewinnen; das wird für Schwäche gehalten und verfehlt seinen Zweck.

Die Partei der Reaction hatte erwartet, es würde sich in der Kammer ein gewaltiges Drängen nach Concessionen (freisinnigen) hervorthun; es würden viele Anträge gestellt werden — das wollte sie dann benutzen, um Besorgnisse zu erregen; sie lag auf der Lauer. — Die Taktik der liberalen Partei ist, sich vollkommen ruhig zu verhalten — die Initiative ganz dem Ministerium zu überlassen, und diesem Zeit zu gewähren, sich zu befestigen. — Nur die Petitionen und Beschwerden des Landes werden geltend gemacht und den Ministern empfohlen.

(Unter Allem, was auf den Prinzen einzuwirken sucht, vergißt Vincke auch noch die Diplomatie.)

„Nächstens werden wir eine Declaration wegen der Concessions-Entziehungen, ein Gesetz wegen der Ehen, und eines wegen Aufhebung der Grundsteuer-Befreiungen in das Haus bekommen."

(Das Letztere wird das Herrenhaus natürlich verwerfen. — Was die Concessions-Entziehungen betrifft, so ist diese wichtige Angelegenheit mit einer bloßen Declaration, die ein folgendes Ministerium nicht anzuerkennen braucht, wohl nicht genügend abgemacht. — Ein Gesetz, die Grundsteuer betreffend, müßte für jetzt gar nicht eingebracht werden; es wird nur für die Junker-Partei ein Grund sein, alle Kräfte anzuspannen, um das Ministerium zu stürzen!)

Vincke wundert sich, daß die neuernannten Gesandten noch alle in Berlin sind; ich kann es mir wohl erklären; man weiß wahrscheinlich mit den Instructionen, die man ihnen mitgeben will, nicht in das Reine zu kommen.

Allgemeine Landesfreude über die Geburt eines Prinzen.

Ich fühle mich von bösen Ahnungen gepeinigt. Mein Vorgefühl ist, daß wir abermals der Reaction verfallen, wenn auch bis jetzt der Prinz von Preußen mit der Haltung der Kammer sehr zufrieden ist. —

Tröstlich inmitten dieser peinlichen Eindrücke erschien dem warmen preußischen Patrioten nur eine Wahrnehmung, auf welche seine Aufzeichnungen aus damaliger Zeit wiederholt zurückkommen:

18. Februar. Immer wieder sehe ich zu meiner Befriedigung, wie erheblich trotz alledem und alledem das deutsche und preußische

Ansehen in Europa gewachsen ist. — Im vorigen Jahrhundert war der Deutsche in den Augen der Fremden ein schwerfälliger, oft lächerlicher Pedant, von dem man mit Geringschätzung sprach. Vor dreißig Jahren war noch ein starker Nachhall dieser Ansichten zu bemerken — und ein Deutscher konnte sich in der Berührung mit Fremden sehr oft verletzt fühlen.

Seitdem haben die Leute mehr von deutscher Wissenschaft und Kunst erfahren, sie haben begriffen, daß die Deutschen eines der Haupt-Cultur-Völker sind, von denen die Geschichte weiß — und so zwar, daß selbst die Unwissenden das Gefühl der Achtung mit überkommen haben.

Bei den Russen macht die Beschämung Epoche, die sie bei Gelegenheit des letzten Krieges erlebt haben. — Den General M. z. B. habe ich in Petersburg mit Haß und Verachtung, — neuerdings in Dresden mit der höchsten Verwunderung von der preußischen Armee sprechen hören. — Gerade so sprach Bräntscheninoff neulich gegen Brewern de la Gardie seine Bewunderung aus, daß die preußischen Soldaten gebildet und so anständig aussehen, daß man sie für Offiziere halten könnte.

Gegenstand der Verwunderung (so schreibt er einige Tage später) ist es für mich zu sehen, welch' großen, beinahe unberechenbaren Einfluß deutsche Literatur und Philosophie seit den letzten Jahren auf England und die Engländer geübt hat. Dieses jüngere Geschlecht, die heutigen Engländer sind ganz andere Leute als meine älteren Zeitgenossen waren. Und wie wir Shakespeare und die großen Dichter besser verstehen, als sonst Jemand, sind die Engländer unter allen Völkern der Welt am meisten geeignet unsere Philosophie und Literatur zu verstehen. Verstehen wir doch auch die Alten auf gleiche Weise.

Unter allen diesen vielfach sich widersprechenden Eindrücken behielt Bernhardi Ruhe und Muße zu ernster wissenschaftlicher Arbeit. Bereits in den ersten Wochen des Aufenthalts in Hyères und wahrscheinlich unter dem Eindruck des abgeschmackten Geredes, das die in Südfrankreich weilenden vornehmen Russen über die wichtigste aller ihr Vaterland betreffenden Angelegenheiten verführten, kehrte der Verfasser

des Buches über den großen und kleinen Grundbesitz zu den volkswirthschaftlichen Studien zurück, die er ein Jahrzehnt früher getrieben. Er verfaßte die — zunächst in den Preußischen Jahrbüchern, später im ersten Bande der „Vermischten Schriften" veröffentlichte — Abhandlung über „Leibeigenschaft und Freilassung der Bauern in Rußland". Von dem Kreise heutiger Interessen liegt dieser Gegenstand zu weit ab, als daß zu eingehenderer Erörterung desselben Veranlassung vorläge. Darauf aber darf hingewiesen werden, daß diese Studie in doppelter Rücksicht von Bedeutung gewesen ist. Einmal dadurch, daß die deutsche Lesewelt aus derselben zum ersten Male erfuhr, daß der Kern der Sache in der Frage nach der Zukunft des ungetheilten russischen Gemeinde-Besitzes liege und daß auf diese noch mehr ankomme als auf die Ausfindigmachung des richtigen Modus für die Ablösung der Bauern von der Hörigkeit. Zum zweiten erscheint merkwürdig, daß Bernhardi mit seinen Voraussagungen in sehr viel ausgedehnterem Maße Recht behalten hat, als er selbst jemals erfahren. Im Jahre 1859 stand der — schließlich angenommene — Ablösungsmodus noch nicht allendlich fest und der Verfasser mußte vielfach von Voraussetzungen ausgehen, die sich in der Folge modificirten, und zwar so erheblich, daß er zwanzig Jahre später (bei Gelegenheit des Wiederabdruckes in den „Vermischten Schriften") erklären zu müssen glaubte, „daß die Dinge sich schließlich zum Besseren gewendet hätten, daß die bäuerlichen Verhältnisse in besserer Weise, als ursprünglich zu erwarten gewesen, gelöst worden und daß manche der früheren Bedenken und Besorgnisse glücklich beseitigt worden". Darüber sind weitere fünfzehn Jahre vergangen und während dieser drei Lustren, insbesondere seit den Erfahrungen der ersten 90er Jahre hat sich gezeigt, daß die von Alexander II. beabsichtigte ökonomische Reform in der That nicht gelungen, sondern daß ein Zustand eingetreten ist, der allen Theilen schwere Enttäuschungen bereitet hat. Wörtlich haben die Voraussagungen von 1859 sich nicht erfüllt, weil die russische Regierung ihre „ersten, unsicher tastenden Vorschläge" fallen ließ. Die Sache selbst aber steht nahezu so schlimm, wie Bernhardi damals fürchtete.

Doch das nur beiläufig! Ungleich wichtiger und folgenreicher als die in Rede stehende Untersuchung war eine andere in das Frühjahr 1859 fallende Thätigkeit unseres Tagebuchschreibers — eine Thätigkeit, deren Umfang wir erst aus späteren, dem Frühsommer desselben Jahres angehörigen Aufzeichnungen kennen lernen. Alsbald nach dem Bekanntwerden des Napoleonischen Drohwortes vom Neujahrstage (1859) und

inmitten einer Umgebung, die die Aktualität desselben bestritt, überzeugte Bernhardi sich von dem Ernst der Streitankündigung an das Wiener Kabinet und von der Unvermeidlichkeit eines französischen Kriegszuges in die lombardische Ebene. Während die Mehrzahl zeitgenössischer Politiker die Sache für mindestens zweifelhaft ansah und während der preußische Militärbevollmächtigte in Paris, Major von Thile, bis in den April hinein an der Meinung festhielt, die dem Frieden drohende Gefahr werde abgewendet werden, ließ Bernhardi sich angelegen sein, die aufgeworfene Frage nach den Ergebnissen seiner persönlichen Wahrnehmungen zu beantworten. — Damit, daß der Gedanke eines im italienischen Interesse unternommenen Krieges in Frankreich durchaus unpopulär sei, hatte es seine volle Richtigkeit; richtig war auch, daß die zur wesentlichsten Stütze des zweiten Kaiserreichs gewordene katholische Partei das Kriegsprojekt noch gründlicher perhorrescirte, als die um Thiers geschaarte gemäßigt liberale Schicht that, desgleichen daß Napoleon nach allen Seiten aushorchte und daß er zu wiederholten Malen schwankte. Nichts desto weniger fuhr Bernhardi fort, die Kriegseventualität zum Hauptgesichtspunkte seiner Beobachtungen zu machen. Gelegentliche Gespräche mit französischen Offizieren und Beamten, Mittheilungen über die Stimmungen des Kaisers und Wahrnehmungen, betreffend die in Toulon, Marseille u. s. w. stationirten Truppentheile, belehrten ihn darüber, daß Etwas im Werke sei, daß der Zustand des kaiserlichen Heeres eine Action ausführbar und angezeigt erscheinen lasse, daß die höheren Offiziere dem Neffen des Onkels unbedingt ergeben seien und das Sträuben der Massen unschwer werde überwunden werden können. Besonders wichtig erschien dem scharfsichtigen Beobachter dabei ein wenig bemerkter, im Auslande fast unbekannt gebliebener Umstand. Auf einer seiner Fahrten hatte Bernhardi die Bemerkung gemacht, daß die im Bau begriffene Eisenbahnlinie Marseille-Toulon so gut wie fertig sei und daß die Verkehrseröffnung ohne sichtbaren Grund hinausgeschoben werde. Daraus glaubte er schließen zu müssen, daß der erste dem neuen Schienenwege bestimmte Gebrauch ein militärischer sein werde — eine Schlußfolgerung, die sich in der Folge als zutreffend und für den Aufmarsch des französischen Heeres entscheidend erwies.

Mit sich selbst im Reinen, hielt Bernhardi für patriotische Pflicht, die Ergebnisse seiner Beobachtungen nach Berlin mitzutheilen. Es geschah das in einer Reihe privater Briefe an zuverlässige Freunde, die die wichtige Kunde in der Stille weitergaben. Ob diese Briefe erhalten geblieben sind, wissen wir nicht. Ausführlicherer Erwähnung geschieht

derselben erst in den Tagebuch-Notizen, die nach der Rückkehr in's Vaterland aufgezeichnet wurden und denen der Leser weiter unten begegnen wird. Von der Wirkung derselben erhielt der Briefschreiber selbst erst in Frankfurt und Berlin Kunde, als er zu seiner eignen Ueberraschung von den verschiedensten Seiten auf seine französischen Berichte angeredet und über den Inhalt derselben von Männern zu Rathe gezogen wurde, die ihn erst aus diesen Mittheilungen als politischen und militärischen Sachverständigen kennen gelernt hatten. Der Privatmann, den Familienverhältnisse in eine entlegene provençalische Landschaft geführt, hatte schärfer zu beobachten und richtiger zu urtheilen gewußt, als die Mehrzahl berufsmäßig im Mittelpunkte des französischen Staates thätiger diplomatischer Berichterstatter und in Tagen allgemeiner Unsicherheit darüber, was der Sommer bringen werde, nicht nur den Krieg vorausgesagt, sondern auch bemerkenswerthe Beiträge zur Beurtheilung der Leistungsfähigkeit des angreifenden Theils geliefert. Und das in aller Stille und in Mitten von Studien und Beobachtungen, die auf die heterogensten Gebiete gerichtet und mit besonderer Vorliebe der mittelalterlichen Kunst- und Provinzial-Geschichte des französischen Südens zugewendet gewesen waren.

Studienreisen im Frühjahr 1859.

Von den im ersten Vierteljahre 1859 unternommenen Studienreisen Bernhardi's verdienen einzelne besondere Erwähnung. Zu den Bauwerken, deren Namen in aller Welt Mund gekommen sind und die dennoch als wenig bekannte bezeichnet werden müssen, gehören diejenigen von Avignon, Orange und der sog. Vaucluse. Bernhardi's eingehenden Schilderungen derselben entnehmen wir einige Blätter, die unverändert gebliebenen Verhältnissen der genannten Orte gelten, und neben dem Interesse, das sie an und für sich in Anspruch nehmen dürfen, den besonderen Vorzug haben, den Leser zugleich baugeschichtlich und kulturhistorisch zu orientiren. Erläuterungen, die sonst aus einer ganzen Anzahl verschiedener Schriften zusammengesucht werden mußten, sind hier in enge, einheitliche Rahmen zusammengefaßt und mit einem Geschick geordnet, das des Verfassers vollständige Herrschaft über die Materie verräth. Was es mit der Er-

werbung dieser Herrschaft auf sich hat, wird man freilich nur da voll zu würdigen wissen, wo man den complicirten Character der Geschichte des provençalischen Mittelalters kennt und die Schwierigkeiten erprobt hat, den Faden derselben in die Hand zu bekommen.

4. März. Avignon. Spaziergang durch die Stadt. Das alte Rathhaus an der Place de l'horloge, ursprünglich ein Palast der Kardinäle Colonna und im 14. Jahrhundert erbaut, ist, da es baufällig war, lieber gleich ganz niedergerissen worden, mit dem gewöhnlichen Mangel an Pietät, der den Franzosen eigen ist. Von Grund aus neu gebaut, mit der vollkommenen Plan- und Prinzipienlosigkeit französischer Baukunst. — Daneben das Theater im Styl der Renaissance: Freitreppe, drei bogenüberwölbte Eingänge, schlanke verzierte Säulen, viel Skulpturen — Medaillons mit den Relief-Bildnissen des Königs René und Petrarca's — Kindergestalten (ronde bosse) singend mit den Instrumenten der Provence und der Troubadours — Tambourin, Galoubet, viole d'amour, u. s. w. — an sich nicht übel: aber warum Renaissance neben dem schwerfällig-modernen, gleichzeitig (1845) erbauten Rathhaus und gegenüber den Festungsmauern der Viguerie? — Was haben König René und Petrarca — oder vollends die Troubadours mit der Renaissance zu schaffen — was haben vollends Avignon und sein Papstthum damit zu thun? — Es liegt da entweder eine sehr verschrobene Ansicht zu Grunde oder eine Prinzipienlosigkeit, die man wohl Gedankenlosigkeit nennen könnte. Auch mit unserem modernen Theater hat die Renaissance wenig zu schaffen — und warum gleichzeitig zwei Gebäude, die einer und derselben Zeit, derselben Bevölkerung gewidmet sind, als Widerspruch neben einander stellen?

Die gewaltige Burg der Päpste, jetzt Caserne — planlos, unregelmäßig gebaut — des wenigen Schmucks noch beraubt — durch moderne Fenster verunstaltet — imponirt dennoch durch die gewaltige Masse und das geschichtliche Ansehen, das bestimmte Gepräge einer bedeutenden Zeit, die tiefe Spuren in der Geschichte der Menschheit zurückgelassen hat.

Der älteste Theil der Burg, jetzt Gefängniß, schließt sich zunächst der Cathedrale an, mit zwei gewaltigen viereckigen Thürmen, und hat

um das Dach einen gewaltigen Kranz von Zinnen und mâchicoulis; dieser Zinnenkranz ruht auf Strebepfeilern und Spitzbogen.

Der neuere Theil mit dem Hauptportal springt weiter vor in den Platz. Das Ganze schließt gegen das Innere der Stadt hin mit einem mächtigen Bau, der sich etwas höher als die übrigen erhebt, tour de St. Laurent genannt, und zwei Kapellen (Kirchen) eine über der anderen enthält.

Was für seltsame Schicksale hat dieser Bau erlebt. — Man erinnere sich nur wie, nachdem der Sitz des Papstes wieder nach Rom verlegt war, der hier erwählte Gegen-Papst Peter de Luna eine jahrelange Belagerung — nicht etwa in der Stadt — sondern in dieser Burg aushielt!

Nach den Päpsten residirten hier Legaten — und auch unter diesen waren so bedeutende Männer wie Giuliano della Rovere — später Julius II.

Die päpstliche Münze aus Quadern erbaut in dem seltsamen Styl, den die Königinnen aus dem Hause Medici aus Florenz her nach Frankreich brachten, dem die festen Burgen in Florenz als Vorbild dienten — der nur wenige Elemente antiker Architektur aufgenommen hatte, weniger als die eigentliche Renaissance — und der den Schein des Massenhaften, des Felsenfesten sucht. —

Am Ende des Platzes steht ein großes mittelalterliches Gebäude, einst Residenz der Bischöfe.

Den rocher des Doms hinangestiegen. Es steht da eine sehr mittelmäßige Statue des Persers Althen, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Kultur des Krapps hier im Lande eingeführt hat. Der Mann steht da in Erz gegossen, in langem Gewande, mit stattlichem Bart, und hält Krappwurzeln auf der flachen Hand. — Banales Phantasie-Gebilde: so hat gewiß nie ein Perser ausgesehen. Der Künstler hat sich nicht einmal des nationalen Typus zu erinnern gewußt.

5. März. Das Innere des päpstlichen Palastes durchwandert. Der Concierge, der mich herumführt, sagt mir, daß auch diese Burg erst in der neuesten Zeit — in der Zeit allgemeiner Zerstörung in Frankreich — fast zur Ruine geworden ist. — Bis 1790 hausten

die Legaten, dann Vice-Legaten des Papstes darin. — Dann trat die Revolution auch hier, und zwar wie bekannt, in einer besonders scheußlichen Form auf, und Avignon wurde mit der französischen Republik vereinigt. Der Bau stand leer und verfiel. — Nach dem Abschluß des Concordats, als Napoleon I. die Bischöfe überall wieder einsetzte, bot die Stadt oder der Staat dem neuen Bischof die alte Burg als Wohnsitz an, der sie aber für einen Concordats-Bischof des napoleonischen Reichs zu groß fand. So blieb sie wieder leer, bis sie von 1812 an als Caserne wiederhergestellt wurde, was für manche Theile zu neuer Zerstörung führte.

Reges militärisches Leben im Innern. Die Casernensäle im Erdgeschoß sind nicht sehr wohnlich, und nicht gerade reinlich gehalten — im Gegentheil. Unsere preußischen Soldaten sind und wohnen sauberer.

Chapelle de St. Jean, im Erdgeschoß eines kleinen Thurmes. Die Wände und das Kreuzgewölbe ganz mit Fresken bedeckt, die ehemals dem Giotto zugeschrieben wurden; jetzt nennt der Führer mit Entschiedenheit den Meister Orcagna — auf welche Autorität gestützt, darüber wußte er so wenig als sonst irgend Jemand mir Auskunft zu geben. — Von einem der größten Meister des 14. Jahrhunderts rühren sie gewiß her. Die Zeit hat viel daran zerstört und noch mehr eine kaum glaubliche Barbarei: Im Jahre 1817 wurde hier ein meist aus Corsen bestehendes Regiment einquartiert, das argen Unfug getrieben haben soll — und zu gleicher Zeit erhielt ein unternehmendes Genie aus der Stadt die Erlaubniß in diesem Thurm eine Schrotfabrik anzulegen!! — Der Mann ließ dann sofort Löcher durch das Gewölbe und dessen Fresken schlagen, um die nöthige ununterbrochene Höhe zu gewinnen, von der die Bleitropfen aus dem oberen Geschoß herabfallen mußten, um kleine Kugeln zu werden!

Die Fresken erzählen das Leben Johannes des Täufers. Hin und wieder treten noch einzelne Köpfe und Gestalten mit überraschender Energie und Schönheit aus dem Moder hervor. — Die Löcher im Gewölbe sind sehr nothdürftig zugeflickt. —

Im Weiterwandern erklärte mir mein Führer, daß wir oben in die Gemächer der Inquisition kämen, in die Folterkammer (neben

den Wohnzimmern des Papstes) — und er rief dabei das Zeugniß eines Maurers an, der seit 10 Jahren beständig an der Burg gearbeitet und noch den Ofen gesehen habe, in dem die Zangen glühend gemacht wurden, — und die Marterwerkzeuge, die man gefunden. Der Maurer bestätigte das Alles.

Der Archäologische Congreß Frankreichs hat zwar 1855 hier in der Burg eine Sitzung gehalten und ermittelt, daß die angeblichen Marterwerkzeuge ganz gewöhnliche Bratspieße und Feuerzangen waren, der Ofen ein Backofen, und die angebliche Kammer für den Scheiterhaufen nicht mehr und nicht weniger als die Küche seiner päpstlichen Heiligkeit — aber das dienende Personal des Hauses und die Blousen- und Philister-Bevölkerung von Avignon weist diese prosaische Erklärung mit unendlicher Indignation zurück — der Concierge bleibt bei seinen haarsträubenden Berichten und die Leute betrachten den Bau nach wie vor mit Schaudern und dem Interesse, welches das Geheimnißvolle einflößt, — die Untersuchungen des congrès archéologique üben nicht den geringsten Einfluß auf die Volkssage.

Daß die Inquisition ihre Sitzungen in einem Dominikaner-Kloster halten mußte und nicht neben dem Wohnzimmer des Papstes, das ist freilich einleuchtend genug: wenn aber behauptet wird, daß die Schrecken der Inquisition in Frankreich überhaupt nie so arg gewesen seien, so vergißt man, daß die Inquisition gerade für das südliche Frankreich erfunden worden ist und daß der heilige Dominicus gerade hier gegen die Albigenser gewüthet hat. —

Oben angelangt, sehen wir zuerst in die Tiefe der glacière hinab, die eine grausige geschichtliche Berühmtheit hat: Jourdan coupe-tête, das Haupt, der Führer der Revolution zu Avignon ließ eines Tages 61 Aristokraten von oben hinabstürzen in die Tiefe. Das ist Geschichte — nicht Sage! — Die örtliche Tradition fügt hinzu: Tags darauf schaute Jourdan hinab, und da er bemerkte, daß einige der Unglücklichen sich noch regten, ließ er von Oben herab siedendes Wasser auf sie gießen! —

Neben der glacière springt ein anderer kleiner Thurm vor, „le budier“ genannt, wo die von der Inquisition verurtheilten Ketzer verbrannt wurden — dem Volksglauben nach. Ein gewaltiger acht-

eckiger manteau de cheminée, der das ganze Gemach bedeckt, als hohle achteckige Pyramide hinansteigt bis zur Spitze und so das Dach des ganzen Thurmes bildet, hat zu diesem Glauben Veranlassung gegeben.

Triumphirend, und mit dem Ausdruck unermeßlicher Verachtung in Beziehung auf die prosaischen Archäologen, fragte mein Führer, ob man wohl einen solchen colossalen Schornstein baue, pour faire des petits pâtés pour les cardinaux? — Die Gluth eines Scheiterhaufens hätte aber wohl dies Steindach des Thurmes nicht allzu oft ausgehalten.

Etwas weiter, in der tour de St. Jean, findet sich eine neue Capelle, deren Wände ebenfalls mit den Resten von Fresken bedeckt sind. Sie stellen das Leben das heil. Martial, Bischofs von Limoges, dar, scheinen aber von geringerem Werth gewesen zu sein als die unteren.

Wie die Sage die Gegenstände mitunter bis zum Unvernünftigen benutzt und in einer Weise deutet, die dem gesunden Menschenverstande Hohn spricht, davon sollte ich hier ein Beispiel sehen.

In den Augen der Leute ist dies der Raum, wo die Inquisition ihre Sitzungen hielt. Mein Führer machte mich darauf aufmerksam, daß die Beisitzer des heiligen Gerichts sogar rundum an die Wände gemalt seien. Sie seien nämlich vermummt gewesen, in weite Gewänder gehüllt, mit Zipfel-Kapuzen über den Kopf — „comme les pénitents d'aujourd'hui, on ne leur voyait pas les yeux!“ — Und was sind nun diese gemalten Beisitzer an der Wand? Es ist kaum zu glauben! — Etwa 4½ Fuß über dem Fußboden ist eine kleine, etwa 18 Zoll hohe Bogenstellung rund um die Wände gemalt; Spitzbogen stehen auf den beiden Armen eines unterbrochenen Rundbogens und diese werden von Colonnetten getragen. Die dunkelgefärbten Oeffnungen dieser Bogenstellung sind in den Augen der Gläubigen die vermummten Gestalten der Inquisitions-Richter! —

Bildniß des Cola di Rienzi, der in der tour de Trouillas gefangen lag. Gleichzeitig ist es wohl nicht, aber gewiß aus dem 15. Jahrhundert — nicht ohne Verdienst und ohne Zweifel ein ähnliches Bildniß.

Musée Calvet. — Avignon besitzt unter allen Provinzstädten Frankreichs die bedeutendsten Sammlungen von Kunstwerken, die es vorzugsweise einem Mitbürger Dr. Calvet verdankt. Da zu dessen Zeit die Hôtels des Adels und die Klöster geplündert wurden, so konnte er viel zusammen bringen. — Mancherlei Geschenke, von Künstlern aus Avignon, namentlich von der Künstler-Familie Vernet, — Ausgrabungen römischer Alterthümer — letztere meist ohne Kunstwerth (Statuen, Reliefs, Cippen, Inschriften), aber nicht ohne archäologisches Interesse.

Portrait Mazarins von Ferdinand Bol; Mazarin war Vice-Legat in Avignon; das Portrait ist daher ohne Zweifel nach dem Leben gemalt, was man ihm übrigens auch ansieht. — Das Bildniß zeigt ihn als alten Mann, läßt aber wohl erkennen, daß er in seiner Jugend ein schöner und bis an sein Ende ein kluger Mann war.

Bildniß des Cardinals du Plessis (Richelieu's Bruder) von Mignard; der war nicht so klug wie sein Bruder. — Marie Mancini, Ludwigs XIV. erste Leidenschaft, befremdet durch eine etwas gemeine Physiognomie. — Im höchsten Grade überraschend aber war mir ein Bildniß der Tochter der Mm. de Grignan — Enkelin der berühmten Sévigné — der zärtlichen Freundin Massillons: Mm. de Siniane. Sie erinnert an manche russische Frau aus dem Mittelstande, deren Züge eine halb tartarische Abstammung zur Schau tragen — langes Gesicht, schmale Stirn und breite Kinnladen — schmale geschlitzte Augen, eine rundliche sogenannte Kartoffelnase und dicke Lippen. Schwarzes Haar natürlich — und genau so mit etwas dürftigen herabhängenden Locken coiffirt, wie ich russische Damen vom Landadel oder aus Provinzstädten gesehen habe.

Einige neuere Landschaften — Büsten beider Vernets. —

Diese Galerie ist außer Paris die reichste in Frankreich und doch nicht reich zu nennen. — In dem magasin du Louvre zu Paris sind viele und sehr werthvolle Kunstschätze aufgestapelt, die nie ein menschliches Auge sieht, — warum werden sie nicht lieber den Provinzial-Galerien verliehen?

Mir waren besonders einige moderne Bildhauerwerke merkwürdig: eine moissonneuse endormie von Louis Veray, manierirt ge-

zwungene Stellung — der Kopf von jener banalen Art, wie sie Canova's Nymphen zu haben pflegen. — Besonders aber, worauf hier Werth gelegt wird, eine Cassandra von Pradier, dem Bildhauer, der hier im Süden Frankreichs überall genannt wird, wie aus älterer Zeit Puget. Da kann man die Realistik der heutigen französischen Schule in ihren Verirrungen kennen lernen. — Es ist eine nackte, verzweifelnd und ermattet in sich zusammengesunkene weibliche Gestalt, neben ihr die umgestürzte, sehr winzige Statue der Pallas Athene —: kurz, es ist Cassandra, der eben im Heiligthum Gewalt geschehen ist! — Welch' ein Gegenstand für die Kunst! — Am unglücklichsten zeigt sich die Realistik in dem matt zurücksinkenden Kopf —: der ist nicht mehr und nicht weniger als das einfache Portrait des unschönen und unbedeutenden Modells! — natürlich noch dazu von ganz modernem Ausdruck und Gepräge — denn jedes menschliche Wesen ist eben das Kind seiner Zeit, trägt deren Charakter und Gepräge an sich und kann sich eben nicht für das Kind einer verschwundenen Nationalität und längst vergangener Jahrhunderte ausgeben.

In anderen Zimmern ein sehr bedeutendes Antiquarium: Vasen, Lampen, Statuetten von Erz und Gestein, Spiegel und Gläser: gewiß viel Merkwürdiges und Beachtenswerthes. — Eine Münzsammlung von 20,000 Stück, griechische, römische, gallische u. s. w. — eine ganz ansehnliche Sammlung von Münzen der südamerikanischen Republiken ist natürlich in neuester Zeit hinzugekommen. Diese Münzen sind sehr unförmig.

7. März. Betrachte mir zuerst die Reste des Pont St. Benezet, einer uralten Brücke, die hier einst über den Rhône führte. — Die Legende beweist, daß dieser Bau zu seiner Zeit als ein unerhörtes Wunder betrachtet wurde.

Als ich Knabe war, hatten die Romantiker gar seltsame Ansichten in Umlauf gesetzt; unsere Zeit wurde als eine Zeit der Prosa, der Entartung, als eine durchaus gesunkene, die nichts Großes schaffen könne, gering geachtet und verspottet. Das Mittelalter dachte man sich ungemein poetisch — man sprach von Geheimnissen der Handwerke, die für uns verloren gegangen seien — so daß

die Denkmale jener Zeit wie die Schöpfungen eines unbegreiflichen Zaubers vor uns ständen; man dachte sich den Maurer und Steinmetzen des Mittelalters gern als einen kunstsinnigen Menschen, der in Glauben und Liebe lebte und schwärmte: als den poetischen Gegensatz zu dem nüchternen und ungeschickten Handwerker unserer Tage. — In seltsamer Verkehrtheit dachte man sich auch das Wissen des Menschen und seine Herrschaft über die Natur im Rückschreiten. Neben den alten Domen waren es namentlich auch die Brückenbauten des Mittelalters, die als für uns unerreichbare Wunderwerke angestaunt wurden — und diese Bewunderung umfaßte nicht bloß so ganz unsinnige Bauten wie die Prager Brücke —: sie rechnete seltsamer Weise auch die Dresdener Brücke zu den Schöpfungen des Mittelalters.

Hier, beim Anblick dieser Brücke, mußte ein solcher Wahnglaube an die geheimnißvollen Wunderkenntnisse des Mittelalters jedenfalls schwinden; denn obgleich unmittelbar von Gott inspirirt, hat der Hirtenknabe Benezet doch nur ein Werk wahrhaft kindischen Unverstandes zu Wege gebracht, eine Brücke, die nur einem sehr dürftig zugeschnittenen Zweck entsprach, und den geraden Gegensatz zu der Prager Brücke bildet. Während in Prag, in einem sehr schwachen und seichten Strom, die gewaltigsten Pfeiler in übermäßiger Anzahl die schmalen Spitzbogen mit unnöthiger Macht stützen und fast den Fluß stauen — ist diese schmale Brücke fast nur wie eine Dekoration im Fluß aufgestellt. Sie sieht aus wie das bloße Profil einer Brücke.

Sie ist oben nur 15 Fuß breit, war in der That also nur für Fußgänger und nothdürftig für Reiter eingerichtet. Kein Wagen konnte darüber fahren — besonders weil sie bei dem dritten Pfeiler fast gesperrt ist durch die Capelle, in welcher der heilige Erbauer begraben ist oder war. — Man hatte sie nicht einmal planmäßig und mit Berechnung nach Villeneuve hinüber zu führen gewußt; sie machte, um dorthin zu gelangen, eine Biegung in der Mitte, gegen den Strom. Der Bau wurde 1188 vollendet. — Die Capelle hatte ursprünglich einen ganz unverhältnißmäßig niedrigen halbrunden Chor, dessen Rundgewölbe sich auf korinthische Säulen stützt, deren

Formen überraschen; sie kommen der Antike so nahe, wie man im 12. Jahrhundert gar nicht erwarten sollte. — Im 15. Jahrhundert hat man diese Capelle durch einen Zwischenboden in eine obere und untere getheilt, und daraus ist eine eigenthümliche architektonische Combination hervorgegangen. Der Zwischenbau bildet nach unten hin ein Spitzbogen-Gewölbe. So hat denn die untere Capelle ihren alten Chor romanischen Styls und im Schiff ein Spitzbogen-Gewölbe — die obere Capelle hat umgekehrt das alte volle Tonnengewölbe des Schiffs behalten, und daran schließt sich ein Chor im Spitzbogen-Styl, der auf dem unteren ruht.

8. März. Das Haus der Königin Johanna aufgesucht — viereckige Fenster mit steinernem Kreuzstock und Carnies; an einer Ecke die Spuren eines schön gemeißelten Wappens; es scheinen zwei ovale Schilder gewesen zu sein, schräg gegen einander gelehnt, durch Bänder verbunden — Neapel und Provence? — und darüber ein offener königlicher Helm.

In der Straße descente de la Madelaine ein römischer formloser Unterbau, der einzige Rest römischer Bauten, der in Avignon zu Tage kommt.

Ich höre die Canonici unter Begleitung des Serpent psalmodiren. Es läßt sich nicht leugnen, daß dies sog. Serpent ein passendes Kircheninstrument ist und etwas Imposantes hat.

Capelle der pénitents noirs de la Miséricorde, die Gebäude der büßenden Brüderschaft, seit 1726 eine Irrenanstalt. — In der Sakristei ein schönes aus Elfenbein geschnitztes Crucifix von Jean Guillermin, 1659 für einen Gastfreund gearbeitet, der es dieser Brüderschaft schenkte.

Der Umstand aber, daß Letztere, die sich der Pflege der Gefangenen und Verurtheilten unterzog, vom Papst das Vorrecht erhalten hatte, jährlich einen zum Tode verurtheilten Verbrecher frei zu bitten, hat zu einer Sage Veranlassung gegeben, die in verschiedenen Formen fortlebt und der Bevölkerung von Avignon für ausgemachte Wahrheit gilt: man erzählt, ein zum Tode Verurtheilter habe das Crucifix gemacht, um für diesen Preis ihre Fürbitte und sein Leben zu erkaufen — oder auch Guillermin habe es der Brüderschaft gegeben, um durch

ihre Fürsprache einen zum Tode verurtheilten Neffen zu retten. So erzählt mir auch die Klosterfrau.

Die 26 Zoll hohe Gestalt des Heilands am Kreuz ist wirklich schön, wenn auch nicht ganz frei von der Manier des 17. Jahrhunderts. — Man wird herkömmlich darauf aufmerksam gemacht, daß der Mittelfinger gekrümmt ist durch den hindurchgetriebenen Nagel; dann darauf, wie in gleicher Weise und durch das Gewicht des auf die Füße lastenden Körpers die Zehen auseinander getrieben sind, und die Haut der Füße in die Höhe gezogen, über den Köpfen der Nägel einen Wulst bildet. Besonders aber wird der zwiefache Ausdruck des Kopfes bewundert, der die doppelte Natur Christi andeuten soll. Die rechte Hälfte des Gesichts zeigt den Ausdruck des äußersten körperlichen Leidens und der menschlichen Natur: die linke Hälfte mit dem aufwärts gerichteten Blick eine enthusiastische Verklärung und die göttliche Natur: und doch stimmen die beiden Hälften so zusammen, daß es dem Kopf, en face betrachtet, an Harmonie und Einheit nicht fehlt — Alles wahr! — Aber ein gemarterter menschlicher Körper bleibt immer ein schwieriger Gegenstand für die Kunst.

8. März. Orange — Arausio Cavarum. — Graues schmuckloses Städtchen, wie alle ähnlichen Orte im südlichen Frankreich. — Die mächtigen Ruinen des römischen Theaters, unmittelbar am Fuß einer Anhöhe, so, daß der gewaltige viereckige Bau, der Bühne und Scene umfaßt, sich in imposanter Weise in einer der heutigen Straßen des Orts erhebt; das Halbrund, das sich daran schloß, in welchem die Sitze der Zuschauer stufenweise höher und höher hinansteigen, lehnt sich an den Abhang der Höhe selbst, und ist theilweise in denselben ausgehöhlt: eine Art der Anlage, welche die Alten liebten, und die in der That viele Unterbauten und Außenmauern ersparte. Das Ganze ist colossal und scheint es noch mehr, denn der Verfall gestattet nicht mehr genau zu unterscheiden, wo die Reihen der Sitze aufhören, wo die grüne Bergwand beginnt, die sich darüber hinaus bis zum Gipfel erhebt. — Oben auf dem Berge hat der Kunstsinn der Gegenwart eine mittelmäßige Bildsäule der Mutter Gottes von weißem Marmor hingestellt: eine etwas absonderliche Idee.

Der Zustand der Zerstörung hat darin etwas Verdrießliches,

daß er gerade da beginnt, wo er die Lösung manches Zweifels unmöglich macht, und gerade die Elemente des Ganzen vernichtet hat, deren wir vor Allem bedürften und die uns die liebsten wären. — So stehen die Außenmauern der Bühne da wie eine feste Burg. In den kleinen Gemächern, die dem Theaterdienst bestimmt waren, hat sich Raum für die Wohnung des Wächters gefunden, deren Thür von Epheu umrankt ist: und dennoch fehlt Alles, was uns über die Einrichtung der Scene näher unterrichten könnte.

Diese großen, felsenfesten Bauten geben uns aber einen großen, gewaltigen Begriff von der Größe, Macht und Energie des Römervolkes — der wir immer wieder überrascht, wie einem Unermeßlichen gegenüberstehen.

Wenn wir sehen, was für Bauten die Römer ausführten, was für Wasserleitungen, was für Amphitheater und Schauplätze sie für verhältnißmäßig unbedeutende Orte, wie Orange und Fréjus, errichteten, wie felsenfest das Alles begründet ist, mit welcher Sorgfalt es ausgeführt wurde, so scheint es, als ob es geradezu gegen die Natur des römischen Volks gewesen wäre, irgend etwas zu bauen oder anzulegen, das den Charakter eines Leichtangelegten, Vorübergehenden gehabt hätte! — Alles was sie schufen, war für die Dauer, für Jahrhunderte hingestellt.

Und daneben drängt sich die Betrachtung auf, wie unselbständig ihre philosophische und ästhetische Bildung war — und wie das Uebertragen eines zum Theil ohne innere Nothwendigkeit Erborgten gar leicht zur gedankenlosen Nachbildung wird. Das griechische Theater war für die Aufführung Aeschyleischer und Sophokleischer Trauerspiele erfunden mit ihrem Pomp und ihren Chören; zu Darstellungen, die mehr als ein Volksfest, die eine Nationalfeierlichkeit waren. — Die Römer, die das griechische Theater erst in seinem Verfall kennen lernten, wußten nichts anderes, als die Gebäude genau ohne Modification nachzubilden, und was hatten sie aufzuführen in diesen majestätischen Räumen? — Nur Dinge, die dahin, ihrer Natur nach, nicht gehörten! Wie mag sich hier ein Lustspiel des Terenz, eine dürftige Handlung dieser Art, ausgenommen haben! — Wenn heutzutage eine wandernde Truppe ein Lustspiel des Goldoni in der

Arena zu Verona spielt, sprechen die Touristen von Entweihung: was hatten denn die Römer Besseres oder Bedeutenderes darzustellen? — Selbst ein Trauerspiel des Seneca gehörte nicht in solche Räume.

Zu dem Triumphbogen aus den Zeiten Tibers, wohl erhalten und, wo er beschädigt war, wieder hergestellt. Die neu eingefügten korinthischen Säulen nicht sehr elegant. —

Die Reste des Circus, neben dem Theater und zu ihrer Zeit mit diesem verbunden, von Häusern umbaut, sind wenig sichtbar.

Die Marmorstatue Raimbauds II., Fürsten von Orange, von Daniel Dulocle, aus neuester Zeit — in mancher Beziehung zu loben, und gleich manchem anderen Werk der Künstler zweiten Ranges ein Beweis, daß die Kunst sich in Frankreich wie in Deutschland im allgemeinen mit gesundem Sinn den richtigen Bahnen zuzuwenden sucht. Und doch ist ein Mangel, dem geübten Auge sehr störend, daran: man sieht dem Kopf gleich an, daß er Phantasiegebilde ist — wo sollte auch ein authentisches Portrait dieses Raimbaud herkommen. Der Mensch weiß nun einmal in den Schöpfungen seiner Phantasie nicht so individuell zu sein wie die Natur, sie gehen immer mehr in das Allgemeine. Das könnte hingehen —: aber es zeigt sich auch hier wieder, wie schwer es ist, sich in irgend einer Beziehung so in eine vergangene Zeit zu versetzen, daß man in ihrem Sinn zu schaffen wüßte, namentlich das Gepräge, das eine vergangene Zeit ihren Söhnen aufdrückte, in seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit so aufzufassen, daß man es wiederzugeben wüßte, die Menschen so hinzustellen, wie Erziehung, Sitte und Lebensweise sie zu ihrer Zeit ausbildete. So wie dieser marmorne Raimbaud hat gewiß kein Ritter des 12. Jahrhunderts ausgesehen. Der Kopf hat einen etwas weichlichen sentimentalen, durchaus modernen Ausdruck.

Orange ist in der Geschichte des reformirten Frankreichs ein wichtiger Punkt; da es bis 1702 dem Hause Nassau, nicht Frankreich unterthan war, blieb es auch nach der Aufhebung des Edikts von Nantes noch eine Zeit lang Sitz und Zufluchtstätte der protestantischen Religion.

Jetzt besteht die Gemeinde nur aus 300 Seelen, — hier,

wo einst die größere Hälfte der Bevölkerung protestantisch war — und ihr Dasein scheint einigermaßen gefährdet. Es fehlt an Eifer, wie Mr. Gasparin — Mitglied einer der angesehensten protestantischen Familien und jüngerer Sohn des ehemaligen Ministers (Bruder des freigeisternden Philosophen und Schriftstellers) — mir klagt. Die Mittel sind natürlich gering. Auf dem Dasein einer protestantischen Schule beruht das Fortbestehen der protestantischen Gemeinde überhaupt; sie würde sehr bald verschwinden ohne eine solche. „Mais on l'a privée du caractère d'école communale" — in Folge dieser geschickt eingeleiteten kleinen Verfolgung ist ihr jede Unterstützung aus Staats- oder Gemeinde-Mitteln entzogen; sie wird mühsam und dürftig aus freiwilligen Beiträgen erhalten. —

9. März. Vaucluse — zu den Füßen einer alten Burg — aus der sehr alten Kirche, dem Gasthof de Pétrarque et Laure, ein Paar Mühlen und wenigen auf beiden Seiten des Flusses vertheilten Häusern bestehend.

Zur Quelle hinaufgewandert. Der Felsenriegel, der das Thal bis auf einen schmalen Paß schließt, ist so schmal, daß er wie eine, von der Natur hingestellte, spanische Wand erscheint.

Jenseits dieser Wand zeigt das Thal einen veränderten Character. — Nur auf dem linken Ufer der Sorgues liegen noch ein paar Häuser, ein paar kleine grüne Gärten am Ufer: aber bald tritt auch dort die nackte Felswand unmittelbar in die Wellen des Baches. Auf dem rechten Ufer steigt der Fußpfad über Felsen und Geröll zwischen weniger Vegetation, einzelnen Myrthen und immergrünen Sträuchen, bergan — jede weitere Aussicht ist gesperrt; man ist mit sich selbst und dem rauschenden kühlen Wasser eng in Felsen eingeschlossen.

Plötzlich liegt das hier sehr abschüssige Flußbett trocken vor mir, gefüllt mit Felsblöcken, die eine dicke schwärzlich-grüne Moosdecke überzogen hat — noch diesen Abhang hinan — und ich stehe vor der Quelle — die wahrlich eine wunderbare Schöpfung der Natur ist und auch ohne Petrarca und Laura Sinn und Gemüth beschäftigen und fesseln könnte.

Zwischen Felsen, am Fuße einer hohen, glatten, gelblichen, etwas

überhängenden Felswand, ein mäßiges krystallhelles, kühles Wasserbecken in einer Felsenvertiefung. In beispielloser Fülle quillt das Wasser in schräger Richtung aus unbekannten, weit und tief unter dem Gebirge liegenden Reservoirs empor und steigt und fällt nach unbekannten Gesetzen, man weiß nicht immer zu sagen warum.

Steigen und Fallen, größere oder geringere Macht der Quelle, ruft einen Wechsel dreier verschiedener Zustände hervor. Bei größter Wasserfülle steigt die Oberfläche des Wasserbeckens höher hinan an den Felsen, sprudelt über und bildet in dem jetzt trockenen Theil des Flußbettes, über die bemoosten Felsblöcke hinab, einen mächtigen schäumenden Wasserfall. — Bei mittlerem Wasserstand liegt das Wasserbecken ruhig am Fuße der Felswand, das Bett des Wasserfalls liegt trocken — aber durch unterirdische Canäle rieselt das Wasser der Quelle hinab, kommt am Fuße des Falles in zahllosen kleinen Miniatur-Wasserfällen zum Vorschein — in Wasserstrahlen, die von allen Seiten aus dem Gestein hervorrieseln und fallen und in den gleich von der Quelle an breiten und bedeutenden Bach zusammenschießen. — So war das Bild jetzt zu schauen. — Sinkt die Quelle auf den niedrigsten Wasserstand herab, dann verschwindet das Wasserbecken unter die Felswand, und man kann sich neben dem Wasser auf feuchtem dunklem Pfad in den unterirdischen Canal der Quelle hineinwagen. —

Ich kenne auf der weiten Welt kaum eine andere Stelle, die Geist und Gemüth so wunderbar fesselte wie diese; man kann sich an den Gedanken kaum gewöhnen, daß man nur einmal, nur ein einziges armes Mal an dieser Stelle stehen soll. — Warum? — ist schwer zu erklären, wie Alles, was von einem Gefühl ausgeht. — Ist es die Erinnerung an Petrarca und Laura, welche die Natur verschönt und eine unerklärliche Stimmung hervorruft?

Für mich wohl kaum — kenne ich doch den geschmeidigen, charakterlosen Weltmann, den fischblütigen Diplomaten Petrarca zu gut, um durch seine wohlgefeilten Verse getäuscht zu werden. — Mich beschäftigen seine berühmten Canzonen hier, an dieser Stelle, sogar weniger als Lamartine's Verse:

„Heureuse la beauté que le poète adore.“

die ich mir unwillkürlich immer wieder sagte, so viel mir davon freiwillig im Gedächtniß geblieben ist.

Lange kletterte ich über die Felsblöcke herum, und sah mit innigem Behagen dem frischen Leben der kleinen Wasserfälle zu.

Zurück in das Dorf, hinauf zum alten Schlosse, wo ich mich der Aussicht erfreute und einen Plan der alten Burg zeichnete. — Zum ersten Male erfahre ich auf dieser Reise, daß man mich als alten Mann behandelt —: „Bien des hommes de quarante-cinq — de quarante ans ne seraient pas monté là-haut par exemple!“ meinte mein Kutscher anerkennend.

Unmittelbar am Fuße des Felsriegels, im oberen Thale, liegt Petrarca's Garten — nicht groß, jetzt das Eigenthum eines Gärtners. Gewiß ist dieser Garten, durch den Felsen vor der Sonnengluth geschützt, das ganze Jahr über frisch und saftig grün. In diesem Augenblicke war der Rasen auch von bemerkenswerther Frische. — Ein Lorbeerbaum, jetzt der einzige Baum im Garten, wird gezeigt als von Petrarca's Hand zu Laura's Ehre gepflanzt. Das ist natürlich Fabel. Denn der Baum ist augenscheinlich nicht 500 Jahre alt. Doch nahm ich gern Lorbeerreiser aus Petrarca's Garten mit.

Eine Quelle von solcher Macht, daß der Bach, der aus ihr hervorquillt, gleich von seinem Ursprung an bequem einen Kahn tragen könnte, ist eine Naturerscheinung, die man nicht müde wird zu betrachten! — Der Tunnel unter dem Felsriegel soll, wie die örtlichen Alterthumsforscher sagen, aus der Römerzeit herstammen und der Anfang einer Wasserleitung gewesen sein, die das Wasser der Quelle nach Arles führte — und daß sich ein solches Werk auf etwas Weiteres und Größeres beziehen mußte, daß es nicht bloß angelegt sein konnte, um die Verbindung zwischen wenigen Hütten unbedeutender Leute herzustellen, ist in der That einleuchtend genug.

Ich besuchte nun noch die alte, in gewissem Sinn uralt zu nennende Pfarrkirche im Dörfchen, verweilte lange dort und fand mich recht sehr belohnt für die Mühe des Besuchs. Sie ist der Jungfrau und dem heiligen Veranus geweiht, und von diesem selbst zum Theil erbaut „in praedio suo“, auf einem Eigenthum, das er hier besaß.

Die Legende des heiligen Veranus, Bischofs von Cavaillon, der im 6. Jahrh. lebte, gehört in die Reihe der dem Lande eigenthümlichen. Wie die heilige Martha die Tarasque in den Sümpfen des Rhône, hat er hier ein wildes Unthier gezähmt, in provençalischer Sprache le coulobré genannt, einen Drachen, der im Felsen hauste, in einer der kleinen Höhlen, hochoben an den Felswänden des Thals. Er entnervte ihn nach einem sehr gewissenhaft aristotelischen Gebet — indem er die Dreinigkeit sehr genau definirend als „drei Personen und eine Substanz" anrief — durch das Zeichen des Kreuzes. Dann legte er ihm eine Kette um den Hals, oder ließ sie ihm, nach dem Bilde in der Kirche zu schließen, durch einen Landmann um den Hals legen — was die Kirche ohne Zweifel mehr der Würde eines Bischofs entsprechend findet — führte die Creatur in die Berge und befahl ihr keinen Schaden weiter anzurichten und überhaupt zu gehen. Sie entfernte sich auch wirklich.

Die Kirche ist merkwürdig; die kleine vom Heiligen selbst der Jungfrau zu Ehren erbaute Kapelle steht noch. — Die Kirche daneben ist etwas neuer: der kleine Chor aus dem 8. oder 9., das Schiff aus dem 10. oder spätestens 11. Jahrhundert und Alles ruht auf den Trümmern eines Tempels, den die alte Welt den Nymphen der Quelle errichtet hatte, oder in deren nächster Nähe. — Bruchstücke des Tempels sind zu dem Bau benutzt worden.

So ruht der den Eingang zum Chor bildende Bogen auf zwei antiken cannelirten Säulen korinthischer Ordnung, die halb, und zwar auffallender Weise etwas schief, in der Mauer stecken. — Eine andere antike Säule von röthlichem Marmor trägt ein für den Schaft der Säule viel zu kleines Kapitäl und soll aus der Merowinger-Zeit herrühren.

Am merkwürdigsten war mir das Schiff der Kirche, das genau nach demselben Plan erbaut ist wie N. D. des Doms zu Avignon. Sie steht noch ganz unverändert da, so wie die Metropole der päpstlichen Hauptstadt war, ehe die Kapellen angebaut wurden, so daß jeder Zweifel in Beziehung auf die Bauart dieser Metropole hier gelöst wird. — Das Gewölbe des Schiffs ruht auf Rundbogen und Pfeilern, die von Außen durch starke Strebepfeiler gestützt wer-

den. Die Bogenöffnungen sind durch murs de remplissage ausgefüllt, so daß die Pfeiler engagé dans le mur erscheinen.

Die Kirche hat auch ein kleines Querschiff und über dem Kreuzpunkte eine Kuppel, und gerade wie zu Avignon ist auch hier der Raum, den die Kuppel bedecken sollte, von den Querschiffen her zu jeder Seite durch einen Bogen (arc-doubleau) verkleinert.

Die sehr kleine, niedrige, uralte Kapelle der heiligen Jungfrau mit dem jetzt leeren Steinsarge des heiligen Veranus. — Die Reliquien sind längst „erhoben" und werden an verschiedenen Orten verehrt. —

Uebrigens geräth die Kirche gelegentlich in Widerspruch mit sich selbst so gut wie andere Leute. Veranus starb 588 auf dem Concilium zu Arles: „Après les obsèques, Dieu lui-même prit soin d'indiquer le lieu de la sépulture de son serviteur." — Der Thronhimmel, der über dem Sarge stand, setzte sich von selbst in Bewegung — erzählt die Legende — und ging dem Leichenzug voran in die Kapelle von Vaucluse. — Im Jahr 1311 aber „erhob" Ponce Augier, Bischof von Cavaillon, die Reliquien und brachte sie mit Ausnahme einer Rippe, die hier blieb, nach seinem Bischofssitz. Wie durfte er das, nachdem Gott durch ein Wunder angedeutet hatte, daß der Heilige zu Vaucluse ruhen sollte? —

Die Kirche hat einen viereckigen, schmalen, hohen Glockenthurm mit einer Plattform oben und einem Giebel für die Glocken: ganz so wie der zu Villeneuve-les-Avignon.

In Le Thor, das ich auf der Rückfahrt passirte, großer Karneval-Jubel, aber merkwürdiger Weise sprang Alles mit rußgeschwärzten Gesichtern umher — und das am Aschermittwoch.

Man erklärte mir, daß mercredi des cendres hier zu Lande noch zum Karneval gehört. Die Kirche läßt das zu, jedoch mit einigen Einschränkungen und Nuancen. Man darf sich anziehen so wunderlich man will und tolle Possen treiben nach Belieben: aber man darf dabei keine Larve vorbinden! — Darum behelfen sich denn auch die Leute mit ihren eigenen geschwärzten Gesichtern. —

Die schöne aus Quadern gebaute Pfarrkirche, die schönste

und imposanteste romanische Kirche, die ich je gesehen habe. Sie ist so merkwürdig, daß kein Reisender das südliche Frankreich verlassen sollte, ohne sie gesehen zu haben. — Sie hat nur ein Schiff ohne Abseiten und Kapellen, sodaß sie nicht nur, was selten vorkommt, consequent nach einem Plan angefangen und vollendet ist, sondern auch, was eben so selten genannt werden muß, ganz unverändert, ohne Anbauten dasteht, wie sie ursprünglich angelegt wurde. Sie hat die Form eines lateinischen Kreuzes und ist durch verhältnißmäßig kleine Rundbogen-Fenster erhellt, die, wie das bei den Kirchen des 11. Jahrhunderts gewöhnlich ist, sehr hoch über dem Bauhorizont in der Außenwand geöffnet sind. — Ueber dem Kreuzpunkt eine flache Kuppel und, auf diese gestellt, ein achteckiges Glockengebäude von zwei Geschossen.

Ueberraschend, großartig in seiner Merkwürdigkeit ist dann besonders das südliche Portal. Es ist nicht eine von jenen niedrigen gedrückten Rundbogenthüren fast am Fuß der Mauer, wie man sie so häufig sieht, und zu denen auch das berühmte Portal von St. Martha zu Tarascon gehört: nein, dies Portal reicht mit seinem architektonischen Schmuck fast bis zu dem Dachgesimse hinauf und ist in schlanken Verhältnissen ausgeführt, die ihm etwas Leichtes, Luftiges geben, das der romanische Styl sonst nicht zu erreichen weiß. Es ist eine hohe durch zwei Bogen überwölbte Doppelthüre, die in die Kirche führt; über beiden Bogen ein Fronton. Die Bogen ruhen auf einer schlanken hohen Säule, welche in Mitten stehend die beiden Thüren des Doppelportals trennt und deren starkes Entablement eine Bildsäule der Madonna trägt. Vor diesem Portal eine schützende Vorhalle, durch deren weite großartige Thoröffnung uns seine ganze Schönheit entgegentritt. Auch diese Vorhalle hat einen Giebel, der auf Eckpfeilern mit vierkantigen Säulenknäufen ruht. Die Skulpturen durch Zeit und Wetter bis zur Unkenntlichkeit zerstört — doch scheinen sie auf eine örtliche Sage zu deuten.

Das zweite Portal an der Stirnseite, von dem Méry allein spricht, ist gleichsam eine Wiederholung dieses südlichen Eingangs in flachem Relief.

Von wunderbarer Schönheit ist der große weite Chor, so groß

wie ihn romanische Kirchen sonst nicht haben — und — auch eine Ausnahme von der Regel — so hoch wie das Schiff der Kirche. Dieser Chor ist die Hälfte eines regelmäßigen Vierzehnecks, so daß er sieben Facetten hat. Am merkwürdigsten in demselben sind die Säulen in den eingehenden Winkeln; sie sind entschieden mauresk. Die Schönheit des Ganzen ist mit Worten nicht zu sagen.

Die ereignißreiche, wechselvolle Geschichte des Landes spiegelt sich hier mehr wie anderswo in den Denkmalen und Ruinen, die es besitzt, in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit. Gestern stand ich vor dem Palast der Päpste, heute an der Quelle von Vaucluse, wo die ersten Gesänge moderner Litteratur entstanden sind — vor Bauten, die das Dasein und den Einfluß der Sarazenen bezeugen — morgen soll mich mein Weg an den Schlössern von Beaucaire und Tarascon vorüberführen, wo die glänzende Ritterschaft der Provence hauste, nach Nimes — vor ein Denkmal römischer Größe und Macht!

Die Mittheilungen aus Bernhardis provençalischem Reisetagebuch werden am zweckmäßigsten mit der Schilderung des Ausflugs an den Wallfahrts-Ort Sainte Beaume, einen Aussichtspunkt von hoher landschaftlicher Schönheit beschlossen. Die Physiognomie dieses sagenberühmten, in der Mehrzahl landläufiger geographischer Handbücher mit Stillschweigen übergangenen Heiligthums hat sich seit dem Jahre 1859 unverändert erhalten, — nur daß unterhalb der höchsten Spitze ein neues, geräumiges Convict erbaut worden ist. Den Ausblick auf die im Westen aufsteigende Alpenkette bezeichnet der Tagebuchschreiber mit vollem Rechte als in seiner Weise unvergleichlich.

16. März. Ausflug nach der Ste. Beaume. — Die heilige Magdalena kam, wie die Legende berichtet, mit Martha und Lazarus in einem Nachen von Palästina nach Marseille, wo sie zuerst in den Höhlen unter der Victorskirche lebten: wer diese Höhlen so schnell in den Felsen aushöhlen konnte, bleibt freilich räthselhaft. — Martha zog nach Tarascon und besiegte die Tarasque, Magdalena in eine Höhle in den Bergen über St. Maximin und lebte dort in strenger Buße 35 oder 37 Jahre.

Die Legenden sind kühn! — Es ist auch zu viel Absicht und Methode in ihnen, als daß sie frei entstanden sein könnten, als naturwüchsiges Ergebniß des Volkslebens wie die Sage. Sie sind offenbar darauf berechnet darzuthun, daß alle Einrichtungen der katholischen Kirche, wie sie die Päpste nach und nach eingeführt haben, so alt sind wie das Christenthum selber und unmittelbar göttlichen Ursprungs.

So wird uns von dem Beichtstuhl des heiligen Lazarus und von einer Kirche in der Provence, — ich weiß nicht mehr von welcher — erzählt, sie stehe an der Stelle, wo einer der ersten Heiligen — der heilige Lazarus glaube ich — der Jungfrau Maria noch bei ihren Lebzeiten eine Kapelle gewidmet hatte!

Demnach ist dann doch wohl gewiß einleuchtend, daß der Marien-Cultus und die Ohrenbeichte eben so alt sind als das Christenthum selber, und daß sie zu dessen uranfänglichsten Institutionen gehören! —

Le Nans trägt noch wirklich den Charakter eines Dorfes, was selten ist in diesem Theil von Frankreich. — Die ländliche Natürlichkeit geht sogar sehr viel weiter als bei uns in Deutschland. — Einen Esel gemiethet, den ich ohne Sattel und Steigbügel, auf einem Schaffell, reiten mußte — zur Magdalenen-Höhle hinan.

Um den Felsen, an dessen Fuß Nans liegt, windet sich unser Weg im Bogen in das stille Quellen-Thal des Caulon — hier am Fuß des Felsen ein ganz hübsches Chateau, das jetzt einem Apotheker gehört — über der Thalwand die nackten Felsen der Ste. Beaume.

Damit dieser heilige Ort ohne all' zu große Beschwerden erstiegen werden kann, ist in neuster Zeit ein breiter, nicht all' zu steiler Pfad den südlichen Thalrand im Zick-Zack hinangeführt worden, zwischen niedrigen Pinien und Myrthen. — Wie man höher hinansteigt, wird der Blick abwärts auf das stille Thal weiter und schöner. —

So wie der Bergrücken erstiegen ist, öffnet sich dem Blick auf der anderen Seite, nach Süden hin, eine gar fremdartige Landschaft. Man sieht sich durch ein hochliegendes, in den Bergrücken eingeschnittenes Längenthal von dem Fuß der Felsen getrennt, die das

Ziel der Reise sind. Aus dem öden Grunde dieses öden Thals steigen Felsen, seltsam gestaltet, in kleinen Rücken und Klippen empor. Dazwischen liegen die Ruinen eines kleinen Trappisten-Klosters und etwas weiter ein paar ärmliche Gebäude, die wohl nur im Sommer weidenden Schafen eine Zuflucht gewähren.

Jenseits die nackte senkrechte Felswand, der Fuß von einem Eichen- und Buchenwald beschattet, die hier oben das ihnen angemessene Klima finden. Hoch oben an der Felswand, wie ein Schwalbennest, die weißen Gebäude der Einsiedelei bei der Höhle. —

Durch das Thal, dann bergan durch die Eichen und Buchen; frische rieselnde Quellen und pilons, d. h. Bildstöcke, an dem heiligen Pfad. Den letzten und steilsten Theil des Weges muß man zu Fuß gehen. Ein wenig unter der Einsiedelei war derselbe ehemals durch ein Thor geschlossen, eine theilweise verfallene Mauer zieht sich, dem Abgrund zugewendet, den Pfad hinauf; in einem thurmartigen Vorsprung derselben stand vor 1789 eine Kanone, die durch wiederholte Signal-Schüsse die beiden hohen Feste des heiligen Ortes hier oben in das Land hinein verkündete.

Nun stand ich, nur ein paar hundert Fuß unter dem höchsten Rand der Felswand, — in einer Art von Bucht, — gleichsam in einer Falte derselben, auf einem kleinen, felsigen und gepflasterten Hof; auf der einen Seite klebt das steinerne hellgeweißte Gebäude der Einsiedelei am Gestein, — im Hindergrund schließt eine ebenfalls geweißte Wand den Eingang zur Höhle, — und von drei Seiten des Hofes strebt die Felswand himmelan; die vierte, dem Abhang zugewendet, ist durch eine Mauer geschlossen.

Sehr kalt ist es hier oben — schon die Felswand ist dem Norden zugewendet — und die Einsiedelei vollends liegt in einer zurückweichenden Bucht, wo selbst die Morgen- und Abendsonne nicht hinscheint.

Die Aussicht aus dem hellen geräumigen Zimmer der Einsiedelei ist großartig und schön — das öde Thal mit den Ruinen des Trappisten-Klosters liegt als Vordergrund fast senkrecht unten — Berge reihen sich an Berge — und den prächtigen Hintergrund bildet, bedeutend am Horizont, die schneebedeckte Alpenkette im Dauphiné.

Als Einsiedler aber fand ich hier oben einen alten Soldaten und seinen Sohn. Freilich heißt der Mann nur gardien der heiligen Höhle, und in der schönen Jahreszeit, wenn es sich hier oben etwas angenehmer lebt — und die Sache auch der vielen Wallfahrer wegen mehr der Mühe werth ist — kommt ein Mann herauf, der eher geeignet ist, Anachoret zu spielen — ein Kapuziner aus dem nächsten Kloster.

Der Einsiedler-Soldat wird als Gardien nicht etwa bezahlt: im Gegentheil, die Einsiedelei ist verpachtet. Der Mann zahlt dem Bischof von Fréjus 360 Francs jährlich für die Erlaubniß, hier oben Einsiedler zu sein — o Romantik! — und 40 Francs Gewerbesteuer an die Regierung. —

Die Wand, welche die Höhle schließt, hat kleine gothische Fenster. Die Höhle selbst hatte ich mir anders gedacht; sie ist sehr breit, geht aber nicht sehr weit in den Felsen hinein; in ihrer ganzen Breite von Natur offen, ist sie demnach hell. Die Kunst, die schließende Mauer, bringt das mystische Halbdunkel darin hervor. —

Sie ist sehr feucht; eine Cisterne fängt das beständig von der Decke sickernde und tröpfelnde Wasser auf, das sich außerdem in zwei natürlichen Bassins sammelt.

Drei Kapellen stehen in der Höhle. Die hauptsächlichste, dem Eingang am nächsten ist eine agnus dei Kapelle von dem abscheulichsten Rococo-Styl — das Lamm Gottes in seiner Strahlenglorie, über dem Altar, weiß auf gelbem Grunde — in Stuck der schlechtesten Art ausgeführt. Hinter dieser Kapelle, durch ein Gitter geschützt, eine weiße Marmorstatue der Heiligen — ohne allen Kunstwerth natürlich — in ruhender Stellung. An der zweiten Kapelle ist gar nichts zu bemerken; die dritte liegt in einer Vertiefung, zu der man hinabsteigt, an einem der Bassins: eine corpus Christi Kapelle, von einem König von Frankreich gestiftet, der mit seiner Gemahlin hierher gepilgert war. Welcher König? — das wußte mir der Gardien nicht zu sagen. Die Gestalten der Stifter knieen neben dem Leichnam des Heilands. Alles in ziemlich roher Steinmetz-Arbeit. Der König trägt die Kette des St. Michael-Ordens — es ist also wohl ein König aus der Zeit, wo der heilige Geist-Orden noch nicht

gestiftet war — ein König aus der Zeit vor Heinrich III. — wohl aus dem 16. Jahrhundert.

Die Gegend ist wunderbar zu nennen und schön — eine der Schöpfungen, mit denen die Natur sparsam umgeht. — Die Sage von der heiligen Magdalena ist reich an romantischen Elementen: die abgeschmackte Prosa der Gegenwart aber, die handwerksmäßige Art, mit der das Alles gehandhabt und ausgebeutet wird, bildet dazu einen seltsamen Gegensatz.

Auf gewundenen Pfaden hinauf zum Rand der Felswand, zu dem par excellence sogenannten St. Pilon, einer kleinen weißen Kapelle, die man auch schon aus dem Thale her sieht. — Dort hinauf wurde die Heilige von Engeln sieben Mal täglich getragen — und dort hörte sie die Musik der Sphären, oder wie die Kirche sagt, den Gesang der Engel.

Wahrhaft großartige Aussicht auf die beschneiten Alpen — über alle Mittelgebirge der Provence — über ein Meer von öden Bergrücken hinweg, bis in das im Sonnenschein schillernde Meer bei La Ciotat — bis zu einigen Inseln ostwärts dieser Seestadt, die man selbst nicht sieht.

Auch hier eine Roßtrappe! Eine Vertiefung im Felsen soll der Abdruck eines Pferdefußes sein, worauf kaum jemand verfallen wäre, wenn es die Legende nicht zuversichtlich behauptete. Die Aehnlichkeit ist eine sehr entfernte. — Das Pferd eines ohne Zweifel ritterlichen Reiters war hier durchgegangen und jagte wahnsinnig auf den senkrechten Abgrund zu; da fiel dem Reiter noch zu rechter Zeit ein, die Fürbitte der heiligen Magdalena anzurufen — und augenblicklich stand das Roß still — hart am Abgrund.

So sehe ich denn hier eine alte Riesenspur unmittelbarer als irgend anderswo der christlichen Legende und den Zwecken der Kirche dienstbar geworden. Nebenumstände berücksichtigt natürlich eine solche modernisirte Riesensage nicht; weder die Frage, wie ein Reiter, der kein Riese war, hier hinaufgekommen sein könnte mit seinem Roß, und wozu — noch den Umstand, daß für den Anlauf eines Pferdes in der Richtung hier oben auf dem schmalen Kamme gar kein Raum ist.

Auf der Rückfahrt die Kirche von St. Maximin betrachtet, die durch ihre Größe überrascht, besonders an einem so kleinen Orte; im 13. Jahrh. unter Carl von Anjou, Grafen von Provence, erbaut, über einer uralten kleinen Krypta, die bis dahin verschüttet lag, und in der die heilige Magdalena begraben sein soll. — Nicht ganz vollendet, wie so manche andere. Ein paar Thüren, in keinem Verhältniß zu der großartigen Pracht des Ganzen stehend, führen in das Innere.

Es ist ein Dom, wie ihn nur wenige mächtige Reichsstädte aufzuweisen haben — zur schönsten Zeit des Spitzbogen-Styls erbaut, — nach einem Plan consequent durchgeführt und von großartigen Dimensionen.

Der Grundriß hat viel Eigenthümliches, der Chor keinen Umgang; drei Schiffe — kein Querschiff; die Kreuzform nur dadurch angedeutet, daß die Seitenschiffe sich am Chor zu eckigen Kapellen erweitern —, sonst hat der ganze Bau keine Kapellen. — Der Chor ist sehr hell erleuchtet durch schöne bis in den tiers point des Gewölbes hinaufreichende Fenster. Das Schiff ist jetzt nur mäßig erleuchtet; denn die großen reichverzierten Spitzbogen-Fenster zu beiden Seiten des Seitenschiffs sind zerstört und sehr roh zugemauert worden — vielleicht fanden die Dominicaner, denen sie lange gehörte, die Kirche zu zugig. Ehemals aber muß sie so hell erleuchtet gewesen sein, wie nur wenige Kirchen des Spitzbogen-Styls.

Die Sakristei, die den Bau mit dem ehemaligem Dominicaner-Kloster verbindet, hat gothische Kreuzgewölbe, wie ich sie von dieser augenscheinlichen Festigkeit und Macht noch kaum gesehen hatte.

Ich frage: woher weiß man denn, daß die in der so lange vergessenen Krypta gefundenen Reliquien gerade die Gebeine der heiligen Magdalena sind? — Der Sacristan: Carl II. von Anjou (der Grade!) hatte eine Vision, die ihm offenbarte, wo die Gebeine der Heiligen zu finden seien — und als nun die Krypta richtig entdeckt wurde, fand man in dem Sarge eine wunderbare, schwer zu lesende Schrift auf Baumrinde, die Alles bestätigte und berichtete, wie der erste Bischof von Aix, der heilige Maximin, die Gebeine der Heiligen von dem Ort ihrer ersten Bestattung hierher gebracht habe.

Eine Schrift auf Baumrinde zu dieser Zeit! — Zur Zeit der Kreuzzüge galt es, Reliquien aus dem heiligen Lande mitzubringen, und es ist bekannt, wie die Industrie der Orientalen diesem Bedürfniß entgegenkam, was für wunderbare Dinge den Kreuzfahrern verkauft wurden und was für wunderbare Legenden sie dabei in den Kauf bekamen. Nach den Kreuzzügen, da diese Quelle versiegt war, scheint die Kirche in Europa selbst einen Ersatz gesucht zu haben und Fürsten, wie Kaiser Friedrich II., wie Carl von Anjou, gingen willig auf die Sache ein. Gerade in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts begann ein ungemein lebhaftes Reliquienfinden und -erheben in Europa.

Die Krypta ist übrigens uralt und bemerkenswerth: klein im Rundbogen gewölbt; kein Tageslicht fällt hinein — ja man sieht, daß hier das Licht der Sonne nie Zugang hatte; eine echte Krypta der ältesten Zeit. — Auf dem Altar steht eine schlechte drapirte Büste von Messing — deren Kopf hohl und nach vorn offen ist: darin steht — der von der Zeit geschwärzte Todtenschädel der Heiligen mit seinen leeren Augenhöhlen! — Man kann kaum etwas Abscheulicheres denken.

Diese Reliquie wird aber natürlich sehr hoch gehalten — die Messing-Büste, wohl aus dem 17. Jahrh., ganz gewiß nicht älter, soll demnächst durch eine massiv-silberne ersetzt werden, die auf Befehl Napoleons III. zu Paris angefertigt wird und 10,000 Francs kostet. Die Einweihung derselben wird Veranlassung zu einem großen Feste in St. Maximin geben, und die Einwohner des Fleckens glauben sogar, der fromme Kaiser werde die Feier durch seine persönliche Gegenwart verherrlichen!

An der Stirn des Schädels ist ein rother Fleck sichtbar: „où Dieu l'a touchée du doigt!“ (Die Heilige nämlich.) So handgreiflich anthropomorphisch richtet die Kirche den obersten Gott ihres Olymps ein. Der Sacristan überging die Sache mit Stillschweigen. Der fromme Sohn des militärischen Einsiedlers oben auf dem Berge aber hatte mich auf den Flecken vorbereitet, indem er sehr naiv hinzufügte: „cela s'est très bien conservé!“

Das kleine Schiff der Krypta wird bis auf einen schmalen

Gang durch fünf Sarkophage ausgefüllt, deren Skulpturen, natürlich bloße Steinmetzen-Arbeit, auch das hohe Alter der Krypta beweisen; denn sie gehören den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung an, da die Erinnerungen an die Kunst der Alten noch durchaus lebendig waren. — Ein Relief auf dem Grabe, das für das der heiligen Magdalena gilt, Christus vor Pilatus, der sich buchstäblich die Hände wäscht, ist das Beste.

Der Krieg von 1859 und seine Wirkungen.

Rückkehr nach Berlin im April 1859. Erste Orientirung über die politische Lage.

Zu Beginn des Frühjahrs (Mitte April) traten die Reisenden den Rückweg in die schlesische Heimath an, der sie zunächst nach Genf führte. Hier erfuhr Bernhardi, daß Oesterreich der sardinischen Regierung ein Ultimatum gestellt habe, wodurch der Krieg ganz plötzlich und überraschend in unmittelbare Nähe gerückt erschien. Von Genf ging es über Solothurn und Basel nach Heidelberg, wo Rast gehalten wurde. Die Stätten seiner Jugend fand der Student der Jahre 1820—22 so unkenntlich verändert, die malerische Wildniß des Schloßberges so „unerträglich in das Kleinliche und Prosaische hinein verschönert", daß ihn allein die Bekanntschaft mit Ludwig Häusser zum Verweilen bestimmen konnte.

Besuch bei L. Häusser. Ein breitschulteriger untersetzter Mann, eher klein als groß, — gescheit und anspruchslos, wie das ächte Verdienst zu sein pflegt. Kurzes, inhaltreiches Gespräch, das bis zum letzten Augenblick fortdauert, da er mich auf den Bahnhof begleitet.

Ich sage ihm, daß mir daran gelegen sei, daß die Wahrheiten, die ich (rücksichtlich des militärischen Ganges der Freiheitskriege) ermittelt zu haben glaube, Gemeingut werden und in universalgeschichtliche Werke übergehen. Darum möchte ich ihm gegenüber Manches besprechen, was angefochten worden ist.

Aus seiner Antwort geht hervor, daß er in der neuen Ausgabe seines Werkes die Geschichte der Feldzüge 1812, 1813, 1814 nach meinem Werk umarbeiten wird. Ich mache noch auf Einzelnes aufmerksam, das mir besonders wichtig ist, — über Anderes soll ich ihm schreiben, da heute nicht mehr Zeit ist Alles zu besprechen.

Was einen Hauptpunkt betrifft, nämlich den geheimen Befehl, den Schwarzenberg im Februar 1814 von seinem Hof hatte, nicht

über die Seine zu gehen, erzählt Ludwig Häusser mir eine merkwürdige Anekdote. Es war in Gegenwart des alten Fürsten Metternich die Rede von Thielens Werk, in welchem diese Kunde mit deklamatorischer Indignation zurückgewiesen wird. Da sagte Metternich zu Max Gagern: „Warum hat mich der Herr Major Thielen nicht gefragt, ehe er das schrieb? Ich hätte es ihm gesagt, daß der Fürst Schwarzenberg allerdings solche Befehle hatte!"

Ludwig Häusser wird auch eine ausführliche Anzeige meines vierten Bandes (Toll) schreiben, und in die Heidelberger Jahrbücher einrücken lassen; er will diese Gelegenheit benutzen, um die Angriffe zurückzuweisen, die von Oesterreich her gegen ihn und gegen mich gerichtet worden sind. —

Wir sprechen von dem ehrwürdigen Schlosser, der jetzt als emeritus hier lebt, und nur noch sporadisch ein und anderes liest. Seltsam, wie gerade bei ungeheuerer Gelehrsamkeit Einzelnes leicht dem Blick entgeht. So waren ihm die Schriften von Clausewitz entgangen, Häusser mußte ihn darauf aufmerksam machen. Dann aber hat Clausewitz dem alten Herrn als schriftstellerische Persönlichkeit gar sehr imponirt.

Die gegenwärtige politische Lage ist auch nach L. Häussers Ansicht eine sehr schlechte; denn Oesterreichs Sache in Italien ist eine verwerfliche — und dennoch wird Deutschland der Nothwendigkeit, Antheil an dem Kriege zu nehmen, also mittelbar für diese verwerfliche Sache zu kämpfen, schwerlich entgehen.

Die Oesterreicher sind übrigens am 26. endlich über den Ticino gegangen, und auf diese Nachricht hin sind denn auch die Franzosen sofort in Savoyen eingerückt.

Von Heidelberg ging es weiter nach Frankfurt, dem ein nur kurzer Besuch zugedacht war. Bernhardi hatte den der preußischen Gesandtschaft attachirten Sohn seines Freundes v. Scheliha und den Gesandten v. Usedom aufsuchen und sodann über Gotha und Berlin nach Schlesien zurückkehren wollen. Gegen seine Erwartung wurde er zunächst in der damaligen deutschen Bundesstadt und sodann an den ferneren Stationen der beabsichtigten Fahrt zurückgehalten: der inzwischen ausgebrochene

Krieg in Ober-Italien hatte sich in den Mittelpunkt des deutschen öffentlichen Lebens gestellt und politische Schwierigkeiten heraufbeschworen, über welche man die Meinung des Mannes einholen wollte, der die Unvermeidlichkeit des von Napoleon III. angekündigten Unternehmens bereits vor Monaten vorausgesagt und seine Meinung gegen den Widerspruch der Mehrzahl berufener Beobachter aufrecht erhalten hatte. Die auf den Sommer und Herbst 1859 bezüglichen Aufzeichnungen des Tagebuchs und die in demselben berichteten Unterredungen mit einer ganzen Anzahl hervorragender Männer, insbesondere mit Usedom und Moltke, gewähren so neue und bemerkenswerthe Beiträge zur Zeitgeschichte und zugleich so redende Belege für die Ausnahmestellung, zu welcher Bernhardi es bereits damals gebracht, daß wir dieselben ohne jeden Commentar und in ununterbrochener Folge zum Abdruck bringen. Die Natur der behandelten, noch gegenwärtig in aller Welt Gedächtniß stehenden Thatsachen läßt überdies jede Erläuterung derselben überflüssig erscheinen. Wichtiger noch als diese Thatsachen sind die Berichte über die Auffassungen und Urtheile, welche unter den hervorragendsten Genossen einer Zeit umgingen, von der wir durch wenig mehr als ein Vierteljahrhundert geschieden sind, und die dem heutigen Geschlechte doch bereits unverständlich zu werden beginnen.

Frankfurt a/M. 28. April. Zunächst D. Scheliha aufgesucht, der der Gesandtschaft zugetheilt ist. Er theilt mir als neueste Nachricht mit, daß Rußland sich mit Frankreich verbündet hat — aber er meint auch, darin liegt kein Grund den Muth sinken zu lassen. Ich sage: Im Gegentheil, eine solche Wendung ist vielmehr geeignet, den Krieg für uns zu einem nationalen zu machen. Steht es so, dann wissen wir, warum wir uns schlagen.

Usedom, den jetzigen Gesandten aufgesucht. — Usedom sagt mir: nun habe Preußen, nach Decennien zum ersten Mal, wieder eine selbständige, würdige Stellung gewonnen.

Die neueste Nachricht, die eben eingetroffen, ist, daß der Großherzog von Toscana, von seinen eigenen Offizieren abgesetzt, flüchten muß.

Der badensche Gesandte Marschall (v. Bieberstein) läßt sich melden, und Usedom empfängt ihn in einem anderen Gemach. Marschall dringt Namens seiner Regierung auf sofortige kriegerische Maßregeln und Demonstrationen: augenblickliche Mobilmachung — Aufstellung

eines Observations-Corps und dgl., was wir natürlich Alles nicht wollen. — Usedom hat Mühe, ihn abzuweisen, er ist dringend.

Abends bei Usedom. Vielerlei besprochen; im Laufe des Gesprächs ergab sich dann nach und nach, *daß die gerühmte selbständige und würdige Stellung Preußens nichts weniger als eine sehr vortheilhafte, vielmehr eine sehr schwierige und selbst gefährliche ist.*

An das Bündniß Rußlands mit Frankreich glaubt Usedom nicht; die russischen Diplomaten stellen es entschieden in Abrede. Die Nachricht, daß die Oesterreicher am 24.—25. oder am 23. schon über den Ticino gegangen sind — auf welche die Franzosen dann ihrerseits in Savoyen eingerückt sind: diese Nachricht war falsch, verfrüht. Die Oesterreicher haben auch jetzt noch nichts unternommen. — Nach einem Brief, den Rothschild heute von seinem Bruder aus Paris erhalten hat, ist *diese falsche Nachricht eine wissentliche Erfindung, die Graf Cavour mit Absicht in die Welt geschickt hat, um dadurch den Heranmarsch der französischen Armee zu beschleunigen,* und es hat sich auch wirklich das Seltsame daraus ergeben, daß die Franzosen früher als die Oesterreicher den Boden des sardinischen Reichs betreten haben.

Das ganze südliche Deutschland schwärmt für Oesterreich — klagt Usedom: das ganze südliche Deutschland identificirt Oesterreich mit Deutschland — Oesterreichs Sache in Italien mit der Sache Deutschlands, die öffentliche Meinung aber ist so wichtig geworden, daß selbst diejenigen Regierungen, die nicht österreichisch und kriegerisch gestimmt sind — Baiern und Württemberg (NB. die wohl lieber Rheinbund-Politik trieben) — mit dem Strom dieser Begeisterung schwimmen müssen. *Die Leute wollen kopfüber blindlings in den Krieg hinein* — wie es Oesterreich verlangt und wir sollen mit; dahin geht das unaufhörliche Drängen und Treiben.

Ich: Oesterreichs Absichten und Berechnungen sind sehr leicht zu durchschauen. — Oesterreich will um jeden Preis den Krieg nach Deutschland versetzen. Die Berechnung, die dabei zu Grunde liegt, ist eine sehr einfache; es hätte damit die Hauptlast des Krieges von sich ab auf uns gewälzt. Die entscheidenden Kämpfe müßten dann am

Rhein gekämpft werden; der Kampf in Italien würde zur bloßen Nebensache und die österreichischen Besitzungen dort wären dann wohl ohne große Schwierigkeiten zu behaupten — und wenn auch der Krieg im Ganzen unglücklich gehen sollte, könnte man doch immer noch auf die Bedingung hin Frieden schließen, daß Oesterreich die Lombardei behält und dagegen nur das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten würde. —

„Sie verstehen die Sache!" fällt Usedom lebhaft ein und erzählt weiter: Oesterreich hat jährlich 4—500,000 Gulden Silber auf die süddeutsche Presse verwendet!! — um „öffentliche Meinung zu machen", zu seinen Gunsten natürlich — alle Blätter Süd-Deutschlands sind von Oesterreich erkauft und bezahlt; — Oesterreich erntet nun was es gesäet hat — und wir ernten auch, was wir in Olmütz gesäet haben! Wir leben und leiden unter dem Druck der politischen Mißachtung, der wir durch die Olmützer Begebenheit verfallen sind. — Wenn wir nein! sagen zu irgend etwas, so glaubt uns niemand, daß es uns damit rechter Ernst ist, denn man hat seit vielen Jahren die Erfahrung, daß wir am Ende, nach einigem Sperren und Hin- und Herreden doch immer nachgeben. — Auch wenn wir drohen, beachtet niemand weiter unsere Drohungen; man glaubt von Olmütz her zu wissen, daß sie nicht ernstlich gemeint sind und unter keiner Bedingung zur Ausführung kommen. — Die Bundestags-Gesandten der kleinen Staaten berichten dann in größter Seelenruhe nach Hause: der preußische Gesandte habe zwar dies und das gesagt, das wolle aber wenig bedeuten; man kenne das schon, Preußen werde sich doch am Ende, wie immer, dem Willen Oesterreichs und der kleinen Staaten fügen!

So vermögen wir denn leider sehr wenig. Zumal sehr wenig hier in Frankfurt; bei dem Uebergewicht, das Oesterreich erlangt hat, ist schwer durchzudringen. Die Hauptsache, was allein helfen könnte, wäre, daß die preußischen Gesandten an den kleinen Höfen dahin instruirt würden, mit der gehörigen Energie aufzutreten und die Fürsten und ihre leitenden Minister persönlich davon zu überzeugen, daß es uns voller Ernst ist mit dem, was wir hier in Frankfurt als unsere Meinung und unseren Willen aussprechen und namentlich

auch mit unseren Drohungen. Usedom dringt von hier aus bei unserer Regierung darauf, daß dies geschehe.

Oesterreichs Streben geht dahin, uns unversehens mit in den Krieg hinein zu ziehen und zu verwickeln — beiläufig — so daß wir gar nicht um unsere Zustimmung ausdrücklich befragt zu werden brauchen; — und zumal ohne uns für die großen Opfer, die wir bringen müßten, irgend etwas zu bieten — ohne auch nur die Unbilden einstellen zu wollen, die es uns am Bundestage und anderwärts in Deutschland zufügt; die Ehre der That, der Ruhm, den wir uns da gewinnen können, soll uns genügen als einziger Lohn.

Die Sache wird besprochen, sagt Usedom, wie ein pigeon shooting in England, wozu man gemeinschaftlich auszieht und wobei weder von Opfern noch von Lohn die Rede ist; die Tauben werden herausgelassen nach einander aus dem Schlage, und wer die meisten schießt, ist eben der Held des Tages, ohne daß sich weiter etwas daraus ergäbe.

Preußens Streben geht oder ging vielmehr dahin, im Verein mit England eine dritte Partei zu bilden, die den Frieden dictiren konnte, so wie ihn die wirklichen allgemeinen Interessen Europas erheischten — und natürlich den Deutschen Bund, dem Oesterreichs Händel in Italien fremd sind, in die Bahnen dieser Politik zu ziehen. — Auf alle Forderungen, auf alles Drängen, daß wir sofort an dem Kriege theilnehmen und aggressiv gegen Frankreich vorgehen sollen, im Verein mit Oesterreich und dem Bunde, antworteten wir stets Nein! — „Es ist noch die Zeit nicht da!" — „Noch ist Deutschland, noch sind seine Interessen nicht gefährdet!" — (d. h. zunächst und factisch befolgen wir eine Politik des Hinhaltens).

Die Mission des Erzherzogs Albrecht in Berlin ist gänzlich mißlungen. Er war hingeschickt, um anzukündigen, daß Oesterreich aggressiv gegen Sardinien vorgehen wolle, und um Preußen zur Theilnahme an dieser Politik zu fordern. Unsere Regierung hat nicht allein den beabsichtigten Schritt entschieden mißbilligt, sondern auch dem Erzherzog ganz trocken gesagt, daß man Oesterreich wird sitzen lassen, wenn es diese Bahnen einschlägt.

Nun aber stehen wieder neue und arge Reibungen am Bunde bevor. Preußen hat nun selbst die Initiative ergriffen und einige vor-

bereitende militärische Maßregeln daheim angeordnet und beim Bunde veranlaßt (Kriegsbereitschaft der Contingente — Bewaffnung der Bundesfestungen). Daraus folgern nun Oesterreich und die kleinen Staaten, daß es dennoch möglich sein werde, Preußen immer weiter mit sich fortzureißen — von einem Schritt zum andern — so weit man will — bis zum Angriffs-Krieg gegen Frankreich! — Und wenn Preußen irgendwo sagt: Nein! Halt! bis hierher und nicht weiter! — dann beginnt eben der leidenschaftliche Hader, in dem Preußen als der Feind des gemeinsamen Vaterlandes dargestellt und angegriffen wird!

Es stehen von Seiten Oesterreichs neue Anträge auf Mobilmachung des Bundesheeres bevor — die natürlich von Oesterreich ausgehen, auch wenn es sie der Form nach von irgend einem der kleinen Staaten stellen läßt. — Usedom sieht mit dem unheimlichsten Gefühl für die nächsten Tage schon die ärgsten Reibungen voraus — schlimme Stunden! — Er wird große Mühe haben, Stand zu halten!

Es ist sogar ein Riß im Deutschen Bunde möglich, wenn Oesterreich auf seinem Sinn besteht, und den Krieg Deutschlands gegen Frankreich durch einen hier in Frankfurt durch Stimmenmehrheit gefaßten Bundesbeschluß herbeiführen will, — (wie das schon versucht worden ist) — dann natürlich kann und wird Preußen sich einem solchen Beschluß der Mehrheit nicht unterwerfen; es kann und darf sich nicht zum Kriege zwingen, es kann und darf nicht in solcher Weise über sich verfügen lassen. — Usedom meint freilich, es wäre weiter kein Unglück, wenn der Deutsche Bund zerrissen würde; der sei nicht viel werth; am wenigsten für Preußen —: aber was sollte denn an die Stelle des jetzigen Bundes treten? — ihn zerreißen, ohne daß man etwas Anderes an die Stelle zu setzen hätte, wäre sehr bedenklich; ich halte es, wie die allgemeine Stimmung jetzt ist, für unmöglich — ich meine für höchst verderblich — und was auch Usedom sagen mag —: eigentlich bebt auch er zurück vor dem Gedanken!

Usedoms Vorgänger hier in Frankfurt, Bismarck-Schönhausen, hat hier in Frankfurt eine böse Stellung und gewaltige Kämpfe gegen Oesterreich zu kämpfen gehabt. Junker von Hause aus, lebte er gleich allen seinen Standes- und Gesinnungs-Genossen des Glaubens, man

brauche nur mit der Revolution zu brechen — um ohne Weiteres die lebhaftesten Sympathien Oesterreichs zu gewinnen. — So trieb Bismarck aus allen Kräften zu dem Olmützer Abkommen, und mit solchen Vorstellungen kam er als Gesandter hierher — bereit, sich Oesterreich in die Arme zu werfen. — Hier sah er dann freilich bald, „wie er gebettet war"; er mußte inne werden, daß es auf eine vollständige Unterjochung Preußens abgesehen sei — daß die Versuche dazu mit Spott und Hohn durchgeführt wurden — und daß die Kleinen der Sache mit Neid und Schadenfreude zusahen, und sich, von Oesterreich unterstützt, ebenfalls die größte Unverschämtheit gegen Preußen erlaubten. — Er ist vollkommen bekehrt von hier abgezogen.

Die Erzherzogin Sophie und ihre Pfaffen sind es, die in Oesterreich auf den Krieg hindrängen! — Und ihnen ist dabei weniger um Oesterreich zu thun und um dessen nachweisbare Interessen, weniger selbst um dessen Länderbestand, als darum, das Jesuiten-Regiment in Oesterreich, in ganz Italien, womöglich in ganz Europa aufrecht zu erhalten. — Kaiser Franz Joseph soll erklärt haben, er wolle lieber eine Strecke Land abtreten, als die Verträge mit den kleinen italienischen Staaten fallen lassen.

Beust, der sächsische Minister, ist auf der Durchreise hier; er kommt aus Paris, war bei Napoleon III. — Was wollte er denn bei dem? — Er hat ihm von deutschem Patriotismus vorerzählt! — ist aber sehr niedergeschlagen — weil er nichts ausgerichtet hat. — (Das glaube ich! er hat sich eingebildet, wieder eine Rolle spielen zu können, wie in den orientalischen Angelegenheiten. Frau von Seebach, auf die dabei gerechnet werden mußte, ist allerdings die Tochter des russischen Reichskanzlers Nesselrode: daraus folgt aber nicht, daß sie die Tochter aller Premier-Minister in Europa ist!) — Jetzt geht Beust nach England. — Ich glaube, dahin geht er blos pour se donner les airs de faire quelque chose, um nicht wie ein begossener Pudel aus Paris nach Haus zu kommen. —

29. April. Diner bei Usedom, wo außer seiner Frau niemand als der Minister-Resident Wenzel (bei der Stadt Frankfurt accreditirt) ist. — Bemerkungen über den verkehrten Enthusiasmus in Süddeutsch-

land — über das österreichische Manifest, in dem Franz Joseph die Hoffnung ausspricht, nicht allein zu stehen in diesem Kampfe — und sagt, er stehe da als deutscher Fürst; daß er sich so scheinbar den Königen gleichstellt — das, meint Usedom, sei auch wieder vortrefflich auf „Piepmeier" berechnet, d. h. auf den deutschen Michel, Varietät für deutsche Kleinstaater.

Usedom war die ganze Zeit sichtlich préoccupé, zerstreut; er fragt mich, wann ich zu reisen gedenke. — Es ist mir gleichgiltig, noch heute Abend oder morgen früh zu reisen. — Er bittet mich darauf, meine Reise bis morgen früh zu verschieben und den Abend bei ihm zu verbringen: „Ich möchte Sie instruiren, damit Sie in Berlin wissen, auf welchem Boden Sie stehen und wie Sie zu sprechen haben."

Abends wieder bei Usedom. — Langes Gespräch mit ihm, bis tief in die Nacht. —

Usedom hat diesen Vormittag ein mehrere Stunden langes Gespräch mit dem Grafen Rechberg gehabt; er theilt mir nun die Instruktion mit, die er aus Berlin erhalten, sowie die Depeschen, die er dorthin abgefertigt hat, und erzählt seine Gespräche mit Rechberg bis in alle Einzelheiten. —

Oesterreich will einen Krieg des Deutschen Bundes mit Frankreich — und den Beschluß dazu, dem Preußen sich anschließen oder fügen soll, durch Stimmenmehrheit am Bundestage herbeiführen; das gesteht Rechberg offen und unumwunden ein.

Usedom setzt auseinander, daß Preußen sich einem solchen Beschlusse nicht anschließen könne, und es nicht thun werde. Der Versuch, den unsere Regierung gemacht habe, sich mit England zu verbünden, eine Coalition zu Stande zu bringen, um Frankreich zu imponiren und den Frieden zu gebieten, sei mißlungen; England habe das Bündniß abgelehnt, und seine Neutralität ausgesprochen. — Ebenso habe England auf die Frage, ob es im Falle eines Krieges die preußischen Küsten schützen wolle, ablehnend geantwortet. — Die Opfer, die Preußen bringen müßte, wenn es sich dem Kriege anschließen wollte, wären demnach sehr groß — unermeßlich. Denn von dem Augenblick an, wo der Krieg erklärt wäre, wäre unser ge-

sammter Handel durch eine französische Flotte in der Ostsee, durch Blokirung unserer Häfen, zum vollständigen Stillstand gebracht und vernichtet. — Solche Opfer könne Preußen nur im dringendsten Falle übernehmen, — nur in dem Falle, daß Deutschland unmittelbar gefährdet oder angegriffen wäre. Jedem Versuch, Deutschland in einen Angriff auf Frankreich zu verwickeln, wolle und werde Preußen sich auf das Entschiedenste widersetzen — selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch ein Riß im Deutschen Bunde veranlaßt würde. Usedom fragt, ob man es von Seiten Oesterreichs auf einen Bruch im Deutschen Bunde wolle ankommen lassen, „daß das Ei in zwei Hälften bricht und das Dotter zur Erde fällt —: wollen Sie das?"

Rechberg erwidert: Oesterreich könne und werde sich in keinem Falle auf das „champ clos" in Italien beschränken lassen; man werde den Krieg an den Rhein versetzen, dazu habe man schon in Böhmen eine gewaltige Armee fertig und in Bereitschaft. Man werde im Verein mit dem Deutschen Bunde, oder mit so viel Contingenten als man bekommen könne, über den Rhein gehen, und den Krieg nach Frankreich versetzen — und wenn Preußen sich anschließt: „dann gehen wir nach Paris und stürzen Napoleons Thron!"

Ich frage, auf's Höchste überrascht, dazwischen: „und was wollen sie dann an diese Stelle setzen?"

Usedom antwortet: „Henry V. und die Pfaffen; damit sie nach 18 Monaten wieder hinausgeschmissen werden und die rothe Republik eingeführt wird!"

Usedom fährt fort zu erzählen: Auf die Andeutung, daß mehrere der deutschen Fürsten wohl gar nicht geneigt sein möchten mit Oesterreich zu gehen, so namentlich der König Max von Baiern — antwortet Rechberg mit entschiedener Zuversicht: Baierns sei man vollkommen gewiß; die öffentliche Meinung, die Stimmung in Baiern sei von der Art, daß der König Max sich Oesterreich unweigerlich anschließen müsse; er riskire sonst, durch seine eigenen Truppen abgesetzt zu werden; — er riskire, daß sein Vater König Ludwig wieder auf den Thron gehoben würde. — Rechberg deutet ferner an, daß Oesterreich der nord-

deutschen Contingente ebenso sicher sei als der süddeutschen.

Also solche Intriguen hat Oesterreich auch in Baiern eingefädelt! —

Es wird mir nur all' zu klar, daß die berühmte „Stellung" Preußens nicht nur eine schwierige, daß sie geradezu eine sehr schlechte, im höchsten Grade gefährdete ist. — Preußen läuft Gefahr, aus dem staatsrechtlichen Deutschland, aus dem Bunde, ganz hinausgedrängt zu werden, und dann als bundbrüchig geschmäht, als treuloser Verräther an dem gemeinsamen Vaterlande geächtet — in einer unheimlichen, höchst gefährlichen Isolirtheit stehen zu bleiben. Das geschieht, sobald Oesterreich einen Bundesbeschluß, wie es ihn haben will, und der zum Krieg gegen Frankreich führt, durchsetzt und wir uns diesem Beschluß entziehen.

Usedom giebt das zu, er fühlt den Druck und das Bedenkliche der Lage — fühlt namentlich auch das Schwierige seiner eigenen Stellung — und fürchtet namentlich die Art von Aechtung, die uns droht (und die leider von der verblendeten öffentlichen Meinung bestätigt würde — allgemein und leidenschaftlich).

Kommt ein Bundesbeschluß, der Frankreich den Krieg erklärt, durch Stimmenmehrheit am Bundestage zu Stande, dann kommt der Kaiser Franz Joseph selbst zu der Armee in Deutschland, und zeigt sich da als sichtbares, anerkanntes Oberhaupt des Deutschen Bundes. — Ich: „als deutscher Kaiser!" — Usedom zustimmend: „als deutscher Kaiser!" — und Preußen, wenn es nicht geächtet aus dem Deutschen Bunde gestoßen sein will in eine gefahrvolle Isolirung, folgt dann, in einer weit schlimmeren Lage als selbst die deutschen Kleinstaaten, als Vasall ohne eigenen Willen, den Fahnen Oesterreichs. —

Eine erfreuliche Aussicht!

Also darum wird der Feldzeugmeister Heß nicht nach Italien geschickt; er wird für das Kriegstheater in Deutschland — für das hauptsächlichste aufgespart. — Ich wunderte mich ohnehin, warum der einzige österreichische General, der einen Namen, und das Vertrauen der Armee hat, nicht zur Armee gesendet wird. — Freilich erklärt

auch das noch nicht, warum der Oberbefehl gerade in die Hände des unfähigen Gyulay gelegt ist. Das kann nur Gründe haben, wie sie für Aristokraten gültig zu sein pflegen, und am Ende müßte doch auch die österreichische Aristokratie etwas besseres aufbringen können!

Usedom frägt nach ihm: Gyulay ist sein lebelang ein leerer eleganter Müßiggänger und Pflastertreter von sehr alltäglichen Fähigkeiten gewesen und nichts weiter! — Dabei hat er einen unermeßlichen Hochmuth und Dünkel. So zwar, daß er sich auch nicht wird leiten lassen. — Sein Gehaben als Feldherr ist leicht vorherzusehen! — Solange es gut geht, oder nichts Wichtigeres vorgefallen ist, läßt er sich von niemandem leiten —: im Unglück verliert er höchst wahrscheinlich den Kopf — und dann kann ihm umgekehrt aller und jeder dreinreden!

Wir besprechen auch die Absetzung und Flucht des Großherzogs von Toscana; die militärische Lage wird dadurch sehr zu Oesterreichs Ungunsten verändert. — Der Besitz von Toscana gewährt den Franzosen doppelte Möglichkeit, die strategische Aufstellung der Oesterreicher in Ober-Italien zu umgehen.

Usedom giebt mir Briefe mit an den Fürsten Hohenzollern, und an Samwer in Gotha; ich soll Samwer bitten ihm zu schreiben. — Die Herren in Gotha trügen sich mit etwas überschwenglichen Ansichten und Plänen, meint Usedom. Sie wären der Ansicht, der Augenblick sei ein sehr günstiger für Preußen — man könne ihn benützen, um Oesterreich ganz aus Deutschland herauszudrängen. — Dazu schüttelt Usedom den Kopf.

P. S. Der junge Scheliha machte mich heute Morgen auf gar manchen Unfug des Bundestages aufmerksam. So sei es ein wahrer Scandal, daß in diesen Zeitläufen ein dänischer Gesandter an allen Sitzungen und Berathungen des Bundes Antheil nehme; was könne der da Anderes sein als ein Spion Napoleons.

Besonders aber macht er mich auf die unvernünftige Zusammensetzung der Bundes-Militär-Commission, und die ungünstige Stellung Preußens in ihr aufmerksam. Preußen hat da, freilich gleich Oesterreich — nur eine Stimme; jedes der vier Bundes-Corps vom VII.

bis zum X. auch eine. — So hat Preußen da nicht mehr zu sagen, als z. B. Braunschweig — oder selbst Dänemark, wenn die Vertretung des X. Bundes-Corps gerade bei Braunschweig oder bei Dänemark ist. — Abends Abreise nach Gotha.

Gotha, 30. April. Abends bei Samwer. Ich erzähle, was ich von Rüstungen und Stimmung im südlichen Frankreich gesehen habe — wie es im südlichen Deutschland steht, und in Frankfurt — wie Usedoms Stellung beschaffen ist, und sein Gespräch mit Rechberg.

Daß König Max II. von Baiern Gefahr läuft, abgesetzt zu werden, wenn er nicht mit Oesterreich geht, bestätigt Sybel — (sagt Samwer) — König Max hat große Lust Rheinbund-Politik zu treiben; er ist vor Kurzem in Paris gewesen — sehr wohl aufgenommen am dortigen Hof — es ist da viel von einer nothwendigen Vergrößerung Baierns die Rede gewesen; man hat ihn das Innviertel, Salzkammergut und dgl. in einem Zauberspiegel sehen lassen. — Das hat man in Baiern erfahren, — und da ist die allgemeine Entrüstung drohend und gefährlich geworden, — so daß sie ihm das Gesetz giebt.

Ich sage nun, daß nach meiner Meinung unsere Politik auf falschem Wege ist, und zu dem unheilvollen Dilemma führt: entweder im Sinne der Reaction einfach für Oesterreichs Sache in's Feld ziehen zu müssen, oder sich mit dem Geist deutsch-nationaler Gesinnung zu verfeinden, der sich nach und nach herangebildet hat und der es den Fürsten unmöglich machen wird, Rheinbund-Politik zu treiben, wozu viele von ihnen sonst große Lust hätten, besonders die Könige von Württemberg und Baiern, und der Minister Beust in Sachsen! Das darf Preußen niemals thun! Wir müssen daher andere Wege einschlagen, und unsere Theilnahme an dem Krieg von bestimmten Forderungen und Bedingungen abhängig machen.

Daß wir mit dem bloßen Nein! nicht durchkommen, daß Hinhalten und Aufschieben zu nichts hilft — das hat Samwer lange erkannt und gesagt; meinen positiven Vorschlägen aber will er nicht beistimmen. — Forderungen, Bedingungen stellen in Wien: das hilft auch zu nichts. — So wenig Oesterreich uns etwas bietet für unseren Beitritt — so wenig wird es uns auf unsere Forderungen und Bedingungen irgend etwas zu-

gestehen. Denn Oesterreich rechnet mit großer Bestimmtheit darauf, daß uns der Druck der Verhältnisse ganz von selbst zur Theilnahme zwingen wird, ohne daß es dazu irgend welcher Zugeständnisse bedürfte.

Preußens Politik müßte, nach seiner Meinung, eine viel größere und kühnere sein. Vor allen Dingen müßte Preußen sich nicht scheuen, auch gegen Oesterreich Hand an das Schwert zu legen — dann könnte der Augenblick sogar als ein sehr glücklicher betrachtet werden.

Preußen müßte nämlich viel bestimmter erklären als bis jetzt geschehen ist: Oesterreich, im Kriege um seine außerdeutschen Besitzungen, und um Deutschland fremde Interessen verflochten, stehe für jetzt ganz außerhalb Deutschlands — darum übernehme nun Preußen allein sowohl den Schutz Deutschlands, als die Leitung der deutschen Angelegenheiten. — Dabei müsse die Redeweise nicht sein, wie sie bisher immer war: Preußen sei eine deutsche Macht, außerdem aber und vor allen Dingen eine europäische Großmacht — sondern, gewissermaßen umgekehrt: Preußen sei eine deutsche Macht, welche die Rechte einer europäischen Großmacht habe. — Zugleich aber müßte Preußen — um auch thatsächlich die beanspruchte Stellung in Besitz zu nehmen — Truppen nach dem Süden von Deutschland senden, um die kleinen Herren in Ordnung zu halten — und am Bundestag in Frankfurt erklären, man müsse um Deutschland nach Außen schützen zu können, vor allen Dingen der Ruhe im Innern gewiß sein; um die Ruhe im Innern sicher zu stellen, müsse aber der Rechtszustand, wo er gewaltsam gestört worden sei, wieder hergestellt werden; namentlich in Hannover, Kurhessen und Luxemburg. Man müßte in Beziehung auf diese Länder „pure et crude“ die Wiederherstellung der confiscirten Verfassungen verlangen.

Damit hätte Preußen ganz Deutschland für sich (nämlich die Bevölkerung) und könnte es, die Hand an das Schwert gelegt, ruhig darauf ankommen lassen, ob jemand es wagen wollte, zu widersprechen. — Oesterreich wäre thatsächlich verdrängt aus Deutschland, die kleinen Souveräne geriethen in solche Abhängigkeit, daß sie kaum mehr Souveräne genannt werden könnten.

Samwer muß wohl schon vielfach der Excentricität angeklagt worden sein — denn er fragt mich, ob diese Pläne etwa „wild“ seien? —

Nein! — an sich nicht; aber glaubt er selbst, daß sie mit den betreffenden Persönlichkeiten, mit denen man geriren muß, wie sie nun einmal vorliegen und da sind, durchzuführen wären?

Samwer: Der Prinz-Regent ist der Beste von Allen; er ist zu Allem bereit und entschlossen; er ginge ohne Zagen die kühnsten Wege, wenn sie ihm von seinem Ministerium einstimmig angerathen würden. Uebrigens, wenn man das nicht thun kann oder will, bleibt noch ein anderer Weg: bewaffnete Vermittlung, wobei man ein bestimmt formulirtes Friedens-Programm aufstellt, und dessen Annahme von beiden Parteien fordert. Dabei müßte man Truppen in Deutschland — wenigstens auf dem fränkischen Plateau — aufstellen, um sich Respect zu verschaffen — und die Hand an das Schwert legen.

Ich: Dazu ist es zu früh! Ein Friedens-Programm, wie es den Prinzipien des preußischen Staats entspricht — und das alle die Ansprüche Oesterreichs ausschließt, für die wir nicht kämpfen können und wollen, — das kann Preußen als deutscher, mit Oesterreich im Deutschen Bunde verbündeter Staat, nicht aufstellen, so lange Oesterreich die Aussicht, sich im Besitz dieser Ansprüche zu erhalten, nicht durch den Gang des Krieges thatsächlich verloren hat.

Was die unmittelbarste Gefahr für Preußen anbetrifft, die nämlich, als bundesbrüchig geächtet zu werden, in Folge eines österreichischen Beschlusses am Bundestage, dem sich Preußen nicht fügen könnte, so meint Samwer, man müsse eben das praevenire spielen, und zum Voraus alle die Regierungen für bundbrüchig erklären, die gegen den klaren Inhalt des § 46 der Wiener Schlußacte für einen Angriffskrieg stimmen würden. — Da ich zustimme, fragt er, ob er in diesem Sinn an Usedom schreiben solle? — Ich bejahe das, er schreibt sogleich einen Brief, den ich im Bahnhof in den Briefkasten werfen soll. —

Samwer theilt mir ferner mit: Rechberg prahlt zwar in Frankfurt mit einer gewaltigen Macht, die Oesterreich in Böhmen schlag-

fertig und bereit habe, um an den Rhein und nach Frankfurt vorzurücken — der Erzherzog Albrecht hat diese Armee für 220,000 Mann stark ausgegeben; — Oesterreich habe in der That nicht mehr als 80,000 Mann in Böhmen, und da das Innere des Reichs nicht von Truppen entblößt werden könne, werde es vorkommenden Falls nur eine sehr geringe Macht an den Rhein senden können. —

Preußens bisherige Politik tadelt Sammer sehr bitter; man rechnete darauf, im Verein mit England eine dritte Partei zu bilden, ging aber dabei mit gänzlichem Mangel wirklicher Selbständigkeit in der Deferenz gegen England viel zu weit (ihm zu Folge) — wagte gar nichts zu thun auf eigene Hand — fragte jedesmal und immerfort an bei England, was man dort wolle? — so daß offiziell Preußens Haltung von dem englischen Cabinet auf das Höchste belobt, hinterrücks aber für die Minister Englands ein Gegenstand der Verwunderung und selbst spöttischer Bemerkungen wurde.

Er erzählt mir den Hergang der österreichischen Intriguen; die Versuche, Preußen unversehens in den Krieg zu verwickeln, werden stets von Neuem wiederholt. — Der erste Versuch wurde auf die naivste Weise durch die Bundes-Militär-Commission gemacht, als ob sich ganz von selbst verstehe, daß Preußen wie das übrige Deutschland für Oesterreich zu Felde ziehen müsse, und als ob nur die technischen Einzelheiten der Ausführung zu berathen seien; da kam es zu dem großen berühmten Zank zwischen Rechberg und Bismarck-Schönhausen.

Die Sendung des Erzherzogs Albrecht nach Berlin war der zweite Versuch; — der erzählte in Berlin, man habe in Böhmen 220,000 Mann in Bereitschaft, um damit an den Oberrhein zu ziehen — Oesterreich wolle nun sein Ultimatum an Sardinien absenden — und im Verein mit Preußen und dem Deutschen Bunde über den Rhein gehen, um den Krieg nach Frankreich zu versetzen — aber das Alles nur mit Preußens Zustimmung; die Ausführung dieser Pläne wurde unbedingt von Preußens Zustimmung abhängig gemacht! — Die preußische Regierung mißbilligte aber diese Pläne, widerrieth die Abfertigung eines Ultimatums und erklärte, daß man Oesterreich in solchem Beginnen nicht unterstützen werde. — Darauf ließ der Erzherzog alles Weitere fallen und zeigte sich

mit Preußens friedlicher, vermittelnder Politik einverstanden — er sprach so, als sollte die Sache nun in Wien noch einmal, und zwar in diesem Sinne, berathen werden. — Die Prinzen des preußischen Hauses begleiteten ihn bei seiner Abreise aus Berlin auf den Bahnhof — der Abschied unter Händeschütteln war der allerherzlichste — und wie der Prinz-Regent von da zurückkehrte in sein Palais, fand er den österreichischen Gesandten Koller vor, der ihm meldete, daß Oesterreichs Ultimatum an Sardinien abgegangen sei!

Jetzt kommt der dritte Versuch durch directe Anträge am Bundestage, die Oesterreich entweder selbst macht oder durch irgend einen treuen Knecht unter den kleinen Staaten machen läßt.

Aufenthalt in Berlin. Preußens Stellung in der auswärtigen Politik.

Berlin, 2. Mai. Alvensleben, General-Adjutant des Prinzen, begegnet. Den Feldzug besprochen. Da die Oesterreicher das Schicksal in so hochfahrender Weise herausgefordert und Sardinien angegriffen haben, müßte man von ihnen die allergrößte Energie und Thätigkeit erwarten. Die schlaffe Langsamkeit ist nun ein gerechter Gegenstand der Verwunderung.

Vincke gesehen. Der erzählt mir von den hiesigen Zuständen, daß der Prinz-Regent sehr befriedigt ist von der Haltung der Abgeordneten und sehr verletzt durch das Gebahren des Herrenhauses, durch Beides aber befestigt in seiner jetzigen Richtung.

3. Mai. Rudolf Auerswald finde ich sehr sichtlich ermüdet — geradezu abgemattet. Doch sagt er mir, da ich den Gegenstand berühre, man habe allerdings Grund zu glauben, daß ein Bündniß zwischen Frankreich und Rußland bestehe.

4. Mai. Besuch bei Paul Rennenkampff. Vielerlei besprochen.

Die russische Anleihe geht zurück, als nicht ausführbar unter den gegenwärtigen Umständen; die contrahirenden Banquiers wären zu Grunde gerichtet, wenn sie an den Cours gebunden blieben, zu dem die Anleihe contrahirt ist, und man bekäme doch kein Geld. So sind sie denn der Verpflichtung entbunden und die Anleihe ist zurückgezogen worden.

Paul Rennenkampff bestätigt mir, daß ein Bündniß zwischen Frankreich und Rußland besteht — doch in solcher Form, daß die russischen Diplomaten doch immer vorgeben können, sie lögen nicht, wenn sie dessen Dasein leugneten. Ein förmlicher Tractat ist allerdings nicht geschlossen; aber in Stuttgart sind Erklärungen ausgetauscht worden, die für verbindlich gehalten werden.

Da ich erwähne, daß unsere Minister in der That auch an das Dasein eines Bündnisses glauben, fragt Paul Rennenkampff, wie man sich denn den Inhalt dieser Verabredungen denkt? — Ich sage, was ich selber denke: Rußland übernimmt Oesterreich durch Demonstrationen und Drohungen, die es gegen alle anderen Staaten wendet, isolirt zu halten — und Frankreich läßt dagegen dem Zarenreich freie Hand an der Donau. — Er: „Ungefähr so ist es auch."

Je mehr ich es mir überlege, desto bestimmter stellt sich mir die Ueberzeugung fest: die Kriegsperiode, in die wir jetzt eintreten, kann nicht anders enden als mit dem Sturz Napoleons III. Was zwischen dem gegenwärtigen Augenblick und diesem Endziel liegt, wieviel Siege der Franzosen, wieviel Unheil und ephemere Friedensschlüsse, das ist unberechenbar, aber die Aufgabe ist uns gestellt und wird gelöst werden.

5. Mai. Besuche bei Major von Obernitz, dem Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm, und seinem Hofmarschall Perponcher. Ich werde angenommen und muß viel erzählen aus Frankreich. Das interessirt die Herren um so mehr, da sie zu meiner Ueberraschung Beide um meine Briefe an Vincke und deren Inhalt wissen; nicht nur der Regent und sein Sohn sammt dem Fürsten Hohenzollern wissen, daß ich schon im Januar gewarnt und den Krieg als unvermeidlich vorhergesagt habe. —

Abends ein paar Stunden bei Max Duncker in seiner Wohnung.

— Gegenseitige vertrauliche Mittheilungen, wir stimmen auf das Beste und sind durchaus einerlei Meinung über alle wichtigen Dinge.

Max Duncker hat jetzt als „Geheimer Regierungsrath im Staats-Ministerium" eine einflußreiche Stellung. Die Angelegenheiten der politischen Presse sind unter seine Obhut und Leitung gestellt — dann ist er eine Mittelsperson zwischen dem Fürsten Hohenzollern, dessen Vertrauen er in einem hohen Grade besitzt, und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, was dem Minister Schleinitz ganz genehm ist. —

Sybel hat auch hier bestätigt, daß der König Max II. von Baiern wirklich Gefahr liefe abgesetzt zu werden, wenn er nicht unbedingt mit Oesterreich gehen wollte.

6. Mai. Paul Rennenkampff besucht; der läßt mich einen Brief von Hagemeister lesen. Dieser Hagemeister steht in Rußland an der Spitze einer Verwaltung, die den Umfang und die Bedeutung eines Ministeriums hat: an der Spitze des Departements des Handels und der Fabriken.

Der schreibt aus Petersburg — bestätigt die Existenz der „Verabredungen" zwischen Frankreich und Rußland, nennt den prince ministre wiederholt den „hohlköpfigen Gortschakow". — „Unsere Politik hat nur einen Gedanken: Rache an Oesterreich!" — Die beabsichtigte russische Anleihe ist mißlungen; Hagemeister meint, das sei ein großes Glück: „Hätten wir Geld, so würde es uns zu Thorheiten verleiten." Doch werden in Rußland vier Armee-Corps mobil gemacht. — In den Donau-Fürstenthümern, in Serbien und Montenegro ist ein Aufstand vorbereitet, der ausbrechen wird, sowie von Petersburg aus das Zeichen dazu gegeben wird — also: sobald das westliche Europa gehörig in den Kampf verwickelt ist — „er ist imminent!" (wie erbaulich das Alles klingt!)

7. Mai. Früh um 9 Uhr zum Fürsten Hohenzollern. — Er wünscht, ich solle ihm meine Meinung über die Lage und Stimmung Deutschlands — über Preußen in Deutschland sagen, und über das, was uns in dieser Lage zu thun obliegt. —

Da ich sehe, daß es ihm Ernst ist, sage ich denn auch meine

Meinung: daß wir mit bloßem Nein! sagen, mit Aufschieben und Hinhalten nichts gewinnen, und auf diesem Wege zuletzt immer vor dem bedenklichen Dilemma stehen; — daß wir daher unsere Theilnahme an dem Krieg — der wir uns in keiner Weise entziehen können — nicht von Eventualitäten abhängig machen dürfen — sondern an Bedingungen und bestimmte Forderungen knüpfen müssen; — daß wir durch unsere Forderungen theils die eigene Stellung Preußens in Deutschland für die Zukunft sicher stellen — besonders aber auch den deutschen Nationalsinn befriedigen müssen; — daß wir endlich, da Niemand wehren kann, zum Theil ohne Weiteres Besitz ergreifen müssen von dem, was wir verlangen. —

Der Fürst hört aufmerksam zu, und giebt mir in der Sache Recht; erwähnt dann aber die Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellen. Man sehe die Sache nicht recht ein — (das ist in Beziehung auf das größere Publikum wahr, er scheint seine Collegen zu meinen) — wirkliche staatsmännische Einsicht finde sich nur im Westen. — (?) — Das specifische Preußenthum sei ein großes Hinderniß — besonders aber sprach der Fürst eine Besorgniß vor dem Erfolg aus, die allerdings nur zu sehr gerechtfertigt ist. Er gab mir zu bedenken, daß der Krieg, wenn er ein europäischer wird, nur mit Napoleons Sturz enden kann; und was soll dann in Frankreich an seine Stelle treten?

Ich: Die Oesterreicher wollen Heinrich V. und seinen clericalen Anhang an die Stelle bringen.

Das ließ der Fürst gelten; aber Heinrich V. könne sich nicht halten. Besonders aber läßt mich der Fürst bedenken, welch' eine gesteigerte Macht — wenn das je gelingen könnte — die Partei der Reaction durch einen solchen Erfolg auch bei uns gewinnen müßte! — (Diese Rücksicht also ist es, die vor Allem hemmend wirkt. — Auf einen so vollständigen Erfolg, wie ihn Oesterreich träumt, würde bald genug der revolutionäre Rückschlag folgen; seine eigenen Worte bezeugen, daß auch er das vollkommen einsieht.) —

Der Fürst entläßt mich am Ende mit dem üblichen „à revoir“. Auf meiner Fahrt hält mich Vincke auf dem Gensdarmen-

Markte an und fragt, ob ich schon weiß, daß der Herzog von Coburg, der eben aus England kommt, hier ist und im Hôtel St. Petersburg wohnt? Wir fahren zusammen sofort dorthin und werden auch bald empfangen.

Der Herzog hat hier und in London mit Feuereifer getrieben — indem er von ganz anderen Ansichten ausgeht als Sammer. Er ist sehr ärgerlich darüber, daß man nicht sogleich losgeschlagen hat — auch jetzt noch nicht sogleich losschlagen will; das ist nach seiner Meinung der einzige Weg, der zu Preußens Größe führt.

Ich habe mit Vincke über meine Gespräche mit Usedom und heute mit dem Fürsten Hohenzollern noch nicht gesprochen. Da vermochte ich denn nicht, ihn in seinen Träumen zu stören — und er war auch hier wieder im besten Zuge es fast lächerlich zu finden, daß man wegen des Krieges in Italien in Aufregung sei; damit habe es gute Zeit; man könne sich die Sache in aller Ruhe überlegen — es werde jedenfalls noch lange dauern, ehe daraus eine Gefahr für uns entstehen könne.

Der Herzog belehrt ihn: Napoleons III. Pläne reichten sehr weit, und seien sehr gefährlich. Er erzählt: schon im vergangenen Spätsommer nahm Napoleon III. einst den Lord Cowley mit auf die Jagd bei Fontainebleau — und sagte beiläufig während der Jagd zu ihm, er habe schon seit längerer Zeit kein Gespräch mit ihm gehabt: „Venez chez moi demain dans la journée et causons un peu politique; ce n'est pas que j'aie quelque chose de bien particulier à Vous dire — mais il est toujours bien de parler politique de temps en temps.“

Als Cowley den anderen Tag bei ihm erschien, klagte Napoleon III. darüber, daß der Krim-Krieg so ohne Ergebnisse geblieben sei. — (Er gerade, der den Frieden geschlossen hat, gegen den Willen Englands, das größere Ergebnisse herbeiführen wollte!) — Lord Cowley widerspricht höflich; man habe freilich nicht Alles erlangt, was wünschenswerth scheinen konnte — doch müßte er Napoleons Ruhm gegen ihn selbst in Schutz nehmen, vergebens sei der Krieg doch nicht geführt worden, man habe viel erlangt, das Uebergewicht Rußlands im Schwarzen Meer gebrochen — Sewastopol zerstört — die Donau-

Mündungen befreit u. s. w.: „Oui! c'est assez vrai, sagt Napoleon III., mais qu'y ai-je gagné pour l'Italie et la Pologne?"

Vincke meint, mit solchen Plänen sei die Sache doch nicht auch schon gethan — und will einen Grund zum ruhigen Abwarten und Zusehen darin finden, daß der große Napoleon doch lange Zeit gebraucht habe, um Oesterreich in Italien zu überwältigen und bis an die Grenzen Deutschlands vorzudringen, diesem werde es doch gewiß weit weniger gelingen als seinem Onkel — der sei ja nicht ein großer Mann wie jener. — Der Herzog sagt — mit einiger Uebertreibung —: er halte diesen für einen größeren Mann als den Onkel.

Das imponirt Vincke um so mehr, da der Herzog dafür gilt Napoleon genau zu kennen, wie kaum sonst jemand. Vincke erklärt, das sei für ihn das Entscheidende, und ändere seine ganze Ansicht.

Von Napoleons III. schwankender Gesundheit war auch die Rede; der Herzog gab zu, es sei möglich, daß es mit dem Mann nicht sehr lange dauere, — aber daß er ein Rückenmark-Leiden habe sei nicht wahr; er selbst habe auf der Jagd mit ihm angestrengt und wild geritten — so reiten könne niemand der rückenmarkkrank sei. — Ein Nierenleiden habe Napoleon III. —

Der Herzog ist sehr übel zu sprechen auf das Treiben hier in Berlin und äußert sich mit großer Bitterkeit darüber, wie man keine noch so günstige Gelegenheit zu benutzen wisse. Die Leute seien zu nichts zu bringen, hier „wo man so gern die Großmacht spielt und doch nicht wirklich groß sein will!"

Er selbst habe es in Wien erlangt, daß man von Seiten Oesterreichs Preußen den Oberbefehl in Deutschland anbot, nur ein Contingent von 50,000 Mann zur Bundesarmee stoßen lassen wollte. — (NB. aber wie lautete die Sache, für die wir uns schlagen sollten?)

Der Herzog selbst hat dies Anerbieten hierher nach Berlin überbracht; aber man besann sich, und verstand nicht zuzugreifen — und was war die Folge? — Der Erzherzog Albrecht kam nach Berlin, sprach aber nicht mehr von 50,000 Oesterreichern, die an

den Rhein vorgehen sollten, sondern von 220,000 Mann — von einem preußischen Oberbefehl war nicht mehr die Rede, sondern nur noch von einem zwischen Oesterreich und Preußen getheilten! —

Der Herzog schont auch den Prinz-Regenten persönlich nicht und meint, der gebe sich nicht gehörige Rechenschaft von dem Ernst der Zeit.

Der Prinz habe, wie sein Vater, wenig Initiative. Alles rückt nur schrittweise vorwärts, weil jeder der Minister einzeln zu ihm kommt und immer nur mit irgend einer Kleinigkeit! —

Noch ungehaltener ist der Herzog über die Haltung der englischen Staatsmänner; er nennt sie Krämer; die hätten gar kein Verständniß für die Dinge, die in der großen Welt vorgehen; sie seien hoffnungslos verloren in parlamentarische Intriguen und Reformen, die sich um armselige Kleinigkeiten drehen — über diesen engen Horizont reiche ihr Blick nicht hinaus. Es sei nichts mit ihnen anzufangen.

Die Königin von England, persönlich, ist für sofortigen Krieg mit Frankreich. — Uebrigens, seitdem man in England von dem Bündniß zwischen Rußland und Frankreich weiß, ist dort in der öffentlichen Meinung eine kleine Wendung vorgegangen, die es dem Ministerium Derby vielleicht möglich macht, sich zu halten. — (Ein Whig- oder liberales Ministerium mit entschiedenen Sympathien für die Italiener wäre in diesem Augenblick allerdings noch schlimmer.)

Der Herzog hat England am Mittwoch verlassen; am Dienstag hat die Regierung Englands eine Anfrage nach Paris abgehen lassen, wie man es in Beziehung auf das adriatische und baltische Meer zu halten gedenke? — England wünsche beide Meere neutral erklärt zu wissen. —

Treskow begrüßte mich vorhin mit den Worten: „Nun! Sie allein haben uns die Wahrheit geschrieben!“ — Aus Frankreich nämlich. — Er und der Herzog wissen auch um den Inhalt meiner Briefe. Sie scheinen um so mehr Effect gemacht zu haben, weil der Major v. Thile — zur Gesandtschaft commandirt — noch lange, nachdem ich den Krieg als gewiß gemeldet hatte — beruhigend schrieb:

der ganze Kriegslärm sei ein bloßer Schreckschuß — in Frankreich die tiefste Ruhe, nirgend Rüstungen u. s. w. —

Um 1/25 Uhr bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm. Dem muß ich von Frankreich, den dortigen Stimmungen u. s. w. erzählen. Eigentlich macht nur ein Umstand, und zwar ein wenig bedeutender Nebenumstand, Eindruck auf ihn. Ich erkläre, wie die Legitimisten aus beschränktem, eigensüchtigem Haß gegen die Orleans eine der besten Stützen Napoleons geworden sind. — Ich erwähne, daß die Legitimisten eine sehr geringe Meinung von dem Comte de Chambord haben, „sie halten ihn sogar für poltron!" — Das macht Eindruck! Es geht eine plötzliche Veränderung in den Zügen des Prinzen vor, er blickt nachdenkend vor sich hin. —

Den Abend Fractions-Sitzung im Mäder'schen Saal; es kommen nicht sehr bedeutende Sachen vor. Nach der Sitzung setzen wir uns im Vorsaal zum Bier! — Max Duncker kommt herbei, er sucht die Leute von unserer Ansicht der allgemeinen Lage zu überzeugen; mit geringem Erfolge; sie wollen nicht recht glauben, daß Frankreich und Napoleon III. gefährlich sein könnten; wenigstens nicht, daß die Sache Eile hat — am wenigsten, daß uns das Treiben Oesterreichs und der kleinen Staaten am Bundestage ein wirkliches Ungemach bereiten könnte. Sie sind sehr geneigt anzunehmen, daß man die Sache noch ruhig mit ansehen kann. — Und da ein Entschluß unbequem ist, wird eingewendet, man könne sich nicht ohne Weiteres an Frankreich wenden, da man nicht wisse, was Rußland thun werde, und ob man nicht die Armee gegen Rußland brauche. — Eben, sagt Max Duncker, man muß die Sache mit Frankreich ausfechten, ehe der Kampf mit Rußland heranrückt. — Das scheint Vincke fast absurd zu finden; so schnell sei das mit Frankreich in keinem Falle abgemacht. —

9. Mai. Alexander Humboldt ist gestorben vor ein paar Tagen. Welche Sensation hätte in jedem anderen Augenblicke der Tod des vielleicht mehr als billig berühmten Mannes in der ganzen Welt gemacht! — Allgemein entrüstet aber ist man, da nun zu Tage kommt, daß er, alt und schwach, die letzten Jahre seines Lebens unter dem Druck einer schweren Tyrannei ver-

bracht hat. — Sein Kammerdiener Seyfert war der Tyrann; der hat sich auch erzwungen, daß ihm sein Herr schon bei seinen Lebzeiten seine ganze fahrende Habe, seine sämmtlichen Sammlungen schenken mußte! —

10. Mai. Lange bei Ollech. Wir sprechen auch über Clausewitz; ich sage, mir war es immer merkwürdig als Wahrzeichen des intellectuellen Standpunktes, auf dem selbst die intelligentesten russischen Offiziere stehen, daß sie mit Clausewitz gar nichts anzufangen wissen. Der ist ihnen zu verwickelt und holt zu weit aus. Sie stehen auf dem Standpunkte, wo man nach militärischen Recepten verlangt, einfach wissen will, was man in jedem einzelnen Falle zu thun hat. Jomini, höher wissen sie sich nicht zu erheben.

12. Mai. Zu General Moltke; der erzählt mir, daß die Oesterreicher — deren Operationen auch er höchst kläglich findet — wie es scheint, ihren Rückzug bereits angetreten haben. Der Prinz-Regent hat diese Neuigkeit durch Telegramm erfahren, und heute darüber mit Moltke gesprochen. — Die Oesterreicher nennen das eine Linksschwenkung ihres linken Flügels. — Links rückwärts natürlich.

Moltke bestätigt mir auch, daß die Oesterreicher hauptsächlich aus Noth und um auf Feindes Kosten zu leben, über den Ticino vorgegangen sind. —

Als Chef des Generalstabs ist er natürlich bei den Berathungen betheiligt, die über mögliche Operationen unserer Armee jenseits des Rheines schon jetzt gehalten werden, und theilt mir seine Ideen mit, um die „Meinung eines verständigen Mannes" darüber zu hören.

Er setzt natürlich die Offensive voraus, und sagt: nach Paris zu gehen kann zu nichts führen, jetzt wo Paris befestigt ist; denn man kann Paris weder erstürmen, noch belagern, noch einschließen und aushungern; der früher zweckmäßige Gedanke, auf dem kürzesten Wege, etwa von Belgien her, nach Paris vorzugehen, und dort den Frieden zu dictiren, müsse ganz beseitigt werden.

Wir müssen uns demnach einen beschränkten Kriegszweck vorsetzen, wie Clausewitz sagte; wir müssen suchen uns,

nachdem wir die Ueberlegenheit im Felde gewonnen, in Besitz gewisser reeller Vortheile zu setzen, die uns die Franzosen erst wieder abgewinnen müßten, um das Gleichgewicht wieder herzustellen — was wir ihnen dann überlassen, und sie versuchen mögen; es kommt für uns dann auf einen beschränkten Gewinn heraus, den man später im Frieden behalten könnte. — (Dazu möchten große, lange fortgesetzte Anstrengungen gehören.)

Vor allen Dingen müssen wir eine Schlacht gewinnen — dann aber Paris und das Innere von Frankreich sich selbst überlassen, uns gar nicht darum kümmern, ob da politische Umwälzungen vorgehen und welche; Frankreich sei ein Vulkan, den müsse man in sich ausbrennen lassen. Wir müssen Metz belagern, und die Oesterreicher auffordern, am Oberrhein Straßburg zu belagern. Haben wir diese Stellung gewonnen, so mögen die Franzosen versuchen, uns wieder daraus zu vertreiben.

Ich bemerke dagegen: die Dinge stehen bei alledem in Frankreich so, daß eine plötzliche Revolution gar wohl möglich ist — gar wohl durch die Erscheinung einer feindlichen Heeresmacht vor den Thoren der Hauptstadt plötzlich hervorgerufen werden könnte. Auch könnte sie uns wohl entscheidend nützlich werden, entweder direkt — oder indirekt, indem sie einen Zustand chaotischer Verwirrung in Frankreich hervorriefe. — Vor allen Dingen müssen wir eine Schlacht gewinnen; was wir dann weiter unternehmen können und müssen, das muß größtentheils von der Natur des erfochtenen Sieges abhängen; davon, in welchem Grade er entscheidend ausfällt, und die französische Heeresmacht zerrüttend trifft. — Es kann unter Umständen wohl gerathen sein, eine pointe auf Paris zu versuchen; zu versuchen, ob unsere Erscheinung vor den Thoren eine uns günstige Revolution bewirkt.

Aber freilich ist der Erfolg zu unsicher, als daß wir unser va banque auf diese eine Karte spielen, und Gelingen oder Mißlingen des ganzen Feldzuges davon allein könnten abhängig machen. Wir müssen daneben, ja als Hauptsache, als das, worauf es uns unbedingt und unter allen Umständen ankommt, was wir unter allen Bedingungen erstreben, die Eroberung von Thionville — (dies fügte

ich der Liste hinzu) — von Metz und Straßburg betreiben, um uns an der Mosel eine feste Basis zu schaffen. — Unsere Ueberlegenheit an der Zahl könnte, besonders nach einem Siege, wohl eine so gewichtige sein, daß sie es uns möglich macht, dies doppelte Ziel zu verfolgen, und uns dazu berechtigt. —

Wie ich aufbreche bittet mich Moltke, ihn wieder — etwa Abends zu besuchen und den Gegenstand weiter zu besprechen.

14. Mai. Diner bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm — in seinem neuen, mit Geschmack eingerichteten Palast (schönes Treppenhaus). — Gesellschaft von circa 30 Personen; werde sehr gütig aufgenommen — bei Tische sitze ich zwischen der hübschen Frau von Obernitz und dem Adjutanten Hauptmann von Schweinitz, an dem ich einen sehr vielseitig gebildeten Mann finde. —

Nach Tisch sagt mir der Prinz, daß Buol-Schauenstein seinen Abschied genommen und Rechberg als Premier-Minister in Oesterreich an seine Stelle getreten ist —: für Preußen kein Gewinn, denn Rechberg kenne ich — ich habe ihn auf der Universität gesehen; der Prinz sagt, daß man Buols Entlassung als ein Rußland gemachtes Zugeständniß ansehe.

16. Mai. Schon gestern sagte mir Vincke, daß Bonin überall hinderlich ist und alle militärischen Demonstrationen unmöglich macht, so nöthig sie auch sein mögen, unsere diplomatischen Schritte zu unterstützen. Er behauptet die Landwehr nachher nicht bilden zu können, wenn man ihm die Linien-Regimenter aus ihren Friedensgarnisonen wegnimmt —: man sollte ihm darum vorschlagen, gleich jetzt Landwehr-Cadres zu bilden. — Die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften auszuscheiden aus den Linien-Regimentern, die bestimmt sind den Landwehrbataillonen als Cadres zu dienen, und so viele freiwillige Landwehrmänner dazu zu nehmen, daß ein ordentlicher Stamm daraus wird. — Freiwillige bekäme er jetzt aus den entlassenen Fabrikarbeitern, so viele er haben will — und damit wäre dann die Schwierigkeit gehoben, das Linien-Regiment frei verfügbar geworden.

Um meine Meinung befragt sage ich: ja, die Maßregel wäre an sich gut, er möge sie dem Kriegsminister vorschlagen — aber

ja nicht aus militärischen Gründen — denn wenn man ihnen in ihrem eigenen Fach vorgreifen will, pflegen die Herren das übel zu nehmen.

Vincke solle als schlesischer Gutsbesitzer sprechen, im Interesse des Landes und der Bevölkerung — da stehe er auf einem Boden, auf dem er volle Berechtigung hat mitzusprechen; er solle die Maßregeln vorschlagen als eine Wohlthat, die, bei dem Nothstande unter den Fabrikarbeitern, dem Lande erwiesen werden könnte. —

Wir gehen zu dem Kriegsminister General Bonin und werden sehr liebenswürdig empfangen; interessantes Gespräch über den gegenwärtigen Krieg; — Bonin sagt, dort seien entscheidende Ereignisse nicht zu erwarten, so lange die gegenwärtigen Verhältnisse (Witterungs-Verhältnisse) und ihre Nachwirkungen andauern; die beiderseitigen Armeen stecken in überschwemmten Reisfeldern, wo man sich für den Augenblick nur auf den Dämmen zwischen den Feldern bewegen kann, so daß die Armeen sich nur mit Kolonnenspitzen begegnen können. Wie wir uns empfehlen, geht Vincke noch einen Augenblick zurück in das Empfangszimmer, seinen Vorschlag anzubringen.

Besuch bei Brünneck; Commerzien-Rath Abegg aus Königsberg da; österreichische Zwangs-Anleihe von 75 Millionen Gulden in der Lombardei! Die österreichischen Finanz-Operationen sind zum Theil noch wunderbarer, als man sie selbst in ihrer verzweifelten Lage erwarten muß. Die Anleihe sieht ganz so aus, als erachteten sie die italienischen Provinzen eigentlich schon für verloren, und wollten sie das Land erst noch ausplündern, ehe sie es räumen! — Aber freilich kommt es darauf an, nicht bloß Geld überhaupt zu schaffen, sondern namentlich Silbergeld, und das ist für sie allerdings nur in der Lombardei zu holen.

Wieder einen sehr langen Brief an Usedom abgefertigt. Ich komme darin auf die Nothwendigkeit zurück, unsere Theilnahme nicht von Eventualitäten abhängig zu machen, sondern von bestimmten Forderungen und Bedingungen, und bringe das, was wir zu thun hätten, unter fünf Punkte.

1. Wir müssen ein eigenes selbständiges Programm aufstellen,

anstatt bloß zu temporisiren und aufzuschieben, ohne zu sagen, was wir eigentlich wollen; ein selbständiges politisches Programm solchen Inhalts, daß die öffentliche Meinung und die Völker Deutschlands sich darum schaaren können.

2. Wir müssen diesem Programm gemäß in Wien und in Frankfurt bestimmte Forderungen stellen und zwar solche, die wesentlich im Interesse Deutschlands sind — für uns selbst: Parität am Bundestage, wechselndes Präsidium und was damit zusammenhängt; ferner, daß Oesterreich sich den Militär-Conventionen der kleinen Staaten mit Preußen nicht ferner widersetzt; dann energische Durchführung des deutsch-dänischen Streites, der Oesterreich nicht länger lähmend entgegentreten darf; Herstellung des gestörten Rechtszustandes in Hessen und Hannover u. s. w. — Diese Forderungen müssen nicht mit diplomatischer Heimlichkeit in der Stille des Cabinets gestellt werden — sondern laut und öffentlich vor allem Volk.

3. Wir müssen die Führerschaft in Deutschland, da Oesterreich jetzt ganz außerhalb Deutschlands steht und in fremdländische Händel verwickelt ist, viel bestimmter und unverhohlener in Anspruch nehmen als bisher geschehen ist, besonders aber müssen wir sie thatsächlich in Besitz nehmen.

4. Das Nothwendigste ist daher, eine bedeutende Militär-Macht im südlichen Deutschland aufzustellen; endlich

5. müssen wir suchen, uns der Presse im südlichen Deutschland zu bemächtigen und die Nation über Oesterreichs wahre Pläne und deren Bedeutung aufzuklären.

Besuch bei dem Major Blesson, er erzählt mir mancherlei, Rußland betreffend. Er war 1822 dort mit dem General Rauch, unmittelbar nachdem Metternich den Kaiser Alexander bewogen hatte, seine Pläne auf die Türkei fallen zu lassen, um die Solidarität aller conservativen Interessen in Europa anzuerkennen, um im Verein mit Oesterreich die Revolution allenthalben zu bekämpfen. —

Der Kaiser Alexander ließ damals den General Rauch zu sich kommen in sein Cabinet, und da der General nur sehr wenig französisch verstand, Blesson mit als Dolmetscher. Der Kaiser sagte da, man beurtheile ihn und seine Politik falsch, wenn man glaube, daß

er die Absicht habe, Constantinopel zu erobern; — er beabsichtige eine solche Vergrößerung des russischen Reiches um so weniger, da sie ein Unheil wäre; — Constantinopel lasse sich nicht von Petersburg aus regieren — noch viel weniger könne der Sitz der russischen Regierung nach Constantinopel verlegt werden und selbst Moskau zur Hauptstadt des Reiches zu machen, habe großes Bedenken und sei nicht möglich. Die Eroberung von Constantinopel könne nur Spaltungen im Innern des Reiches vorbereiten. Er, der Kaiser, wolle daher nichts weiter von der Türkei, als die ungehinderte Schifffahrt auf dem Schwarzen Meer und durch den Bosporus — im Uebrigen lägen die Interessen und die Aufgaben Rußlands in einer ganz anderen Richtung — sie lägen in Asien! — er wies auf Indien!

Abends bei Oberst-Lieutenant Hartmann; — Berliner Gesellschafts-Souper. Ich bin eingeladen, um Voigts-Rhetz kennen zu lernen, der sich aber entschuldigen läßt — was der Hausherr sehr bedauert. —

Ein Forstmeister von Scheele — ein hübscher Mann, Johanniter — bringt die Nachricht, Gyulay sei vom Commando abberufen wegen eines Zwistes mit Benedek — (nicht sehr wahrscheinlich).

Im Uebrigen besteht die Gesellschaft, ziemlich zahlreich, ganz aus Offizieren und den Frauen einiger der Herren. — Die bemerkenswerthesten sind General-Major von Schmidt, lange im Generalstab — und Oberst von Clausewitz, Commandeur des Kaiser Alexander Grenadier-Regiments — früher einer der Matadore des Generalstabes und eine der Hoffnungen unserer Armee.

Hartmann erzählt mir, was der General Vogel von Falkenstein über die heutige russische Armee sagt, die er vor kurzem gesehen hat: man wollte in Rußland das sinnlose, bloß auf die Parade, nicht auf den Krieg berechnete Exerzier-Wesen, das sich ganz im Abstracten und Willkürlichen bewegte, aufgeben, und den Uebungen der Truppen eine Richtung auf die Wirklichkeit, auf das in ihr Brauchbare und Nützliche geben — Scheibenschießen — Tirailliren mit Benutzung des Terrains — gymnastische Uebungen — dergleichen wurde zur Hauptsache gemacht —: aber Intelligenz und Geist lassen sich nicht durch Befehle schaffen, wo sie fehlen —: das alles droht daher wieder ein todter, gedankenloser Formalismus zu werden —

eine Spielerei, die ohne alles Nachdenken, ohne alle Beziehung zu dem jedesmal vorliegenden Fall nach einem feststehenden Schema abgemacht wird — und für den wirklichen Krieg eben so unfruchtbar bleiben muß, wie das frühere Treiben. Vogel von Falkenstein beschreibt, wie die russischen Soldaten jetzt abgerichtet werden, über Hecken und niedrige Feldmauern zu kommen. Eine Anzahl dazu commandirter Soldaten halten dazu paarweise ihre Gewehre in horizontaler Richtung wie die Sprossen einer Leiter. Auf dieser Leiter klettert das Bataillon über die Mauer; zuletzt die Soldaten-Paare, deren Gewehre die unterste Sprosse bilden — dann die höheren Sprossen; — die beiden Soldaten, die die höchste Sprosse der Leiter bilden, müssen natürlich die gewandtesten sein — denn sie müssen zuletzt ganz ohne Leiter über das Terrain-Hinderniß hinweg voltigiren! Das ist freilich recht von Grund aus unzweckwäßig!

Verabredung mit Hartmann, Voigts-Rhetz im Kriegsministerium aufzusuchen. — Das Seltsamste bei so einer Berliner Gesellschaft ist die Behendigkeit, mit der Alles auseinander läuft, sowie das Souper vorüber ist.

18. *Mai.* Hartmann besucht im Kriegsministerium. Auch er ist der Meinung, daß Deutschland nicht in seiner gegenwärtigen Lage bleiben kann und darf. „Wenn Sie hier an diesem Tisch arbeiteten, würden Sie auch sagen: so kann es nicht bleiben!“ erklärt er, und es knüpft sich für ihn an die gegenwärtige Krisis die Hoffnung, daß die Karte von Deutschland aus ihr sehr verändert hervorgehen wird. *Sein Wunsch und seine Hoffnung ist, daß Hannover von Preußen absorbirt werde.*

Er hat nämlich den Marsch der Truppen an den Rhein zu bearbeiten — d. h. den Transport auf den Eisenbahnen — und mit allen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche die leidige Kleinstaaterei unserer Regierung dabei in kaum glaublichem Maße in den Weg legt. —

Georg V. von Hannover schildert er mir als nahezu unzurechnungsfähig — und zwar aus Hochmuth; die weltgeschichtliche Größe seines Hauses ist der Gedanke, der ihn — als einziger — ganz erfüllt und fortwährend beschäftigt — das Haus der Welfen!

— Auf Urlaub in Hannover hat Hartmann mit ihm eine Unterredung von fast zwei Stunden gehabt, und die ganze Zeit über ist von gar nichts Anderem die Rede gewesen. —

Wir gehen zu dem General Voigts-Rhetz — der auch als Abtheilungs-Chef im Kriegsministerium verweilt — und ich sehe nun diesen merkwürdigen Mann in der Nähe. Ein großer starker Mann in den besten Jahren.

Er ist entschiedener Gegner unserer jetzigen Regierung und über deren rathlose Halbheit, über die schwankende Unentschlossenheit, sehr übel zu sprechen. Dreinschlagen soll man, handeln hätte man sollen schon längst —: wenn er aber sagen sollte wie und wo, würde er doch in einige Verlegenheit gerathen, denn er ist, wie so viele unserer reactionären Offiziere, ein großer Russenfreund — und Rußland geht doch Hand in Hand mit Napoleon III. — Oesterreich und Frankreich haßt er ungefähr in gleichem Maße — also, wo will es denn eigentlich hinaus mit dem Thatendrang?

Nur ist auch er, so conservativ er sein mag, sehr durchdrungen davon, daß die Karte von Deutschland nicht so bleiben kann und darf, wie sie jetzt ist.

Die bisherigen Operationen der Oesterreicher tadelt er mit großer Schärfe. — Hartmann bemerkt: die ersten Berichte des Majors von Redern, der von preußischer Seite im österreichischen Hauptquartier verweilt, sind nun eingegangen und es erhellt daraus, daß die Oesterreicher annahmen, die *französische Armee könne und werde nur über den Mont-Cenis heranrücken*. An Toulon, die französische Flotte — Genua und die Eisenbahn von dort nach Alessandria scheinen sie gar nicht gedacht zu haben. Ihr harmloser Plan war, auf dem linken Ufer geradeaus nach Turin zu gehen, um mit den Sardiniern fertig zu werden, ehe die Franzosen über die beschneiten Alpen könnten.

Ueber das, was die Oesterreicher hätten thun müssen, ist Voigts-Rhetz aber anderer Ansicht als wir Anderen. Bei Allen, Moltke, Ollech und Hartmann fand ich bisher dieselbe Meinung, die ich selber theile; *der zu Folge mußten die Oesterreicher auf dem rechten Po-Ufer operiren*, von Piacenza aus — wozu haben

sie es sonst befestigt? — Auf dem rechten Po-Ufer kamen sie nicht in ungesunde Reisfelder, sondern in höher liegendes Gelände und hatten keine Torrenti vor sich, sondern nur ganz unbedeutende Gebirgsbäche, die selbst nach anhaltendem Regen nie zu einem bedeutenden Hinderniß werden. — Vor allen Dingen mußten die Oesterreicher hier sich der Stellung von Novi bemächtigen, die Bocchetta besetzen, den Paß von Serravalle sperren, die Eisenbahn nach Genua zerstören — und dann mit Heeresmacht über die Sardinier herfallen, um deren Heer zu vernichten, ehe die Franzosen da sein konnten. Wichen die Sardinier dann auch, einer Schlacht zu entgehen, bis an den Fuß der Alpen, da mußten sie stehen und fechten.

Voigts-Rhetz ist nicht für diesen Plan; man traf so nur auf den äußersten rechten Flügel, auf die Flanke der Sardinier und hatte keine Aussicht, ihre Macht zu spalten. (Was schadet denn das bei der ungeheueren Ueberlegenheit der Oesterreicher?) — Auch hatten da die Sardinier das schützende Alessandria zu sehr in der Nähe. — (Was thut denn das? — Alessandria ist zu klein, um die ganze Piemontesische Armee aufzunehmen; und selbst abgesehen davon, wenn die feindliche Armee sich dort wollte einsperren lassen: desto besser.)

Voigts-Rhetz meint, die Oesterreicher mußten auf dem linken Po-Ufer vorgehen — und dann bei Casale den Uebergang erzwingen, um die Aufstellung der Sardinier zwischen Turin und Alessandria zu sprengen und die Theile ihres Heeres getheilt und getrennt zu schlagen — und dann Serravalle und Novi in Besitz zu nehmen — (da hätte sich aber wohl das Heer der Sarden ohne zu schlagen auf Genua zurückgezogen).

Schulenburg-Priemern begegnet mir in der Straße; begrüßt mich ungemein freundschaftlich; hat von Auerswald erfahren, daß ich hier bin und ist bei mir gewesen. Ist sehr zufrieden mit seiner Anstellung in Stuttgart; Neapel ist ein bloßer Beobachtungsposten — in Stuttgart dagegen wird er mitunter recht „stark zu agiren haben". — Er zeigt sich gereizt gegen Oesterreich und gegen das Treiben der kleinen süddeutschen Staaten, die uns in den Krieg hineintreiben wollen, und spricht den Wunsch aus, daß einige von ihnen, wenn sie ihren Wunsch erreichen, wenn es zum Kriege kommt,

bei der Gelegenheit mit ihrer armseligen Existenz gänzlichen Schiffbruch leiden mögen; das verdienen sie — und so zerstückelt kann Deutschland überhaupt nicht bleiben. — Davon ist auch Schulenburg durchdrungen, wie von der Nothwendigkeit, daß einige der kleinen Staaten dem preußischen einverleibt werden.

Abends bei Rudolf Auerswald, mit ihm allein. Muß ihm viel von französischen Zuständen erzählen. Berichte, daß außer der feigen Angst vor den Rothen, die sich der ganzen Bevölkerung in Frankreich bemächtigt hat und die eigentlich die Grundlage der napoleonischen Herrschaft bildet — und nächst der Armee — die Legitimisten Napoleons III. beste Stütze geworden sind, und warum. — Von der gegenwärtigen Lage spreche ich meine Ueberzeugung aus, daß Oesterreich sich nicht bloß aus der gegenwärtigen Noth für den Augenblick retten — sondern bleibend sicher stellen will und deshalb auf einen vollständigen und nachhaltigen Sieg der Reaction in ganz Europa ausgeht. — Das giebt R. Auerswald zu und versichert, daß der Regent die Sache auch so ansieht. —

Auf eine Schwierigkeit der gegenwätigen Lage macht mich dann R. Auerswald besonders aufmerksam: wenn man mit Friedens-Vorschlägen zwischen die streitenden Parteien treten wollte — (das ist also, was man seiner Zeit thun will) — wie wollte man wohl jetzt schon, da noch Alles unentschieden in der Schwebe ist, einen Frieden formuliren, den Preußen vertreten, den es vermitteln oder dictiren könnte. Selbst wenn man mit England und Rußland verbündet und einig wäre, ließe sich für jetzt noch gar nicht sagen, wie er zu fassen wäre. — (So sucht man denn also die Dinge hinzuhalten, bis die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze eine bestimmtere Wendung genommen haben.)

Wir kommen auf die Großsprecherei der Oesterreicher von den 220,000 Mann, die sie angeblich in Böhmen bereit haben, um an den Rhein vorzurücken. Das weiß man hier wie in Gotha besser; R. Auerswald versichert mit einer gewissen Heftigkeit: „Sie werden nicht mit 30,000 Mann am Rhein erscheinen!"

Die französische Armee schildere ich ihm als sehr tüchtig. — Er fragt, welche Führer da besonders Vertrauen einflößen. — Ich:

Mac-Mahon ist der Mann, auf den am meisten gezählt wird, die Hoffnung der Armee; Pelissier gilt nicht sehr viel — Canrobert in gewissem Sinn noch weniger; man räumt indessen ein, daß er Pelissier an Kenntnissen und Einsichten überlegen ist, aber man fügt hinzu: il est écrasé par le poids de la responsabilité. — Uebrigens herrscht in der französischen Armee eine große Siegeszuversicht, ohne daß dabei irgend ein Name genannt würde; ein Vertrauen, das sich auf keinen bestimmten Führer bezieht; ein Vertrauen an sich. — „Auf sich selbst!" supplirt R. Auerswald.

Als ein Zeichen sehr gesunder Zustände in der französischen Armee mache ich dann geltend, daß der Generalstab dort eine ungemein unbedeutende Rolle spielt. Die Generalstabs-Offiziere sind dort in der That auf die Detail-Arbeiten beschränkt, die nach den bestehenden Vorschriften ihres Amtes sind. Von Einfluß, den sie üben könnten, ist gar nicht die Rede. — Auch ist der Dienst im Generalstab gar nicht der Weg, Carriere zu machen.

Die Marschälle, Divisions- und Brigade-Generäle sind alle wirklich das, was sie vorstellen; sie sind selbständig; das ganze leidige faiseur-Wesen existirt nicht. „Das kann ihnen in diesem Augenblick keine andere Armee in Europa nachmachen."

„Wir am allerwenigsten!" bemerkt R. Auerwald. „Ja! ein Kinderspiel ist es freilich nicht!" —

19. Mai. Langer Brief von Usedom, sehr herabgestimmt und entmuthigt; ich soll ihm häufig schreiben; er bedarf dessen. „Der Kriegsschwindel dauert fort; man bringt immer neue Anträge, welche Preußen voraneilen und ihm die Leitung der deutschen Angelegenheiten und das entschiedene Wort, was es in den europäischen sprechen könnte, zu entziehen trachten." — Man sage, Preußen könne seinen Einfluß in Deutschland nur dadurch behaupten, daß es immer an der Spitze der öffentlichen Meinung stehe: „Aber diese Meinung ist jetzt so avancirt, daß wir nur durch einen Angriffs- und Invasionskrieg nach Frankreich mit ihr Strich halten könnten. Hierbei hätten wir dann keine Hülfe von England, dagegen einen Angriff von Rußland zu erwarten. Wer will denn unter solchen Umständen

noch an der Spitze der öffentlichen Meinung gehen? — Der zweite Fall ist, daß wir im Nachtrabe der öffentlichen Meinung in den Krieg geschleppt werden; das wird auch als verderblich geschildert. — Der dritte Fall wäre, daß wir diese öffentliche Meinung in die Zwangsjacke steckten und unsere Meinung an die Stelle setzten. Das kann nur mit Entfaltung großer imponirender Kriegsmittel in Deutschland selbst geschehen, welche eben so sehr den Krieg von Deutschland als Deutschland vom Kriege abzuhalten geeignet wären. In dieser Weise könnten wir eine wirkliche, keine erbettelte Autorität in Deutschland gewinnen, freilich Anfangs unter viel Geheul, doch aber unter dem Beifall von ganz Europa außer Oesterreich." — Es wäre schon genug die beiden norddeutschen Armeecorps in Ruhe zu erhalten; dann wären die Süddeutschen, mit der Hülfe, die Oesterreich gewähren kann, nicht mehr stark genug zu einem Angriff. „Jetzt denken sie mit den norddeutschen Corps und den Oesterreichern circa 250—300,000 Mann aufzubringen und sehen sich bereits in Paris. Dies explicirte noch gestern ein süddeutscher Staatsmann einem fremden Diplomaten — dann sei es ja gar nicht einmal nöthig Preußen mit sich zu haben."

Usedom ist also noch nicht überzeugt davon, daß wir auf die eine oder andere Weise an dem Kriege Antheil nehmen müssen — und daß es sich darum handelt, auf die günstigsten Bedingungen Antheil zu nehmen und das Ziel so zu stecken, wie wir es haben wollen. Er glaubt an die Möglichkeit des Friedens schlechthin und möchte ihn einfach aufrecht erhalten sehen. Er agitirt also auch nicht in unserem Sinn, wie ich hoffte. —

Er fragt, ob Max Duncker die Presse tüchtig in die Hand genommen hat? — Die Regierung müßte starke Summen darauf verwenden, „sonst hilft es nichts gegen die kriegerische Drehkrankheit." — Ich soll ihm auch über „interna" schreiben; ob das Ministerium sich completiren und verstärken wird — ob man im Lande den Junkern und Pfaffen tüchtigen Widerstand leisten werde u. s. w.

Zu Max Duncker, der Presse wegen mit ihm gesprochen. Er thut das Mögliche und schreibt Artikel in unserem Sinn für das

südliche Deutschland, hat aber mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen: die süddeutschen Zeitungen sind sämmtlich von Oesterreich so gut bezahlt, daß sie Artikel im preußischen Sinn, die ihnen eingesendet werden, gar nicht aufnehmen. M. Duncker sucht nun durch Flugschriften dort zu wirken; damit aber reicht man nicht weit. — Es müssen neue Organe der Presse im preußischen Interesse geschaffen werden im südlichen Deutschland. M. Duncker kann das in's Werk setzen vermöge seiner literarischen Verbindungen im Süden, wenn nur die nöthigen Gelder bewilligt werden. — Auch wird daran gearbeitet; zunächst handelt es sich darum, ein preußisches Organ in Frankfurt a. M. zu gründen; die Einleitungen dazu sind getroffen; die Sache hängt jetzt — der nöthigen Gelder wegen — von Patows Entscheidung ab, die in diesen Tagen erwartet wird. —

Aber natürlich müssen Usedom und die preußische Gesandtschaft ganz außer aller Verbindung mit der Redaction dieser Zeitschrift bleiben, denn wenn diese etwas wirken soll, muß sie ganz unabhängig und selbständig, spontan entstanden scheinen.

Was die große Politik betrifft, sucht Max Duncker fortwährend in unserem Sinn zu wirken — die Minister sehen die Sache auch wohl ein — aber der Entschluß ist schwer und wo man sich nicht entschließen kann, sind die Gründe zum Aufschieben und vorläufigen Nichtsthun leicht gefunden. — So ist jetzt die Sendung des General Willisen nach Wien der Grund, der angeführt wird, um jeden wirklichen Beschluß noch aufzuschieben; man muß erst abwarten, sagt man, was sich daraus ergiebt; und ein vorzeitiges Handeln könnte diese Unterhandlungen in Wien stören, deshalb muß man es unterlassen. —

20. Mai. Zu Vincke, der gestern aus Westphalen zurückgekehrt ist. Er ist von Minden an mit dem Grafen Pourtalès (Gesandten in Paris) zusammen gereist. Pourtalès bezeugt, daß man in Frankreich doch nicht mit allen Rüstungen ganz fertig gewesen ist, als der Krieg ausbrach. — Die Garden namentlich sind in einem ziemlich unfertigen Zustande ausgerückt und viele Feldrequisiten haben ihnen erst später nachgeschickt werden müssen.

Graf Eberhard Stolberg und Herr v. Hertefeldt wollen eine conservative Volkszeitung gründen, um die Interessen des Junkerthums zu fördern — sie glaubten, das dem Regenten sagen zu müssen, und erbaten sich eine Audienz; der Regent gewährte sie auch in diesen Tagen, aber nur, um ihnen sehr entschieden seine Mißbilligung und sich selbst sehr liberal auszusprechen. — Hertefeldt hat die guten Lehren mit Ergebung hingenommen — E. Stolberg aber ist wüthend — fulminirt nach allen Seiten hin — und soll sich namentlich gegen R. Auerswald mit unziemlicher Heftigkeit geäußert haben.

23. *Mai.* Vincke bei mir. Ich erzähle ihm, was ich gehört habe: Die pommersche Zweigbahn ist vollendet, der Regent ist zur Eröffnung eingeladen, und die Cösliner Kreisstände wollen die Gelegenheit zu einer Demonstration benutzen. Kleist-Retzow wird eine Rede halten und ihm das Mißfallen der Junker-Partei an seiner Regierung und ihre Forderungen im Namen des Landes aussprechen.

Bei Tisch Hauptmann v. Bronikowsky (Garde-Artillerie). Er hat vor Kurzem eine Reise durch Frankreich und Piemont gemacht und Garibaldi's Schaar in Cuneo gesehen, wo sie gebildet worden ist; beschreibt sie als sehr tüchtig. Viele junge Leute aus den höheren Ständen darin und strenge Disciplin, die Garibaldi vom ersten Augenblick an einzuführen und zu behaupten wußte.

24. *Mai.* Vincke bei mir; er ist beim Prinzen Friedrich Wilhelm gewesen. Der hat ihm seinen kleinen Sohn gezeigt — ein allerliebstes Kind, wie Vincke sagt.

Der Regent weiß bereits von anderer Seite her, was die Cösliner Kreisstände vorhaben, — *nimmt in Folge dessen nur die Einladung der Stadt Colberg an, lehnt die der Stände ab.* Prinz Friedrich Wilhelm erzählt das mit der Bemerkung: *es sei nur zu bedauern, daß so gespannte Verhältnisse entstünden mit den Personen, die bisher dem Hofe am nächsten gestanden haben.*

In diesem leidigen Bedauern, das immer wiederkehrt, hat die Junker-Partei eine mächtige Handhabe! —

Aus einigen Aeußerungen des Prinzen geht dann auch hervor,

daß unsere Prinzen eben auch, eben wie der Kaiser Nikolaus, die Revolution in Napoleon III. gleichsam verkörpert sehen. — Er ist in ihren Augen das Haupt der europäischen Revolution. —

Diner bei Patow. Werde seiner Frau vorgestellt. — R. Auerswald ist da, Camphausen, der Banquier Magnus mit seiner jetzigen Frau, Tochter des General Prittwitz — und einige andere Herren.

Patow bildet einen entschiedenen Gegensatz zu R. Auerswald; während dieser ermattet ist, fast erliegt unter der Last der Geschäfte — finde ich Patow wie verjüngt; er macht den Eindruck eines Mannes, der endlich in sein Element gekommen ist und sich ungemein wohl darin fühlt; mit Lust und Freude darin arbeitet. — Auch ist er von allen gegenwärtigen Ministern derjenige, der die festeste Stellung eingenommen hat; — selbst die Junker müssen ihn wenigstens als Fachmann, wie sie sagen, und abgesehen von allgemeiner Politik, anerkennen und loben.

Camphausen zeigt sich nach Tisch in einem Zwiegespräch mit mir mehr specifisch preußisch gesinnt, als ich einem Rheinländer zugetraut hätte; er meint, der Fürst Hohenzollern sei im Allgemeinen ganz gut an seiner Stelle, aber er habe zu viel süddeutsche Sympathien.

R. Auerswald, den ich zu Fuß nach Haus begleite, ist recht abgemattet und hinfällig. —

26. Mai. Ein langer Brief von Usedom setzt mich sehr in Alarm. Er schreibt in einer Art von Verzweiflung — immer in der Ansicht befangen, daß wir dem Kriege ausweichen müssen. — Ich soll ihm schreiben; was ich ihm „über die Dispositionen in den höchsten Regionen vis-à-vis dem projectirten Reislaufen des IX. und X. Corps an den Oberrhein" mittheilte — ist ihm sehr wichtig —: „Ich weiß nicht ob diese Expedition in das Leben treten wird, so viel man auch jetzt damit renommirt. Es ist selbst möglich, daß man Letzteres nur thut, um Preußen „Schande halber" zum Mitgehen zu nöthigen, gerade weil man unsere Empfänglichkeit für dergleichen Motive — (dahinten bleiben, in Stich lassen, Schwert Deutschlands u. s. w.) kennt. — Kehren wir uns daran, so schleppen sie uns hinter sich her und schieben uns in den Krieg, wie die Freier in Odysseus' Hause

den feisten Bettler Iros zum Faustkampf." — „Sie schimpfen und höhnen mit Demonstrationen und Zeitungsartikeln, bis wir ihnen den Willen thun und dann lachen sie uns zum Dank dafür aus."

Wir haben es nun einmal gelten lassen — so lautet sein Tadel unserer verfehlten Politik — daß Oesterreichs Sache in Italien eine patriotisch-deutsche sei — (NB. im Gegentheil, dagegen hat sich unsere Regierung stets ausdrücklich verwahrt) — wenigstens lassen wir das de facto gelten: „Denn wiewohl wir in Instructionen und Artikeln uns die Theorie des Art. 46 (der Wiener Schlußacte) noch immer rein erhalten, so schicken wir doch Willisen nach Wien, und behandeln die Garantie der Lombardei als Zeitfrage d. h. als eine Sache, die sich von selbst versteht."

Diese Worte erregen in mir die äußerste Unruhe; ist dem so — hat Willisen solche Aufträge — dann freilich haben wir das Spiel vollständig aus der Hand gegeben, und es ist durchaus vergeblich irgend Bedingungen stellen, irgend etwas erlangen zu wollen! —

Was meine fünf Punkte anlangt, so seien sie ohne Blutvergießen nicht durchzuführen und „dazu haben wir nicht den Nerv". Sonst würden wir aber mit allen etwaigen Forderungen in Frankfurt und Wien durchfallen.

Damit ich sehe, wie „der süddeutsche Piepmeier" sich erlaubt, über Preußen zu sprechen, schickt er mir ein Blatt der ultramontanen Mainzer Zeitung, die unter dem Schutze des Bischofs Ketteler erscheint. — Der Leitartikel zieht über „Gotha und Berlin" los — und wüthet gegen den Gedanken an eine „Union", wie die „Gothaer" sie geträumt hätten, an preußische Hegemonie in Deutschland. „Man kann sogar so weit gehen, zu behaupten", sagt das Mainzer Journal, „daß unter gewissen Umständen es vorzuziehen sei, eher von Frankreich unterjocht, als von Preußen verschlungen zu werden" — die Befreiung von dem französischen Joch werde nicht lange auf sich warten lassen „während mit einer vollendeten preußischen Unirung das Deutschland einer mehr als tausendjährigen Geschichte für immer verschwunden wäre" (alias mit der Zerstückelung und Ohnmacht Deutschlands,

mit der Gefahr, von der Fremde unterjocht zu werden und ganz aus der Reihe der selbständigen Nationen zu verschwinden, wäre es dann für immer vorbei —: welch' ein Unglück!). — Zuletzt wird das Verlangen nach einem York ausgesprochen, der losschlüge, ohne die preußische Regierung zu fragen.

Das Alles könnte hingehen, aber Willisens Sendung macht mir Sorge.

Zu Max Duncker; das Blatt des Mainzer Journals kennt er schon — von Usedoms Brief sagt er: „das ist der Humor der Verzweiflung!" — Willisens Sendung betreffend: „Das ist nicht wahr! Willisen hat keinen solchen Auftrag!" — wir garantiren den Oesterreichern keineswegs ihre italienischen Besitzungen. — (Das war ein Trost, dessen ich bedurfte!) — Die fünf Punkte betreffend fragt er, was das für Punkte sind? — ich soll sie ihm wieder aufschreiben; er will sie dem Fürsten Hohenzollern mittheilen. —

Schreibe die fünf Punkte wieder auf, mit einer Einleitung, in der ich andeute, daß wir zu einem bloßen Frohndienstkriege für Oesterreich geführt werden, wenn wir unsere Theilnahme an dem Kriege von Eventualitäten abhängig machen, und daß dies um so schlimmer wäre, da wir jetzt auch schon nicht mehr als gehorsamer Frohnknecht Oesterreichs eintreten würden — sondern als reuiger Sünder, der viel wieder gut zu machen hat.

28. Mai. Hartmann vom Kriegsministerium besucht; er sagt: „das Treffen bei Montebello ist ein Beweis, was die Oesterreicher noch jetzt ausrichten konnten, wenn sie mit Heeresmacht von Piacenza aus vorgingen. Sie konnten dann die weit auseinandergezogenen Theile der französischen Armee einzeln schlagen; haben doch die Franzosen Mühe gehabt, das Nöthige zusammenzubringen, um sich der geringen Schaar unter Schaffgotsch zu erwehren."

Diner bei Mäder mit Camphausen und Delbrück. Aus den Worten des Ersteren wird mir vollends klar, wie man sich — der Ansicht gemäß, die vermöge der innewohnenden vis inertiae trotz alles Ankämpfens, das von Max Duncker ausgeht und vom Fürsten Hohenzollern unterstützt wird, im Ministerrath doch immer die

maßgebende bleibt — den Gang der Dinge, die nächste Zukunft denkt. —

Man will, wenn beide Parteien eine Weile mit einander gerungen und die erste Leidenschaft verbraucht haben, wenn sie ungefähr sehen, was sie gegen einander vermögen —, dann mit Friedensvorschlägen zwischen sie treten und sie dem Widerstrebenden auferlegen. — Ein entscheidender Sieg — welcher Partei es auch wäre — und ein rascher Gang der Ereignisse käme uns daher unerwünscht; die Combinationen unserer Politik könnten freilich leicht dadurch überflügelt werden! —

Was wir wünschen ist ein schleppender Feldzug ohne Entscheidung am Mincio in die Länge gezogen — und unsere Politik heißt: Hinhalten! — Die Dinge in Wien, in Frankfurt, in Paris hinhalten, und unseren Entschluß aufsparen! —

Es ist das einer jener Schein-Entschlüsse, wie man sie faßt, um einem wirklichen Entschluß auszuweichen. — Ich bin nicht sehr erbaut davon.

29. Mai. Ollech und Voigts-Rhetz treffen bei mir zusammen. Interessantes lebendiges Gespräch. Ollech zeigt sich als überstürzender Enthusiast, und verlangt leidenschaftlich sofortigen Krieg. Voigts-Rhetz, so reactionär er ist, weiß doch vollkommen Oesterreich zu würdigen, und will wenigstens nicht blindlings hinein; meint, man müsse sich doch gegen Oesterreich sicher stellen. — Ollech will blindlings vorwärts; wir haben dann für die Folge, nach seiner Meinung, das ganze große Gewicht einer von uns ausgeführten großen National-That in Deutschland für uns, und das verschafft uns, was wir wollen! — (als ob uns das österreichischer Arglist und dem bösen Willen der Kleinen gegenüber etwas nützen könnte!)

31. Mai. Diner Nr. 26 unter den Linden, von Voigts-Rhetz eingeladen, der noch General Alvensleben und Oberstlieutenant Hartmann dazu gebeten hat. —

General Alvensleben, zum Prinzen beschieden, entschuldigt sich, verweilt nur einige Augenblicke unter uns. Oesterreichische Kriegführung. Die Herren sind empört, daß die Oesterreicher Piacenza nicht besser benützt haben. — Ich meine: jetzt, da ihre Offensive ver-

fehlt ist, die Oesterreicher hinter den Mincio zurück müssen, thäten sie wohl Piacenza zu verlassen — denn jetzt bliebe eine Besatzung doch nur, um der Gefangenschaft zu verfallen, darin zurück. —

Alvensleben widerspricht; die Oesterreicher müssen Piacenza behalten; die Straße über das Wormser Joch, die sie haben, giebt ihnen Gelegenheit, selbst wenn sie über den Mincio weichen müssen, vom Gebirge aus im Rücken der feindlichen Armee nach Piacenza zum Entsatz vorzugehen, in einer dem Feinde gefährlichen Weise (scheint mir etwas doctrinär, doch widerspreche ich nicht).

Garibaldi's Niederlage wird mir bestätigt. Interessantes Gespräch; nach dem, was Hartmann von Hannöverschen Zuständen erzählt, überzeuge ich mich immer mehr davon, daß Georg V. nicht zurechnungsfähig ist.

Voigts-Rhetz erzählt von Radowitz, seinem Verhalten im Jahre 1850, wo er die Mobilmachung veranlaßte; Voigts-Rhetz war auf eine Recognoscirungs-Reise nach dem südlichen Deutschland ausgesendet, als er zurück kam, erstattete er Bericht, und fragte bei der Gelegenheit Radowitz, was er denn eigentlich mit der Mobilmachung gewollt, und was er davon erwartet habe: „Haben Sie wirklich geglaubt, Sie könnten den König zu einem Kriege gegen Oesterreich bringen?“ — „Nein! das habe ich nicht geglaubt!“ — „Nun was denn? Haben Sie etwa geglaubt, die Oesterreicher würden sich durch die bloßen Anstalten imponiren lassen und uns den Willen thun?“ — „Ich hoffte es!“ — Das hoffte er und wußte doch besser als irgend ein Anderer, daß unsere Königin mit ihrer Schwester, der Erzherzogin Sophie — mit ihrem Bruder, dem Prinzen Carl von Baiern, und mit dem Feldmarschall Windischgrätz auf das eifrigste correspondirte! —

1. Juni. Wieder den ganzen Morgen Besuche bei mir; erst General Weber — dann General Peucker; der wird mir den neuen Lehrplan für die neuen Militärschulen senden, und will meine Meinung darüber wissen; — endlich der stocktaube Oberst a. D. Laue — jetzt nachträglich Generalmajor v. Laue.

Der ist in diesen Tagen bei dem Prinz-Regenten gewesen;

da hat ihm der Prinz ohne eigentliche Veranlassung seine Verhandlungen mit Eberhard Stolberg erzählt.

Dem Prinzen liegt also daran, daß der Hergang im Publikum genau bekannt werde — denn sie diesem Laue zu erzählen, war jedenfalls ein sehr anstrengendes Beginnen; der Prinz muß tüchtig geschrieen haben! —

Eberhard Stolberg und Hertefeldt wollen ein „conservatives Volksblatt" gründen, glaubten aber, da sie eben conservative Leute sind, es sei anständig, den Regenten davon in Kenntniß zu setzen, und erbaten deshalb eine Audienz. Der Regent gewährte sie, um ihnen seine Meinung zu sagen. Stolberg kam aber allein zur bestimmten Stunde. Der Regent glaubte nicht anders, als die Herren seien beide da; hätte er gewußt, daß Stolberg sich allein eingefunden hatte, so hätte er ihn gar nicht vorgelassen, denn es lag ihm daran, daß ein Zeuge dabei sei. — Stolberg trug ihm sein Anliegen vor, der Prinz sagte: ein wirklich conservatives Volksblatt könne ihm nur willkommen sein, nach dem übersendeten Programm aber und den Namen der Mitarbeiter müßte er glauben, daß die beabsichtigte Zeitschrift im Geiste der Kreuz-Zeitung gehalten sein werde? — Allerdings! — Der Regent: Das könne er nicht billigen! — Die Partei mache Opposition — das sei ihr nicht zu wehren — aber sie suche dabei stets ihn von der Regierung zu trennen, das könne er nicht zugeben. „Sie sprechen immer als sei mir das jetzige Ministerium octroyirt worden" — von wem denn? — Er habe die gegenwärtigen Minister gewählt aus eigenem freiem Entschluß, weil er diese Männer und ihre Grundsätze kenne, weil sie mit ihm selbst darin übereinstimmten, weil sie sein volles Vertrauen hätten. Die vorgelegten Gesetz-Entwürfe über Ausgleichung der Grundsteuer und Civilehe seien wesentlich von ihm, dem Regenten, ausgegangen; „wenn ich Ihnen meine Tagebücher zeigen könnte, würden Sie sehen, daß ich schon vor fünf Jahren von der Nothwendigkeit dieser Gesetze überzeugt war."

„Kurz, dies ist mein Ministerium und wird es bleiben, solange ich lebe und regiere!"

Zum Schluß der Erzählung aber bedauerte der Prinz doch

wieder, daß er mit der ganzen Aristokratie zerfallen ist! —

2. Juni. Zu Max Duncker. Willisen hat in Wien durchaus gar nichts ausgerichtet, aber er hat auch von dort die Ueberzeugung mitgebracht: daß die österreichische Regierung einen vollständigen und nachhaltigen Sieg der Reaction in ganz Europa beabsichtige. Man will Napoleon III. stürzen „ni plus, ni moins!“ Hat Rechberg dem General Willisen selbst gesagt.

Für unsere billigen Forderungen hat man in Wien gar kein Ohr — man beachtet sie gar nicht — man thut als höre man sie gar nicht — man antwortet gar nicht darauf. —

Die Forderung Preußens: Oesterreich möge am Bundestage das Interimisticum fortdauern lassen, das durch Rechbergs Abberufung entstanden war — d. h. vor der Hand keinen Bundestags-Gesandten ernennen (wodurch Präsidium und Initiative am Bundestage ganz von selbst in Preußens Händen blieb, wie sich das gehört, zu einer Zeit, wo Preußen vor Allem Deutschland vertheidigen soll) — auf diese Forderung hat Oesterreich nicht anders geantwortet, als nach acht Tagen durch die That —: nämlich durch die Ernennung des Herrn v. Kübeck zum österreichischen Bundestags-Gesandten!

In dieser mißachtenden, wegwerfenden Weise hat die österreichische Regierung alle Forderungen Preußens behandelt; — Willisen hat nichts weiter erlangt, als daß man einstweilen österreichischer Seits die Agitationen und Wühlereien am Bundestage ruhen läßt — und daß der Kaiser Franz Joseph bei seiner Abreise nach Italien gesagt hat: er hoffe noch zu einer Verständigung mit Preußen zu gelangen und werde die Unterhandlungen hier in Berlin fortsetzen lassen.

Es müsse nun etwas gethan werden, und doch sei die Ungewißheit so groß als je zuvor. —

Meine fünf Punkte hat Max Duncker dem Fürsten Hohenzollern mitgetheilt. Dieser billigt sie vollkommen und ist damit einverstanden, aber alles scheitert an der Halbheit des Ministers Schleinitz und dem Widerstande Bonins.

Um eine Politik im Sinne der fünf Punkte zu befolgen, bedürfen wir der Entwickelung militärischer Kräfte im südlichen Deutschland. Demgemäß war die Rede davon, ein Observations-Corps bei Erfurt aufzustellen — man sagte, das würde den Süddeutschen als Vorsichtsmaßregel genügen — sie befriedigen — und sei zugleich keine Provocation gegenüber Frankreich.

Max Duncker fand das nicht hinreichend — denn eine Demonstration Preußens dürfe nicht gegen Deutschland allein gerichtet scheinen. Man müsse zwei Corps aufstellen, eins bei Frankfurt, das andere bei Kreuznach.

Es kann aber überhaupt nichts aus der Sache werden, weil Bonin sich widersetzt und immer wieder darauf zurückkommt, kein einziges Regiment dürfe aus seinen Standquartieren gezogen werden — sonst könne es die Landwehr nachher nicht bilden.

Der Prinz-Regent geht fest und sicher vorwärts, ohne Schwanken und Zagen, sowie er das Ministerium einig sieht —: *er wird aber auch unsicher und schwankend, wenn das Ministerium ihm uneinig und zweifelnd gegenübersteht.*

Nun schlägt Max Duncker vor, da Bonin weder für die beabsichtigte Politik zu gewinnen noch zu beseitigen ist — *muß man eben ihn die Politik machen lassen.* — Es bleibt nichts Anderes übrig. Da zu einer hinhaltenden, abwartenden Politik alle Elemente fehlen, muß man eben viel früher losschlagen, als die Absicht war und sogleich thun, was später geschehen sollte. — *Man muß* in dem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich *nur einen bedeutenden Schlag abwarten und, sowie der erfolgt ist, mit Friedens-Vorschlägen und dem Willen, ihre Annahme zu erzwingen, zwischen die Parteien treten.*

Die Friedensbedingungen, die wir zu vertreten übernehmen, würden sein: Ungeschmälerter Länderbesitz Oesterreichs; d. h. ein gleicher, nicht ein identischer; jeder Gedanke an eine Garantie der gegenwärtigen Besitzungen Oesterreichs bleibt ausgeschlossen — eben so jeder Gedanke, Oesterreich zur Erhaltung der Lombardei oder deren Wiedereroberung zur Wiederherstellung unmöglicher Verhältnisse behülflich sein zu wollen. (In etwas unbestimmter Weise denkt

man sich für jetzt dabei, daß die Lombardei dem österreichischen Staat durch die päpstlichen Legationen ersetzt werden könnte.)

Ferner: Oesterreich giebt seine Bündnisse mit den kleinen italienischen Staaten auf — und Frankreich das seinige mit Sardinien.

Diesen Plan wird nun der Ministerrath in diesen Tagen berathen, und darüber entscheiden.

Ich muß in gewissem Sinne beistimmen, denn dieser Vorschlag führt uns wenigstens auf den Weg zu einem bestimmt gedachten Ziel; er führt zu einem wirklichen positiven Handeln — und *in der Politik wie im Kriege kommt es vor Allem auf eine wirkliche Thätigkeit an, auf ein Handeln, das Realität hat.* — Ich kann aber dennoch manchen Zweifel nicht bewältigen.

Wie, wenn beide Parteien unsere Friedens-Grundlage ablehnen? — Oder wie, wenn vollends — was ein Meisterstreich wäre — *Napoleon III. unsere Bedingungen annähme — Oesterreich aber sie zurückwiese* —: was thun wir dann?

Zu Moltke; auch mit ihm ein langes Gespräch. Zuerst über einen Artikel in der österreichischen militärischen Zeitschrift, in welchem ich angegriffen werde.

Ich sage, daß ich gar nicht darauf antworten werde — Moltke billigt das: „Ihr Buch wird also doch gelesen in Oesterreich!" — Die Angriffe sind ihm der Beweis dafür —: „Nun! dann können Sie die Sache ruhig sich selbst überlassen!"

Was die Gegenwart anbetrifft, so meint Moltke, wir müssen unbedingt gegen Frankreich losschlagen und dürfen unsere Theilnahme an dem Kampfe so wenig (wie ich verlange) von bestimmten Forderungen und Bedingungen abhängig machen als von Eventualitäten. Denn wir thun, wenn wir Frankreich bekämpfen, lediglich, was uns im eigenen Interesse obliegt, ja dringend geboten ist — und haben folglich gar nicht das Recht, von Oesterreich etwas dafür zu fordern. (Eine bessere Ansicht könnten sich die Oesterreicher als herrschende in Preußen gar nicht wünschen, und wenn sie sich eine bestellen dürften.)

Operationsplan gegen Frankreich; Moltke ist der Meinung,

und wiederholt, man müsse nicht von der belgischen Grenze aus auf der kürzesten Linie nach Paris gehen, weil Paris einzunehmen unmöglich sei — und man Eroberungen, die etwa an der belgischen Grenze gemacht würden, nicht behaupten, d. h. im Frieden nicht behalten könne. — Man müsse in Lothringen eindringen und Metz erobern.

Ich stimme bei, komme aber wieder darauf zurück, daß man dennoch einen Versuch auf Paris machen muß — umsomehr, da nach einem Sieg die Verfolgung des Feindes mit einer gewissen Nothwendigkeit vor die Thore der Hauptstadt führen wird. — Denn wollte man zu früh von der Verfolgung ablassen, um sich nicht zu tief in Frankreich einzulassen, — um die Eroberung der Grenzfestungen, als das eigentliche Ziel des Feldzugs, das man sich vorgesetzt hat, ausschließlich zu betreiben — so könnte man wohl dahin kommen, dem Feinde die gänzliche Zerrüttung seines Heeres übergroßmüthig zu schenken. Selbst der moralische Eindruck eines Sieges, der mit solcher schlaffen Mäßigung verfolgt würde, wäre bald verwischt. — Der Feind, dessen Heer bald zum Stehen käme, fände die Mittel dies Heer in kurzer Zeit vollkommen herzustellen — umsomehr, da er im Besitz seines ganzen Territoriums bliebe, also aller seiner Mittel — und er würde bald genug wieder da sein, um die Grenzfestungen zu entsetzen. — Man muß dem Feinde in das Innere seines Landes folgen, um sein Heer mehr und mehr zu zerrütten, — die Mittel zu dessen Herstellung, so weit sie erreichbar sind, zu zerstören oder zu zerstreuen — und einen so großen Theil des feindlichen Territoriums als möglich, mit allen Hülfsmitteln, die es enthält, in Besitz zu nehmen suchen.

Moltke meint: ja! — Verfolgen müsse man nach einem Siege auf das Aeußerste; das versteht sich! — Napoleon III. werde sich nach einer verlorenen Schlacht nicht auf Paris zurückziehen, sondern auf die Loire.

Das glaube ich nicht! — Ein König von Frankreich aus alter festbegründeter Dynastie, deren Dasein und Herrschaft sich von selbst versteht und nie in Frage gestellt werden kann, könnte allerdings so

handeln und thäte wohl daran, das strategische Objekt, das der Feind im Auge haben muß — das französische Heer und die Hauptstadt — gleichsam zu spalten, und die beiden Hälften desselben örtlich zu trennen — Napoleon III. aber darf Paris so wenig preisgeben als Napoleon I. — wenn er nicht nach einer verlorenen Schlacht das Schicksal desselben erleben will. Er hält sich gewiß mit seinem Heere stets zwischen dem Feinde und Paris.

Operationen in Italien. Wir hatten mehr oder weniger alle erwartet, Napoleon III. werde, da er um seine Basis und seine Verbindungen durchaus nicht besorgt zu sein braucht, Piacenza umgehen und einschließen, auf dem rechten Ufer des Po stromabwärts marschiren, den Uebergang etwa bei Cremona bewerkstelligen und von dort die Richtung auf Brescia oder auf Peschiera nehmen. Er konnte dann vielleicht die österreichische Armee auf ihrem Rückzuge nach dem Mincio noch ereilen — in der Flanke angreifen — und in die Gebirge westlich des Gardasees werfen. — Jetzt lassen Garibaldi's Zug nach Varese und Como — das Treffen bei Palestro, und Napoleons III. Eintreffen in Vercelli wohl kaum einen Zweifel, daß er im Gegentheil bemüht ist, den rechten Flügel der Oesterreicher zu umgehen. Das führt zu einem Frontal-Angriff auf die Mincio-Linie, und heißt den Stier bei den Hörnern fassen! — Warum hat Napoleon III. diesem Manöver den Vorzug gegeben? — Schien es etwa zu schwierig, den Uebergang über einen Fluß, wie der Po ist, zu erzwingen, ohne daß ein Sieg vorhergegangen wäre? — Will man deshalb weiter oben über den Fluß kommen, wo man Herr beider Ufer ist? — Das wäre möglich! Ich vermuthe, daß Napoleon großen Werth darauf legt, sobald als möglich persönlich als Sieger und Befreier in Mailand einzuziehen und daß er deshalb diese Operationslinie wählt. Moltke meint, das könne wohl sein, dergleichen Motive der Eitelkeit gäben öfter den Ausschlag, das hätte ich ja selbst in meinem Werke nachgewiesen.

Das wollte ich damit nicht gesagt haben. Der Effect, den das Schaugepränge eines solchen triumphirenden Einzugs auf Italiener und Franzosen machen muß, kann von wirklich politischer Bedeutung und mag in mancher Beziehung nothwendig sein. —

Zu dem General Gerlach — der einige Bemerkungen zu dem Feldzug 1814 niederschreiben und abgeben will, wenn ich im Sommer wieder herkomme!

Gerlach erzählt viel von Rußland. Er war mit dem Prinzen von Preußen zum Begräbniß des Kaisers Alexander I. nach Petersburg gereist. Daß der russische Hof in der Furcht vor neuen Aufständen lebte, seiner Sache durchaus nicht gewiß war, und den Garden, namentlich der Garde-Artillerie, gar nicht traute, war sehr sichtbar und wurde besonders am Tage des Begräbnisses sehr durchsichtig.

Da waren die Truppen so aufgestellt, daß sie nichts Bedenkliches unternehmen konnten; sie bildeten vom Ausgangspunkt des Zuges Spalier bis an die Newa; die Artillerie stand auf dem Marsfelde — im Leichenzug selbst aber zog nur das Preobraschenskische Regiment mit, auf das man sich am meisten glaubte verlassen zu können. — In die Festung wurde nur der Leichenwagen eingelassen, die Leidtragenden, die zu Fuß folgten — und das 1. Bataillon Preobraschensk! — So wie dies herüber war, wurde die Zugbrücke aufgezogen — die sämmtlichen Equipagen und alle anderen Truppen blieben draußen. — Diese Vorsicht mochte geboten scheinen, weil sich in den Casematten der Festung zur Zeit die sämmtlichen Gefangenen, Verschwörer vom 14./26. Dezember befanden! — Es entstand aber durch diese Anordnung manche Verlegenheit; niemand fand seinen Wagen, als die Ceremonie vorüber war, das ganze Gefolge — auch General Gerlach — mußte zu Fuß über das Eis nach Hause gehen.

Aber eben weil Besorgniß und Mißtrauen so sichtbar waren, glaubten die Mitglieder der kaiserlichen Familie und ihre vertraute Umgebung den Fremden durch überschwengliche Reden imponiren zu müssen. Sie sprachen sämmtlich sehr viel und mit großer Emphase — besonders die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna, die überhaupt etwas erregt war — mit einem gewissen Aufwand von theatralischem Gebahren — von dem herrlichen russischen Volk und seiner herrlichen Treue, der unbegrenzten religiösen Ergebenheit, mit der es an dem Thron, an der Dynastie, an seinem

Kaiser hängt. In derselben Weise wurde auch von der herrlichen russischen Armee gesprochen.

Es war bekannt, daß die Einrichtung der Militär-Colonien sehr viel Unzufriedenheit hervorgerufen hatte. Vielleicht war es eben deshalb, daß die Kaiserin-Mutter mit ähnlicher Emphase von ihnen sprach als von einer ganz vortrefflichen Einrichtung. Sie seien die Schöpfung ihres Sohnes!

Der Prinz von Preußen besuchte nach dem Begräbniß diese nur allzu berühmten Militär-Colonien; da man ihn damals absolutistisch und sehr militärisch gesinnt wußte, fürchteten die russischen Herren, die Colonien könnten dem Prinzen gefallen — er werde vielleicht bei der Rückkehr nach Petersburg Gutes davon sagen. Der General Perowsky, der ihm als Führer mitgegeben war, bat die preußischen Offiziere, namentlich Gerlach, himmelhoch: „faites que les colonies ne plaisent pas au prince!“

Der Sommer-Feldzug in Italien.

In den ersten Tagen des Monats Juni nach Kunnersdorf zurückgekehrt, drängte es Bernhardi, seine dreiviertel Jahre lang unterbrochen gewesenen historischen Arbeiten wieder aufzunehmen und in die gewohnten Bahnen seines auf Arbeit und Concentration gerichteten Lebens zurückzukehren. Daß ihm das bis zu einem gewissen Grade gelang, bezeugt der relativ bescheidene Umfang der aus der zweiten Hälfte des Jahres 1859 datirten Tagebuchblätter: wissen wir doch, daß er dieselben weniger zu Vertrauten seiner Gedanken, als zu Registraturen für diejenigen äußeren Erlebnisse machte, die ihm der Fixirung werth zu sein schienen. — Einmal an den Dingen betheiligt, die die Welt erfüllten, konnte Bernhardi freilich auch damals nicht umhin, den Fragen der Politik einen gewissen Theil seiner Zeit zu widmen. Wenn Männer wie Usedom, Vincke, M. Duncker u. s. w. sich mit Fragen und Wünschen an ihn wendeten, sah er es für Pflicht an, eingehend und pünktlich zu antworten und sein publicistisches Talent in den Dienst der vaterländischen Sache

zu stellen. War die Zahl patriotischer Privatleute, die staatsmännisches Urtheil mit journalistischem Geschick verbanden, doch vor fünfunddreißig Jahren noch ungleich geringer als gegenwärtig, wo die Bewegung in größeren Verhältnissen mindestens einem Theil der Gebildeten zur Gewohnheit geworden ist.

Mit besonderem Interesse wandte er sich dabei den Ereignissen auf dem italienischen Kriegsschauplatze zu, wie das bei seinem durch langjährige und eingehende militärische Studien genährten Interesse für Alles den Krieg Berührende und bei der hohen Bedeutung jenes Krieges für die preußische Politik nicht anders zu erwarten war.

Schon nach dem Treffen von Palestro und nachdem es sich herausgestellt hatte, daß die Oesterreicher in ihrem rechten Flügel umgangen seien, und daß der vielgepriesene Feldmarschall-Lieutenant Urban wenige Meilen vor den Thoren Mailands von Garibaldi besiegt worden war, hatte Bernhardi in seinem Tagebuche (2. Juni) die Meinung niedergelegt, daß seiner Ansicht nach der Feldzug unzweifelhaft unglücklich für die Oesterreicher verlaufen werde, und nur allzubald trat die Bestätigung dieser Auffassung ein. Das Tagebuch verzeichnet darüber:

7. Juni. Schlacht bei Magenta. Es ist den Oesterreichern also in der That nur unvollkommen gelungen, dem Feinde sich noch vor Mailand wieder vorzulegen! Sie sind aus der geraden Rückzugslinie hinausgeworfen. Die Folge der Schlacht ist es nun wohl, daß sie bis über den Mincio zurückgehen — möglich auch, daß die Franzosen mit ihnen zugleich über den Mincio kommen, wenn Napoleon energisch handelt und sich nicht durch blumenstreuenden Damen-Enthusiasmus in Mailand aufhalten läßt.

10. Juni. Gyulay's Bericht von Magenta. Der Gedanke, die Schlacht am folgenden Tage wieder aufzunehmen, war ein reiner Unsinn; man denke sich nur das ganze Corps Eduard Liechtensteins aufgelöst in dem schwierigen italienischen Gelände, in kleinen Trupps in Postengefechte verwickelt, dann übermächtig überflügelt und aus diesen Stellungen im schönsten Durcheinander hinausgeworfen, wie es da unvermeidlich war: und nun das Verlangen, eine solche aufgelockerte und nothwendig durch die Niederlage auch herabgestimmte Truppe gleich wieder zum Angriff gegen den Feind zu führen, ohne Zeit und Gelegenheit auch nur den taktischen Organismus wieder

herzustellen! Gyulay kann das nur befohlen haben, weil er diese Truppen nicht gesehen hatte. Daß doch die Soldaten, deren geistiger Horizont nicht über den handwerksmäßigen Betrieb ihrer Kunst hinausreicht, immerdar das Heer als ein todtes Material betrachten — wie Schachsteine.

Der Bericht deutet aber auch auf Confusion im österreichischen Hauptquartier — auf Uneinigkeit zwischen den österreichischen Generalen — auf einen leidigen Intriguenkampf im Hauptquartier — und höher hinauf in der Regierung. Schlimmer, viel schlimmer ist Manches, worin sich eine große Tüchtigkeit der französischen Armee verräth. Die eine Garde-Division hat offenbar lange Zeit gegen eine sehr bedeutende Uebermacht Stand gehalten.

Jetzt hat Gyulay eine „Flankenstellung" bei Abbiategrasso! Dummes Zeug! Die Oesterreicher sollen nur den Punkt von Melegnano gehörig wahren, sonst kann es ihnen schlecht gehen auf ihrem Rückzug an den Mincio.

12. Juni. Ein Treffen bei Melegnano!

16. Juni. Sechs Armee-Corps mobil gemacht! Den Krieg, wenn er ausbricht, wird Preußen wohl so ziemlich allein zu führen haben. Oesterreich wird jedenfalls nur einen geringen Beistand leisten, denn es wird die Uebermacht, die es dann in Italien gewinnt, nur benutzen, um das Verlorene an Ort und Stelle wieder einzubringen und Sardinien womöglich zu erdrücken. Mögen wir indessen den Kampf mit der Hauptmacht des Feindes am Rhein tragen, wie wir können, und sollte auch das linke Rheinufer darüber verloren gehen.

18. Juni. Die Anleihe, die durch die Mobilmachung nöthig geworden war, ist gelungen. Das kleine Hirschberg hat 70,000 Thaler gezeichnet. Aber seltsam! Der Adel hat sich fast gar nicht betheiligt bei dieser Anleihe. Auch hier niemand von der Junker-Partei.

20. Juni. Eben kommt die Landwehr-Compagnie an, die wir als Einquartierung erhalten, geführt von Hauptmann Kirstein. Die Leute sehen gut aus — vortrefflich gekleidet, gut ausgerüstet — aber! — Vier Fünftheile sind verheirathet und Familien-Väter! Die Offiziere sind mit Ausnahme der Compagnieführer auch Landwehr-Offiziere! Ich kann kein Vertrauen zu der Sache haben; —

und nun einer solchen Armee gegenüber, wie die ist, die bei Magenta gesiegt hat! — Unheimliche Betrachtungen drängen sich mir auf.

Seinen Befürchtungen und politischen Erwägungen gab Bernhardi in den Briefen an seine Freunde beredten Ausdruck. Welche Anerkennung aber seine Urtheilsfähigkeit bei den politischen Praktikern der fünfziger Jahre fand, dafür sind die in seinem Nachlaß vorgefundenen Briefe Usedoms besonders bezeichnend.

„Es ist mir eine Wohlthat“, schreibt der genannte Diplomat unter dem 22. Juni aus Berlin, „wenn Sie mich mit solchen Briefen wie Ihr letzter, erfreuen. Leider bin ich zu sehr in Anspruch genommen, um darauf, wie ich sollte, zu antworten. — Wir haben inzwischen nun sechs Corps mobilisirt, in einer Art von Gefühlsausbruch nach der Schlacht bei Magenta, ohne genau zu wissen wofür, aber doch in dem Sinne, um Oesterreich zu helfen. Wir werden nun auch große Aufstellungen am Rhein machen — und dennoch wünscht Niemand, daß es zum Kriege komme und auch nur Wenige glauben es. Zum Beispiel ich selbst, der ich doch Gelegenheit habe, die Dinge hier zu beobachten, — ich glaube es nicht. Die Landwehr sich für Oesterreichs italienischen Länderbesitz schlagen zu lassen, wird man nicht wagen. Man kann sich nicht darüber täuschen, daß schon die Mobilmachung und nun gar der Krieg im Lande selbst, das ihn doch will, ganz unpopulär ist und mit jedem Tage, wo die Opfer sich verlängern, nur verhaßter werden kann. Als Demonstration kann die Rheinische Observations-Armee nützen, aber es ist eine kostbare Demonstration . . . . . Selbst wenn wir nicht in den Krieg verwickelt werden, sollte es nicht dennoch möglich sein, Ihre Kenntnisse, Thätigkeit und Patriotismus in einer entsprechenden Weise zu verwenden?“

Die Beantwortung dieser letzten Frage überließ Bernhardi Anderen, er selbst ließ sich an der Rolle des aufmerksamen Beobachters genügen. — Die Tagebücher des Sommers 1859 enthalten u. A. das Folgende:

24. Juni. Die Oesterreicher sind glücklich an den Mincio gelangt. Ich würde mich nun nicht hinter dem Fluß aufstellen. Die Wassermasse ist in dieser Jahreszeit gering; der Uebergang an einem Punkt wie Monzambano leicht zu bewerkstelligen. — Ich würde, wäre ich Feldherr der Oesterreicher, eine Defensiv-Schlacht in der schönen Stellung am Rande des Hügellandes bei Lonato und Castiglione annehmen.

28. Juni. Schlacht bei Solferino. Sie macht mir große Sorgen. Es scheint, die Oesterreicher haben im Laufe derselben den Rückzug auf Valeggio verloren und sich auf Goïto zurückziehen müssen; dann müssen sie sofort unter die Kanonen von Verona weichen.

Besonders zeigt sich die französische Armee der österreichischen überlegen in einer Weise, die das größte Bedenken auch für unsere Zukunft wachruft.

29. Juni. Zeitungen: Die Schlacht ist doch nicht so schlecht abgelaufen, als man fürchten konnte; die Franzosen sind nicht sofort über den Mincio gekommen. Sie hat übrigens, trotz ihres gewaltigen Umfangs, nicht den Charakter einer regelmäßigen Schlacht; sie ist ein rencontre. Beide Armeen waren im Vorrücken begriffen und begegneten sich.

Aber wie steht es schlimm in Oesterreich! — Executionen „durch Pulver und Blei", „Todtschießereien von Soldaten und Civilisten" im Casernenhof zu Wien! Es haben also Versuche stattgefunden, die Truppen zur Desertion oder zum Aufstand zu verleiten!

Noch dazu erzählt man mir: in Wien sei eine Revolution ausgebrochen. Das ist natürlich nur ein Gerücht und zwar ein schwach begründetes — aber es deutet doch an, wie die Zustände dort beschaffen sind.

Heß hat jetzt das Commando, nachdem so viel — wenn nicht alles verdorben ist! — Er konnte es bisher nicht bekommen, weil er ein Protestant ist; einen Protestanten litt die Erzherzogin Sophie nicht an der Spitze der Armee. Ihr Anhang, die Grafen-Coterie, hatte das Gerücht in Umlauf gebracht, er sei krank. Das war so accreditirt, daß es mir R. Auerswald als etwas Ausgemachtes sagte. — Und bald hieß es denn auch in Berlin, er leide an Geisteszerrüttung!

Ueberdies, da wir neulich in Berlin mit General Gerlach auch die Gegenwart besprachen, warf dieser die Frage auf: „Ja! Ist denn auch Heß so viel?" — Er hat mit Heß zu thun gehabt; hat gemeinschaftliche Operationen gegen Frankreich zu überlegen gehabt und behauptet: „Heß sei ein pedantischer unpraktischer Doctrinär!" — er wolle überall, unter allen Festungen verschanzte

Lager haben — „ein verschanztes Lager bei Luxemburg!!“ rief er aus.

2. Juli. Robe sagt mir: In Wien ist schon der Belagerungs-Zustand proklamirt, oder es sind Maßregeln getroffen, die davon nicht weit entfernt sind. Es regt sich da ein drohender Geist, und zwar ist es nicht eine eigentlich revolutionäre Partei, die sich regt — es sind die österreichischen Patrioten, die der Regierung gegenüberstehen. Man will das System los werden, das von Neuem Unheil über das Land gebracht hat — die Erzherzogin Sophie — ihre Pfaffen — ihre Coterie und — das Concordat.

Wie seltsam, wenn dieser Krieg, den die Erzherzogin Sophie angefacht hat, um ihr System siegreich in ganz Europa zum herrschenden zu machen, dahin führte, daß sie sogar in Oesterreich weichen müßte!

4. Juli. Brief von Vincke (aus Olbendorf) — er ist noch ganz in seinen alten Anschauungen befangen — obgleich er Napoleons III. Feldherrn-Talente jetzt sehr hoch anschlägt — viel höher als ich — „wir haben es mit einem gefährlichen Gegner zu thun“, sagt er, fügt aber sogleich hinzu: „wenn wir ihn uns zum Gegner machen wollen“ — das ist aber ihm zu Folge ganz und gar nicht nöthig.

Wenn er sich darauf beschränkt, die Oesterreicher aus Italien zu vertreiben, damit können wir ganz zufrieden sein — nur wenn er andere revolutionäre Elemente einmischen sollte, Ungarn, Polen u. s. w. Dann! — (Wir sollen also unsere Einmischung nicht von der Anerkennung gewisser Prinzipien, Bedingungen und Forderungen abhängig machen — sondern von Eventualitäten.)

Vincke lebt aber der tröstlichen Zuversicht: Napoleon III. werde wohl der Mäßigung huldigen, er sei 53 Jahre alt u. s. w. — auch werde es ihm wohl noch manche Anstrengungen kosten, die Oesterreicher ganz aus Italien zu vertreiben.

„Möglich übrigens, daß der innere Verfall Oesterreichs die Katastrophe in Italien unerwartet beschleunigt; denn nach allen Nachrichten soll die Stimmung in der Hauptstadt und auch in den Provinzen, besonders in Böhmen, fürchterlich sein. In Wien erwartet

man einen Ausbruch. Es ist dort eine Carrikatur erschienen, die die österreichischen Soldaten mit Löwenköpfen, die Offiziere mit Eselsköpfen, die Männer der Regierung aber ganz ohne Kopf darstellt.

(NB. Ein System, wie das in Oesterreich herrschende, kann nur durch Gewalt, nur durch die bewaffnete Macht aufrecht erhalten werden. Um es aber aufrecht erhalten zu können, muß die bewaffnete Macht durch den Zauber der Unbesiegbarkeit imponiren. So wie sie den verliert, ist der ganze Bau verloren; er wankt, es hilft kein Stützen und Halten — die Fundamente weichen.)

Uebrigens, meint Vincke, gefährlich bleibe die Zukunft immer, darum müsse Preußen die auswärtige Politik sowohl als die Militär-Macht des Bundes ganz in die Hand bekommen. (Ohne That! — ganz von selbst! — wie soll das geschehen! — Ich werde noch einmal versuchen, Vincke — und vor allem Usedom für andere Ansichten zu gewinnen.)

4. Juli. Die Einzelnheiten über Solferino werden nun allmählich bekannt. Ich hatte mit Befremden gelesen, daß die Oesterreicher die Stellungen von Lonato und Castiglione verließen und über den Mincio zurückgingen. Kaum aber waren sie damit fertig, so besannen sie sich eines anderen und gingen wieder vorwärts, um die aufgegebene Stellung wieder einzunehmen! — Das deutet auf ein unseliges décousu in der Leitung des Ganzen!

Napoleon III. hat sehr zweckmäßig gehandelt, das läßt sich nicht leugnen. — So wie die Oesterreicher vorwärts gingen, scheint er eingesehen zu haben, daß er sich nicht am Chiese durfte angreifen lassen, wo er sich eben befand, aber nicht eigentlich eine Stellung hatte — und ebensowenig durfte er die Oesterreicher auch nur in die schöne Stellung von Castiglione gelangen lassen; er war nicht im Vortheil, wenn er sie dort angreifen mußte.

Er fuhr ihnen in die Parade — das Zweckmäßigste, was er thun konnte! Die Oesterreicher sahen sich in ihrem Marschlager angegriffen; nicht in einer eigentlichen Stellung, sondern auf den Punkten, wo sie eben für die Nacht angehalten hatten.

Die Schlacht zerfällt in drei taktisch durchaus gesonderte Gefechte, die so wenig Theile eines und desselben Gefechts genannt

werden können, wie die Schlachten von Ligny und Quatrebras. — Die einheitliche Leitung kann sich natürlich nur auf die allgemeinsten Anordnungen beziehen — wo das taktische Ganze zu einer solchen örtlichen Ausdehnung anwächst, — und der wirkliche Heerbefehl liegt in den Händen der Unterfeldherren. Auf Seiten der Oesterreicher scheint aber dieser einheitliche Oberbefehl ganz und gar gefehlt zu haben — und dann im Einzelnen! — welch' ein Mangel an Zusammenhang — an Disciplin in den höheren Regionen! — Es ist ein trauriger Anblick.

9. Juli. Vormittags nach Hirschberg. Bei Vogt finde ich das Extrablatt der Schlesischen Zeitung: die Nachricht vom Waffenstillstand und mehr!

Ein neues Ministerium in Wien! — nicht viel weniger als eine Revolution! — So schnell hat das System Bankrott gemacht, das vor zwei Monaten so große Pläne auszuführen unternahm — so herausfordernd auftrat — und sich so mächtig wähnte! — Dahin hat die Furcht vor einem Aufstande in Wien und die Angst vor Kossuth geführt! —

13. Juli. Unser täglicher Bote bringt aus Hirschberg die Nachricht mit, daß der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen ist. — Ich kann das im Anfang gar nicht glauben — halte es für eine falsche Nachricht, die wieder die Schlesische Zeitung verbreitet. — Wie ich aber nach Tisch nach Hirschberg gehe zu Schlesinger, muß ich wohl daran glauben! Die Bedingungen sind schon da!

Bei einigem Nachdenken läßt sich die Sache auch wohl begreifen; es liegt der Erzherzogin Sophie weniger daran, den Länderbestand Oesterreichs ungeschmälert zu bewahren — als ihre Weltordnung, Absolutismus und Pfaffenregiment, aufrecht zu erhalten. — Sich Preußen und Deutschland für solche Zwecke dienstbar zu machen, ist nicht gelungen —: da versucht man es im Bunde mit dem absolutistischen Frankreich! — Die Suprematie hofft man in dem italienischen Bunde unter dem Vorsitz des Papstes zu gewinnen — unbedingte Herrschaft in Deutschland, wahrscheinlich mit Hilfe Frankreichs, durch die Zertrümmerung Preußens, wofür wohl das linke Rheinufer versprochen worden sein wird.

Die Stellung Preußens wird dadurch anscheinend eine sehr gefährdete — aber mir gefällt sie nach dieser Wendung besser als zuvor; Preußen steht nun dem Bunde Oesterreichs und Frankreichs, des Absolutismus und des Pfaffenthums rein gesondert gegenüber; es kann nicht mehr in den Fall kommen, für Oesterreichs Haus-Interessen, für dessen Unrecht in Italien, für die lichtscheuen Interessen des Jesuitenthums zu kämpfen. — Es braucht sein Schwert nicht zu ziehen für Dinge, die ihm fremd und feind sind! — Es steht dem schnöden Bunde gegenüber als der Schützer Deutschlands, des Lichts und der Freiheit. —

Die Italiener sind schmählich betrogen durch ihre Befreier — und Victor Emanuel zumal ist auf das Schnödeste behandelt und beleidigt. Die Italiener sind nun unsere natürlichsten Verbündeten in den Kämpfen, die bevorstehen. —

Was für Italien verabredet ist, kann nicht als lebensfähig betrachtet werden — es soll wohl das Mittel werden, Sardinien unschädlich zu machen — indem es diesen Staat neben Oesterreich in den „italienischen Bund" bringt, dessen Mitglieder natürlich einander nicht bekriegen dürfen. — Die elendeste aller denkbaren Regierungen, die päpstliche, soll an die Spitze des Bundes gestellt werden — der König von Neapel eingepfercht in den Bund, ohne daß man ihn auch nur gefragt hätte. Die parlamentarische Regierung in Sardinien verspricht man sich natürlich auf das rechte Maß zurückzuführen — doch das Alles ist nicht lebensfähig!

Oesterreich bequemt sich zu diesem Frieden wahrscheinlich, weil es im Innern am Vorabend einer Revolution steht! — Aber welchen Eindruck muß dieser Frieden machen in Oesterreich — namentlich auf die Patrioten. Sie wünschten und hofften den Sturz des gegenwärtigen Systems — und in einem gesunderen Zustand eine energische Fortsetzung des Kampfes im Anschluß an Deutschland —: und sie erhalten nun diesen Frieden — und behalten den Druck des Systems! — Ja, sie müssen begreifen, daß diese Opfer gebracht sind, um das verhaßte System aufrecht zu erhalten! —

Die Vorhersagungen, betreffend den in Oesterreich unvermeidlich gewordenen Umschwung, sollten sich rascher und vollständiger verwirklichen,

als Bernhardi selbst gedacht haben mochte. Ein vom 21. November datirter Brief Usedoms, dessen hier vorgreifend erwähnt sei, sagt darüber das Folgende:

„In Wien ist die Unzufriedenheit maßlos und über alle Stände verbreitet, die höchsten nicht ausgenommen. Die Presse kehrt sich nicht mehr an Verwarnungen, und die Raisonnements der öffentlichen Orte nicht mehr an die Gegenwart von Spionen. Die Autorität der gegenwärtigen Regierung ist auf's Tiefste gesunken und die Versuche, sich durch liberale Farcen wieder Vertrauen zu erwerben, werden verhöhnt. Denn wer kann es ohne Lachen mit anhören, wenn die Concordatsgesellen für geistige Freiheit schwärmen und für Schiller subscribiren. Man wird das Deficit wohl durch Armeereduction oder Staatsbankerott decken müssen — die ungarischen Kronländereien kauft unter diesen Umständen schwerlich Jemand." . . . . . .

„Auffallend war mir bei österreichischen Offizieren, die von Wien hierher kamen, die tiefe Unzufriedenheit nicht nur über die schlechte Führung, sondern über die Zumuthung, daß sie für diese „italienische Sache" sollten aufgeopfert werden . . . Ebenso die Bewunderung für die französischen Truppen, die für den Krieg und das Gefecht eigens erzogen und ausgebildet seien. Der französische Subalternoffizier wolle vor der Hand nichts weiter sein als ein potenzirter Soldat (also richtiger centurio) — er wolle vor allen Dingen fechten, sich auszeichnen, das Kreuz erwerben. Dies mache ihn viel aufopfernder als unsere gebildeten Offiziere, die schon weit darüber hinausdächten, sich ein Gentlemanleben mit Comfort ausmalen u. s. w. Die Zuaven seien in ihrer leichtsinnigen Tollkühnheit admirabel, die gezogenen Kanonen überträfen jede Vorstellung. Der junge Prinz Arenberg stand bei Magenta einen halben Tag im Feuer dieser Geschütze, die auf 4000 Meter mit Sprenggeschossen auf die österreichische Cavallerie schossen und in dieser Entfernung wohl zu kurz oder zu weit trafen, aber fast nie aus dem Strich der geraden Chaussee, die sie der Länge nach bestrichen, herauskamen. Welch' ein Mittel die feindlichen Reserven zu erschüttern, bevor sie in's Gefecht kommen!"

Der vorstehende Brief (dessen Ausführungen mit den im Jahre 1870 gemachten Erfahrungen eigenthümlich genug kontrastiren) schloß mit Ausführungen darüber, daß Oesterreichs Gebundenheit der deutschen Politik Preußens freie Bahn lasse. — „Wenn nur nicht die reactionären Bangemacher in Berlin wären," bemerkt Bernhardi dazu.

Litterarische Arbeiten und Studien im Sommer und Herbst 1859.

Während Bernhardi die Ereignisse des Krieges und deren Folgen mit scharfem Blick verfolgte, suchte er das Ergebniß seiner vielfachen militärischen und politischen Erwägungen auch im allgemeinen Interesse zu verwerthen und zur Klärung der öffentlichen Meinung beizutragen, soweit es in seinen Kräften stand. Was er über die politische Lage, soweit sie mit dem italienischen Kriege zusammenhing, dachte, legte er in einem Aufsatz nieder, der unter dem Titel „Frankreich, Oesterreich und der Krieg in Italien“ in den Preußischen Jahrbüchern erschien und, wie ihm mehrfach berichtet wurde, Sensation erregte.

Wieder abgedruckt ist dieser insbesondere wegen seiner Ausführungen über die österreichische Finanzlage bemerkenswerthe Aufsatz in dem zweiten Bande von Bernhardi's „Vermischten Schriften“ (Berlin bei G. Reimer).

Nebenher schrieb er im Laufe des Sommers und des Herbstes für die Sybel'sche Historische Zeitschrift einen Aufsatz über „die Litteratur der Freiheitskriege“, die Abhandlung „der Feldzug von 1812 noch ein Mal“, sowie eine Darstellung der „Ermordung des Kaisers Paul“, über welche ihm bisher unveröffentlichtes, den Aufzeichnungen des Grafen Bennigsen entnommenes Material zur Verfügung stand.

In dem ersten Bande der „Vermischten Schriften“ sind diese drei Abhandlungen wieder abgedruckt.

Neben dieser reichen litterarischen Thätigkeit widmete sich Bernhardi in gewohnter Weise der Fortsetzung seiner kriegsgeschichtlichen Studien und füllte die Stunden der Muße mit Lektüre, die in ihrer Reichhaltigkeit wahrhaft in Erstaunen setzt; auch hier, wie immer, systematisch und gründlich zu Werke gehend.

Schon seit Jahren, schreibt er, ist es meine Absicht, die Schriftsteller, die eine Philosophie der Geschichte zu liefern beabsichtigen, in einer gewissen Reihenfolge zu lesen.

Er begann mit Bossuet (discours sur l'histoire universelle), dessen geistige Flachheit und kindliche Kritiklosigkeit er ebenso treffend in den Tagebüchern charakterisirt, wie die e i g e n t l i c h e sehr praktische und sich unmittelbar auf das Leben beziehende Absicht des ganzen Werkes, nämlich: einen jungen Prinzen für die Zwecke der Kirche heranzubilden und zu

erziehen. Er zeigt, wie es Bossuet gar nicht Ernst war mit seiner Befragung der Weltgeschichte um ihren Inhalt. Das Ziel, das erreicht werden sollte, war zum Voraus bestimmt, und die schwierigsten philosophischen Fragen werden mit leeren Redensarten erledigt.

Ein solches Buch, sagt er, macht in unserer Zeit einen gar seltsamen Eindruck; wie eine gespenstische Erscheinung, aber wie eine ohnmächtige. Und doch fehlt es auf der katholischen Seite auch heute nicht an Stimmen, die eine solche wunderlich beschränkte Weltanschauung auch jetzt noch als die allein berechtigte zur Geltung zu bringen suchen.

Auf die Lektüre Bossuets folgte diejenige von Vico's „scienza nuova“.

Das ist, schreibt Bernhardi, ein anderer Mann als der flach elegante Bossuet; und doch hat dieser in gewissem Sinne eine größere geschichtliche Bedeutung wie Vico. Bossuet ist der Repräsentant eines gewissen gesellschaftlichen Kreises in gegebener Zeit: Vico ist ein ganz isolirtes Phänomen, und es läßt sich wohl erklären, daß er in seiner Zeit so gut wie ganz übersehen worden ist; denn was in seinem Werke phantastisch und barock ist, das ist von so handgreiflicher Art, daß es niemandem entgehen kann und mußte dem nüchternen Sinn der Franzosen z. B. auf das Aeußerste widerstreben. Seine Vorzüge, seine genialen Gedanken zu erkennen, dazu gehört im Gegentheil eine Tiefe der Bildung, die jener Zeit nicht eigen war. Er sagt z. B., daß alle Gesittung von Religion und Poesie ausgeht. Wie sollte das aufgenommen werden in einer Zeit, deren Stimmführer die Religion für ein Hinderniß der Aufklärung hielten und die Poesie für den Luxus einer sehr späten Zeit, der erscheint, wenn jeder andere Luxus bereits erschöpft ist, als ein Product der Langeweile, wie noch der armselige Ancillon meint.

Es ist immerhin ein Erlebniß, wenn man ein solches Buch gelesen hat.

Zugleich mit dieser ernsteren Lektüre suchte sich Bernhardi in der neueren englischen Romanlitteratur zu orientiren und das Tagebuch enthält zahlreiche treffende Urtheile über die Werke Mrs. Gaskells, des Schwestern-Trios, Ellis, Acton und Currer Bell und anderer. Nebenher las er Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ — in

der er trotz des Preußenhasses, der das Buch kennzeichnet, und der Marotte, Deutschland in eine Sammlung von Duodez-Republikchen auflösen zu wollen — manches Gute anerkannte, und Goethe's Leben von Lewes, das ihn zwar Anfangs fesselte, im Ganzen aber ihm doch wenig Neues bot.

Hier war mir, schreibt er, eigentlich nur das merkwürdig, was über Goethe als Theater-Direktor gesagt ist; es ist freilich nicht das Eigenthum des Engländers, sondern von Eduard Devrient entlehnt, aber um so mehr belehrend. Sehr deutlich geht daraus hervor, wie Goethe und Schiller beide sich in Ideen vom Idealen hinein theoretisirten, die von jedem wirklichen Verständniß des Dramas und dramatischer Darstellung immer weiter, immer hoffnungsloser abführten. Sie verlangen alles Mögliche vom Schauspieler, nur nicht die wirkliche Darstellung; die weisen sie geradezu ab. Kein Wunder, daß die beiden großen Dichter zuletzt auf das Allertraurigste verfielen, wovon uns schon Lessing befreit hatte, darauf: Racine und Voltaire zu übersetzen. Auf dieser Sandbank mußten sie stranden; das war auf diesem Wege unvermeidlich.

In kriegsgeschichtlicher Hinsicht vervollständigte Bernhardi zunächst seine Kenntniß der Litteratur der napoleonischen Epoche durch die Lektüre von Marmonts und Miots Memoiren; dann las und studirte er Alles, was über den kürzlich beendeten Feldzug in Ober-Italien erschien, und im Anschluß daran die auf demselben Kriegstheater ausgefochtenen Kämpfe der Jahre 1848 und 49. Auch in dieser Richtung suchte er die ganze einschlagende Litteratur kennen zu lernen.

Mein pursuit, schreibt er, ist zunächst den Krieg 1848/49 in Italien zu studiren. Damit aber das Interesse nicht in den allzuschnell aufeinander folgenden Wiederholungen erlahmt, lese ich nach jedem Werke über diese Feldzüge etwas Anderes, ehe ich zu dem nächsten übergehe.

Schon am 24. November konnte er in seinem Tagebuch verzeichnen:

Aus Allem, was ich bisher gelesen, habe ich mir wohl schon ein ziemlich klares Bild der Ereignisse gemacht. Man sieht hier deutlich, wie wenig man sich auf ein Heer ohne Disciplin verlassen kann, und daß es keine Disciplin giebt ohne militärische Erziehung. Sie läßt sich nicht improvisiren. Natürlich werde ich das Studium dieser Feldzüge noch fortsetzen, und zunächst

Schönhals lesen, dessen Werk bei seinem Erscheinen so großes Aufsehen machte und sieben Auflagen schnell hintereinander erlebte.

Ueber dieses Buch, dessen Lektüre sich bis in die ersten Wochen des nächsten Jahres hineinerstreckte, finden wir in den Tagebüchern folgende Aufzeichnungen, die hier zeitlich theilweise vorgreifend im Zusammenhange folgen mögen.

In der Einleitung geht es im Ganzen noch ziemlich mäßig her; freilich wäre die Apologie Oesterreichs und seines Gehabens in Italien ungemein leicht zu widerlegen. Wie sich die Zeiten ändern! Heutzutage würde einem österreichischen Offizier wohl nicht mehr gestattet werden, so freimüthig zu schreiben und so viele Fehler und Mängel der österreichischen Regierung einzuräumen. In der Summa ist das Buch ein höchst schwaches; doch finden sich darin hin und wieder Winke, die manches Verhältniß aufklären.

Die Schlacht bei Custozza macht der sardinischen Armee große Ehre, das läßt sich nicht leugnen. Es ergiebt sich, daß die Oesterreicher, abgesehen von der Reserve und dem 3. Corps, die nicht verwendet wurden, ziemlich genau eine doppelt so zahlreiche Mannschaft in das Gefecht brachten, als die Sardinier — und dennoch brauchten sie einen ganzen langen Juli-Tag, um des Schlachtfeldes Herr zu werden! — Die Vertheidigung von Somma Campagna durch die Brigade Piemonte verdient geradezu Bewunderung. — Wenn man den Hergang erwägt, gelangt man mit einer gewissen Unvermeidlichkeit zu der Ueberzeugung, daß die Sardinier wohl Sieger geblieben wären, wenn hier von beiden Seiten mit gleicher Streiterzahl gekämpft wurde. —

Das Feldherrnthum Carl Alberts und seines Hauptquartiers erscheint dagegen in dem allerkläglichsten Licht. — Schon der Gedanke, Mantua einzuschließen, war ein ganz verkehrter. Nachdem alle günstigen Momente versäumt waren, reichte jetzt Carl Alberts Kriegsmacht überhaupt nicht mehr hin, die Offensive fortzusetzen; die österreichische Armee war ihr jetzt durch die Zahl und das Gewicht, welches die Festungen in die Wagschale legten, überlegen; die Einschließung von Mantua allein hätte so ziemlich die ganze Armee der Sardinier in Anspruch genommen; womit wollten sie dann im freien Felde den

Oesterreichern die Spitze bieten? — Der Gedanke, mit nur 4 Brigaden die österreichische Armee im Rücken anzugreifen, ist geradezu nicht zu begreifen; er grenzt an das Fabelhafte. Wenn die Oesterreicher nicht so überaus vorsichtig zu Werke gingen, wenn sie es wagten, ihre Reserven zu brauchen und von Valeggio aus mit erdrückender Uebermacht zum Angriff überzugehen, konnte die Sache den Sardiniern noch sehr viel theurer zu stehen kommen.

Das Buch selbst ist ein widerwärtiges; nicht allein, daß alle nationalen Bestrebungen der Italiener in sehr gemeiner Weise verhöhnt werden —: die kleinliche aber giftige Feindschaft des Verfassers gegen Heß nimmt sich noch elender aus. — Schönhals ist bemüht, die erste Hälfte des Feldzugs, bis zur Schlacht von Sta. Lucia, als die schönste und ruhmreichste darzustellen, wobei man errathen soll, daß er damals die leitende Hauptperson im Hauptquartier war. — Später, als Heß die Leitung übernommen hatte, sind ihm zufolge vielerlei Fehler begangen worden. Nur einmal erwähnt er Heß, und auch da ohne seinen Namen zu nennen, indem er ihn als General-Quartiermeister einführt, um anzudeuten, daß Heß es war, der zur Unzeit einen Waffenstillstand schließen wollte.

Schlacht bei Novara. Sie macht der österreichischen Armee Ehre. Auffallend ist, wie wenig Antheil an der Führung der Schlachten Radetzky eigentlich genommen hat; so bei Sta. Lucia, bei Custozza und hier. — In Oesterreich ist es eine ausgemachte Sache, daß Schönhals ganz vortrefflich schreibt; es ist nicht selten von seiner „demosthenischen Feder" die Rede. Die Wahrheit aber ist, daß der Mann von Sprache und ihrem Gebrauch kaum einen Begriff hat. Es kommen wunderbare Ausgeburten der Unbehülflichkeit vor, z. B. „Wir glauben kaum, daß Gleichheit der Sprache ein Band der Einigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen eines Volks sein könne!" — Wahrscheinlich wollte er bloß sagen, daß Gleichheit der Sprache allein nicht genügt, daß sie nicht nothwendiger Weise an sich schon die staatliche Einheit getrennter Stämme herbeiführe — und die Unbehülflichkeit, die der Sprache nicht Herr zu werden weiß, hat dann gleichsam unversehens diesen glorreichen Unsinn zu Wege gebracht.

Gegen das Ende des Werks wird die Darstellung sehr skizzenhaft. Manches hat etwas komisches. So spricht der Mann gern, als habe Oesterreich eigentlich nur zwei Individuen zu Feinden gehabt: Mazzini und den „Windbeutel Kossuth"; die beiden haben den ganzen Spektakel veranlaßt. Wer solch' eine Sache vertheidigen will, nimmt in der Regel seine Zuflucht dazu, die allgemeinen Zustände, die unbedeutenden Individuen, wie Mazzini und Kossuth allein Bedeutung geben können, umgekehrt als das Werk dieser Individuen darzustellen. Aber Schönhals vergißt dabei, in welchem Licht auf diesem Wege der österreichische Staat erscheint, der durch zwei „Windbeutel" gestürzt werden konnte, wenn ihn nicht der Kaiser Nikolaus rettete. —

Zeigen die Aufzeichnungen über das Schönhals'sche Werk, denen zahlreiche andere zur Seite gestellt werden könnten, mit welcher Gründlichkeit der einsame Gelehrte seine militärischen Studien betrieb, und überblickt man den ganzen Umkreis seiner übrigen Thätigkeit, so wird man nicht umhin können, die Zeit in dem stillen Kunnersdorf als eine in den verschiedensten Richtungen überaus fruchtbare zu bezeichnen. Dafür trat — wie schon erwähnt — die Betheiligung an der praktischen Politik mehr in den Hintergrund; niemals jedoch wurde der Zusammenhang mit den Bestrebungen der liberalen Partei ganz unterbrochen, und der mäßigende Sinn Bernhardi's blieb nicht ohne Einfluß auf deren Maßnahmen.

So finden wir unter dem 6. September folgende Aufzeichnung:

An Vincke geschrieben. Ich habe neulich eine Einladung von Röpel erhalten, einer Versammlung unserer politischen Freunde in Breslau beizuwohnen, um die „deutsche Frage" in Berathung zu ziehen. Ich gehe nicht hin und das ist mir leid, in gewissem Sinne; denn ich möchte dort sein, um jede thörichte Demonstration zu widerrathen. — Die Bewegung geht darauf hinaus, Preußen die Hegemonie in Deutschland zuzuwenden. Wird nun dafür in Preußen selbst agitirt, und zumal von der Regierungspartei, so ist den Particularisten und Ultramontanen ein treffliches Mittel geboten, die ganze Bewegung überhaupt als ein Werk preußischer Intriguen zu verdächtigen und zu verschreien. Das Beste, was wir für die deutsche Einheit thun können, ist, daß wir unsere eigene heimische Regierung

auf dem Wege des ruhigen Fortschritts unterstützen; denn der Fortschritt macht ganz von selber Propaganda. Nebenher könnten wir allenfalls uns mit den Leuten der Bewegung im westlichen Deutschland brieflich in Verbindung setzen und anfragen, was sie wünschen, daß wir von hier aus Entgegenkommendes thun sollen. Bitte: Vincke soll das als meine Meinung in der Versammlung vortragen.

Vincke selbst war nun zwar entgegengesetzter Ansicht, weil er fürchtete, daß dann die Demokraten die Sache in die Hand nehmen würden — immerhin wurde schließlich in Bernhardi's Sinn entschieden und jede unzeitgemäße Demonstration unterblieb.

Im Uebrigen bieten die Tagebuchblätter aus den letzten Monaten des Jahres 1859 in politischer Hinsicht nur spärliche Aufzeichnungen, von denen wir die folgenden mittheilen.

25. Oktober. Man erzählt in Berlin, Alexander II. habe eine Zusammenkunft mit Kaiser Franz Joseph sehr bestimmt abgelehnt; der Erzherzog Albrecht hat in Warschau geäußert: Franz Joseph werde den Kaiser Alexander an der Grenze persönlich begrüßen — und darauf die Antwort erhalten: der Kaiser Alexander II. werde die österreichische Grenze gar nicht berühren! — Alexander II. treibt eben in einer eigentlich unverzeihlichen Weise Gefühlspolitik; sein Verhalten gegen Oesterreich wird durchaus nicht, wie es von Rechts wegen müßte, durch Rücksichten der Staatsweisheit bestimmt: sondern Franz Joseph ist in seinen Augen der Mann, der seinem Vater das Herz gebrochen hat; Haß gegen Oesterreich, ein feindseliges Verhalten gegen dasselbe ist ihm Kindespflicht, eine Pflicht der Pietät, die er zu erfüllen hat; — denn etwas Anderes als persönliches und Familien-Interesse weiß auch er in den Angelegenheiten des Staats nicht zu sehen. Was dann vollends den unseeligen Fürsten Gortschakoff anbetrifft, der hat ebenfalls eine persönliche rancune gegen Oesterreich zu befriedigen und ist nicht der Mensch, in dessen Geist für einen höheren Gedanken Raum wäre.

26. Oktober. Langer Brief von Vincke aus Breslau, wo er während der Zusammenkunft des Prinz-Regenten mit dem Kaiser Alexander gewesen ist (das dachte ich mir). — Hat sich bei Hofe ge-

meldet, Gala-Diner mitgemacht, die Minister besucht u. s. w. — Von Politik sprechen natürlich unsere Minister nicht, nur geben sie zu verstehen: unsere Stellung (Preußens) sei jetzt so günstig, wie sie seit 1786 nicht gewesen. Das Publikum hat beide Fürsten auf das Beste aufgenommen — man sieht das beste Einvernehmen mit Rußland — glaubt an ein Bündniß und ist sehr befriedigt in diesem Glauben. Gegen Oesterreich ist die Stimmung sehr feindselig; das zeigte sich bei der Beleuchtung, wo viele witzige Transparents erschienen, deren Spitze gegen Oesterreich gerichtet war.

Kaiser Alexander hat sich sehr geräuschvoll darüber geäußert, daß Oesterreich der preußischen Regierung nach den falschen Beschuldigungen im Laxenburger Manifest wenigstens eine öffentliche Reparation schuldig gewesen. — In den Salons zu Breslau galt es für ausgemacht, daß Napoleon III. weder selbst die vertriebenen Herzöge in Italien zurückführen noch dulden werde, daß Oesterreich es thut. — Man erwartet Aufstände in den österreichischen Staaten, namentlich in Ungarn.

7. November. .... Thassillo Heydebrand bei mir, Abschied zu nehmen, da er wieder nach Berlin reist. — Recht interessant. —

Einheimische Politik. — Als der Prinz-Regent in Baden war und eine Menge Staatsmänner um ihn versammelt waren, kam auch Brassier aus Turin, wie er vorgab zufällig, hin — zeigte sich ungemein vernünftig und sprach lebhaft für die Vereinigung der italienischen Herzogthümer mit Sardinien. Er legte ein kleines Memorandum der sardinischen Minister vor; ein kleines Quartblatt; die sardinischen Minister setzen darin aus einander, daß es, wie die Sachen stehen, im Interesse Europas nothwendig sei, in Ober-Italien einen Staat zu bilden, stark genug, um selbständig zu sein. Sardinien strebe darnach, von Frankreich wie von Oesterreich unabhängig zu werden. Brassier fügte ex propria persona hinzu, die Rückkehr der österreichischen Erzherzöge sei eine Unmöglichkeit. — Reumont, Minister-Resident in Florenz, widerspricht und meint, die Fürsten seien nur durch eine „Partei" vertrieben, die Mehrzahl der Einwohner sei für sie. (Reumont ist Belletrist, in seinen wissenschaftlichen Bemühungen auf curiosa aus, von unserem

König sehr gern gesehen.) — Brassier sagt, das sei eine Täuschung, der man sich in Italien gar nicht hingeben könne; man brauche nur aus dem Fenster zu sehen u. s. w. — Dabei wurde er lebhaft von Robert Goltz unterstützt, der aus Athen herbeikam und vor französischem Uebergewicht in Europa dringend warnte. — Er und Brassier schienen sich verabredet und in die Rollen getheilt zu haben. Robert Goltz aber kam unmittelbar aus Berlin, und war wohl von Schleinitz instruirt.

12. November. Schillerfeier am 10. Ich erfahre im Gespräch, warum der Polizei-Präsident Zedlitz den Fackelzug am Schillertage in Berlin untersagt hat: er gab vor, demokratische Demonstrationen zu befürchten! — Befürchtete er sie wirklich? — Wohl kaum! — Es ist Taktik der Junker-Partei, dem Prinzen bei jeder Gelegenheit ein Blendwerk vorzumachen; ihn glauben zu machen, er stehe auf einem Vulkan — und ihn zu der Folgerung zu führen, nur die Junker-Partei könne ihn retten. —

13. November. Zeitungen. Schlägerei auf dem Gensdarmen-Markt; die wäre wohl vermieden worden, wenn man den Fackelzug gestattet hätte; die Masse will bei solchen Gelegenheiten beschäftigt sein, und weiß man sie nicht zu beschäftigen, so verfällt sie auf Unfug. — Hauptmann von François besucht mich, bringt mir die neuesten Beihefte u. s. w.

29. December. Erhalte einen langen politischen Brief von Vincke, der mir nicht ganz gefällt und mich in dem Gedanken bestärkt, etwas über die Reorganisation unserer Armee zu schreiben. — Vincke möchte gern die zweijährige Dienstzeit eingeführt sehen, glaubt, daß die dreijährige nur beliebt wird, um die Leute auf Exerzier-Künsteleien abzurichten — (was theilweise, aber auch nur theilweise wahr ist) — und da hat er große Lust, in der Kammer recht unvernünftige Dinge zu thun. Er will alle Schäden unseres Militär-Wesens bloßlegen — besonders das Parade- und Exerzier-Wesen. — Vorstellungen, die man dem Prinzen macht, helfen nicht, „dabei kann nichts helfen als die Oeffentlichkeit!“ —

Nach meiner Meinung kann die Oeffentlichkeit in Beziehung auf das, warum es sich handelt, gar nichts helfen, nur den Regenten

ganz unnützer Weise aufbringen — was ihn gewiß nicht in der Vorliebe für constitutionelles Leben bestärken wird. —

Das parlamentarische Leben ist bei uns noch eine schwache zarte Pflanze, die geschont und gepflegt sein will; es hilft gar nichts uns anzustellen, als stehe die Sache fertig da, wie z. B. in England, und demgemäß zu reden und zu handeln: das führt nur zu Reactionen, erst im conservativen — dann im demokratischen Sinn, und zu einer inneren Verfeindung, die zuletzt unheilbar werden kann. —

Die ersten Wochen des Jahres 1860. Entstehung und Wirkung der Schrift über die Heeres-Reform.

Die Studien und Arbeiten, welche die letzten Wochen des Jahres 1859 erfüllt hatten, leiteten Bernhardi auch in das neue Jahr hinüber. Neben Schönhals, dessen bereits eingehend Erwähnung geschehen ist, und historischen Werken, wie Adolf Schmidts „Zeitgenössische Geschichte" und Rohans „Geschichte Frankreichs von 1814—52", studirte er Fransecky's zwar breit gehaltene aber lichtvolle „Darstellung des deutsch-dänischen Krieges von 1848" und Waldersee's (des ehemaligen Kriegsministers) „Kampf in Dresden im Mai 1849". Das Buch interessirte Bernhardi besonders dadurch, daß er darin eine Theorie für den Straßenkampf, die er sich selbst gebildet hatte, durch die Erfahrung bestätigt fand. Da diese Form des Kampfes selten einer theoretischen Erwägung unterzogen wird, mögen die entsprechenden Aufzeichnungen des Tagebuchs wiedergegeben werden:

Die Hauptsache ist, daß man sich nicht abmüht, bloß „die Verbindungen offen zu erhalten", wie man so oft gethan hat, denn das heißt Furchen durch das Wasser ziehen, und führt durch lauter kleine Siege am Ende zu einer physischen und moralischen Erschöpfung der Truppen, durch die man am Ende genöthigt ist, den Kampfplatz den Insurgenten zu überlassen. Man muß die Stadt stückweise wirklich erobern und vor allen Dingen immer das, was man einmal

erobert hat, ganz von Insurgenten säubern und in wirklichem thatsächlichem Besitz behalten.

Zugleich mehrten sich die litterarischen Ansprüche, die an Bernhardi gestellt wurden; Sybel wünschte die neue Auflage seines Werkes von ihm besprochen zu sehen, und Usedom forderte ihn auf, über den Oberbefehl des Bundesheeres und die Zweitheilung desselben zu schreiben, wofür er ihm das Material zur Verfügung stellen wolle.

Doch traten alle diese Arbeiten und Bestrebungen alsbald in den Hintergrund vor der Frage, die für eine Reihe von Jahren die erste Stelle in den innerpolitischen Kämpfen Preußens einnehmen sollte. Bernhardi wußte, daß die durch den Eintritt Roons umgestaltete Regierung sich mit dem Plane einer Heeres-Reform trug, von deren Nothwendigkeit er sich für seine Person längst überzeugt hatte, der von der Mehrzahl seiner politischen Freunde indeß widersprochen wurde. Von der — nur allzubegründeten — Besorgniß erfüllt, die nach seiner Meinung unvermeidlich gewordene Angelegenheit werde zu einem Conflict zwischen dem Ministerium und der liberalen Partei führen und dem preußischen Verfassungsleben unwiederbringlichen Schaden zufügen, beschloß er die Ausarbeitung einer zunächst nur für die Mitglieder der beiden Häuser des Landtags bestimmten Schrift, welche die Dringlichkeit einer Erhöhung der Wehrkraft des Vaterlandes nachweisen und vom liberalen Standpunkt aus begründen sollte.

In wenigen Wochen war diese Arbeit zum Abschluß gebracht.

Inzwischen waren die beiden Häuser des preußischen Landtages zu der wichtigen und folgenreichen Session des Jahres 1860 zusammengetreten. Die Vorlagen übertrafen alle Erwartungen Bernhardi's, obgleich er voraussehen zu können glaubte, daß es ohne Schwierigkeiten nicht abgehen werde und daß man sich insbesondere auf die Opposition des Herrenhauses gegen die liberalen Gesetzentwürfe werde einrichten müssen. Aehnlich urtheilten mehrere seiner Freunde, u. A. Usedom, der seine Freude über den Erfolg der Thronrede aussprach, die die durch die Ernennung Roons hervorgerufenen „Reactionsbefürchtungen“ beschwichtigt habe. Außerordentlich viel werde darauf ankommen, daß man in dem „verwaltenden“, zumeist der Gegenpartei zugehörigen „Personal“ aufräume. Sache der liberalen Partei werde es sein „sich nicht darüber zu täuschen, daß die Macht bei uns in den Händen der Regierung bleibt“ — die Partei müsse anregen und treiben, — „privatim mit Ernst, auf der Tribüne

mit Discretion" — Meinungen, die Bernhardi „aus der Seele" gesprochen waren.

Um an seinem Theile das Mögliche zu thun, sandte er das Manuscript seines Aufsatzes über die Heeres-Reform am 27. Januar nach Berlin, um dasselbe durch die Vermittelung Max Dunckers für eigne Kosten drucken und sodann vertheilen zu lassen. (In der Folge wurde die Arbeit auch dem Publikum zugänglich gemacht.) — Ueber den weiteren Gang dieser, alsbald zu erheblicher Wichtigkeit gelangten Angelegenheit lassen wir die Tagebücher berichten:

28. Januar. Dr. R. Haym, der Redacteur der Preußischen Jahrbücher schreibt, daß in dem Februarhefte ein Aufsatz über die Organisation der Armee erscheinen werde, der sich für zweijährige Dienstzeit ausspricht. — Das ist mir aus mancherlei Gründen sehr unangenehm! — Ich halte die dreijährige Dienstzeit für nothwendig. Aber wenn sie das auch nicht wäre, schiene mir durch Gründe politischer Klugheit geboten, darüber zu schweigen. — Die dreijährige Dienstzeit wird doch angenommen; der Prinz-Regent läßt nicht davon. Es kann zu nichts Gutem führen, wenn dann die mißmuthige Ueberzeugung durch das Land schleicht, daß sie bloß angenommen sei, daß man ein paar Millionen, die erspart werden könnten, bewilligt habe, bloß um die Parade-Gelüste und Kamaschendienst-Liebhabereien des Prinz-Regenten zu befriedigen. — Ich will bei R. Haym anfragen, ob er in dem Märzhefte einen Artikel über die Nothwendigkeit der dreijährigen Dienstzeit aufnehmen will.

7. Februar. Max Duncker sendet mir ein Exemplar meiner Schrift über die Heeresverfassung — ich habe aber nicht recht Ursache, damit ganz zufrieden zu sein; er hat sich erlaubt, einiges daran zu ändern. — Das können die Herren nun einmal nicht lassen! — Er hat einiges hinzugefügt, wodurch die Schrift entschiedener ministeriell geworden ist, als sie war; — das ist unrecht, da mein Name auf dem Titel steht, und ich das Ganze zu vertreten habe. Auch finde ich es nicht recht klug in Beziehung auf die Sache selbst; der Eindruck, den sie machen kann, wird dadurch nicht gesteigert, sondern im Gegentheil, sie würde wohl besser wirken, wenn sie unabhängiger gehalten wäre und nicht so unbedingt auf die Ansichten des Ministeriums

einginge. — Besonders verdrießlich ist mir, daß er einen Satz weggelassen hat, in welchem ich ausdrücklich andeutete, daß ich mich für dreijährige Dienstzeit ausspreche, bloß weil es mir um einen tüchtigen Präsenzstand im Frieden zu thun ist; keineswegs weil es mir etwa an einem dreijährigen Parade=Drillen zu thun gewesen wäre. Ich will jetzt einen Artikel über die dreijährige Dienstzeit für das Märzheft der Preußischen Jahrbücher schreiben, damit ich meine Freunde auf das verweisen kann, was ich wirklich geschrieben habe und wie ich über die Sache denke.

In wenigen Tagen war auch diese Arbeit beendet.

15. Februar. Ich habe nun die Vorschläge des Ministeriums in Beziehung auf die Umbildung der Armee kennen gelernt — und mich recht sehr darüber gegrämt. Es ist vielerlei überflüssiges darin, wie zumal die Vermehrung der Garde=Regimenter, der übermäßige Präsenzstand der Garde=Bataillone im Frieden, auch wohl die vierjährige Dienstzeit und der zu hohe Pferde=Präsenzstand bei der Reiterei. — Das übrige, namentlich die dreijährige Dienstzeit wäre an sich ganz zweckmäßig —: aber der ganze Entwurf geht über die Geldkräfte des Landes hinaus! — Wir können nicht Krieg führen ohne neue Anleihen — und womit sollen die Zinsen derselben gedeckt werden, wenn das Land zum Voraus erschöpft wird! — und die nothwendigen Festungen, die wir noch zu bauen haben! — und die Küstenbefestigungen! — und die immer gesteigerten Ansprüche der Flotte, die sich voraussehen lassen — ja deren Steigerung wir fordern müssen!

19. Februar. Windiges Wetter, den ganzen Tag nicht aus dem Hause. — Brief von C. Vincke; er erzählt, meine Broschüre mache Sensation; beide Prinzen, der Prinz=Regent sowohl als der Prinz Friedrich Wilhelm, haben ihm von freien Stücken und mit der größten Anerkennung davon gesprochen. Der Prinz Friedrich Wilhelm hat namentlich gesagt, „die Schrift enthalte kein Wort, das er nicht mit unterschreiben würde.“ Er fügt hinzu: Jeder müsse seine Meinung vertheidigen; die Sache koste zu viel Geld! — Der gute Vincke! — er freut sich meines Erfolges, obgleich er meine Ansicht durchaus nicht theilt.

Selten hat mich etwas so peinlich berührt, wie diese Nachricht. — Die Schrift ist in der Gestalt, in der sie sich des

allerhöchsten Beifalls erfreut, nicht von mir! — Die beiden Prinzen sind „entzückt" von der Schrift! — Daran ist mir was rechtes gelegen! — Das fehlte gerade noch, um meine Verstimmung auf das Höchste zu steigern! — Auf die Abgeordneten wollte ich wirken, nicht auf die Prinzen; bei den Abgeordneten sollte die Schrift gut aufgenommen werden, nicht bei Hofe; — eine vernünftige Sache wollte ich fördern, nicht mich persönlich gut bei Hofe stellen! — Und nun sehe ich mich dem ausgesetzt, daß man mich unter meinen politischen Freunden vielleicht höfischer Wohldienerei beschuldigt, und ich ernte von der anderen Seite einen unerwünschten Beifall, der einen solchen Verdacht nur steigern könnte.

Ich muß aber meinem Unmuth Zügel anlegen. — Die Fürsten sind ein wunderliches Volk! — In meinem größeren Werke habe ich nachgewiesen, daß Preußen keineswegs durch Rußland vom napoleonischen Joch befreit worden ist — daß wir des Jahres 1813 wegen Pflichten der Dankbarkeit gegen Rußland nicht haben, da die Dienste, die Rußland und Preußen einander damals leisteten, gegenseitige waren und sich gegenseitig aufhoben. So wenig, wie wir ohne Rußland Napoleons Weltherrschaft zu brechen vermochten, so wenig vermochten die Russen sich ohne uns auch nur in Polen zu behaupten. — Ich habe das in solcher Weise gethan, daß diese Ansicht nun als bleibender Gewinn in die Weltgeschichte übergeht.

Das mußte das Herz eines preußischen Fürsten erwärmen; es ist aber spurlos an ihnen vorübergegangen! Dieser kleine Aufsatz begünstigt zufällig — ganz zufällig — ihre Neigungen; da sind sie außer sich vor Entzücken.

Nach Tisch nach Hirschberg. Major Schwander begegnet mir auf der Chaussee und ruft mir schon von Weitem zu: „Nun! Sie haben den Vogel abgeschossen!" — Ich erfahre: die Kreuz-Zeitung spricht von meiner Broschüre, und mit großen Lobeserhebungen! — Das fehlte gerade noch! — Muß ich erleben, daß mich die Kreuz-Zeitung lobt! — Es ist um wüthend zu werden!

Brief von Max Duncker: „Wie groß der Eindruck ist, welchen Ihre Denkschrift bis in die höchsten Kreise hinauf gemacht hat, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Man hält sich Ihnen aufrichtig verpflichtet,

und ich freue mich deß nicht bloß um Ihretwillen. Wir gehen schweren Zeiten entgegen, und für diese müssen Männer wie Sie Position haben, welche Ihrem Rath und Wort Nachdruck giebt. Ihre Anwesenheit wird diese Position befestigen und ist aus anderen Gründen nothwendig." Der Kriegsminister Roon wünscht die Denkschrift in extenso in der Preußischen Zeitung (dem halbofficiellen Organ des Ministeriums) abdrucken zu lassen, ob ich meine Zustimmung dazu gebe.

Dieser Brief macht es mir nun vollends zur bestimmten Pflicht, mit Discretion zu verfahren, meinen Unmuth im Stillen zu bewältigen, so gut wie ich kann, und über die Schicksale meiner Denkschrift zu schweigen. Wie könnte ich Max Duncker bloßstellen, der es so treu und redlich mit mir, so treu und redlich mit der Sache meint! —

Meine Einwilligung zu einer fernerweiten Veröffentlichung der Denkschrift gebe ich aber nicht, das versteht sich. —

24. Februar. An Max Duncker geschrieben, ich kann nicht in den Abdruck meiner Schrift in den Zeitungen willigen; er kennt meine Gründe gegen eine unbedingte Oeffentlichkeit; außerdem aber müsse die Schrift in den Augen der Welt immer bleiben, was sie wirklich ist: das freiwillige und unabhängige Votum eines unabhängigen Privatmannes. Diesen Charakter könne sie in den Augen Vieler verlieren, wenn sie in einer halbofficiellen Zeitung erschiene; sie sähe dann aus, wie von der Regierung inspirirt. Dem Kriegsminister aber soll er sagen: seinem Wunsch sei bereits in anderer Weise Genüge geschehen — theilweise —; der Theil, der von drei- und zweijähriger Dienstzeit handle und auf den es hauptsächlich ankomme, erscheine als besonderer Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern. — An R. Haym deshalb geschrieben.

Aufenthalt in Berlin im Frühjahr 1860. Der erste Kampf um die Heeres-Reform.

Drei Vierteljahre lang an seinen Schreibtisch und dessen nächste Umgebungen gefesselt gewesen, bedurfte Bernhardi beim Herannahen des Frühjahrs einer Ausspannung. Er beschloß nach Berlin zu gehen und die Entwickelung der Dinge, die sein vollstes und wärmstes Interesse in Anspruch nahmen, auf den Schauplätzen der Entscheidung zu verfolgen. Ende Februar brach er zu einem Aufenthalte in Berlin auf, der länger und ausgiebiger werden sollte, als er irgend hatte vorhersehen können.

26. Februar. Besuch bei Max Duncker; es liegt mir daran, ihn zu sehen und durch ihn orientirt zu werden, ehe ich sonst jemanden sehe; treffe nur seine Frau — sie sagt mir aber, daß ihr Mann unmittelbar vor Tisch daheim sein wird. — Sie deutet an, daß die Lage sehr schwierig ist, gar vieles nicht so, wie es sein sollte, — daß die eigentlich liberalen Blätter, National- und Volks-Zeitung, gewaltig über die Militär-Vorlagen der Regierung losziehen. —

Sehr schlimme Händel macht nun unter anderem Bethmann-Hollweg, der Raumers Regulative vertheidigt und damit das Herrenhaus in Entzücken versetzt; die „Herren" drücken ihm die Hände dafür, daß er die Regulative in Schutz nimmt, „das Werk des unvergeßlichen Herrn v. Raumer."

Zu Paul Rennenkampff in die russische Gesandtschaft. In Rußland steht es schlecht; die Bauern-Emancipation scheint ganz in das Stocken zu gerathen; der Adel ist unzufrieden und nun auch noch durch die Art und Weise verstimmt, wie man die Adels-Comités und Deputationen behandelt, gelobt und getadelt hat, als ob sie Beamte wären. — Der Adel trägt seine Unzufriedenheit offen zur Schau und bezeigt namentlich der Großfürstin Helene sein Mißfallen sehr entschieden. Auf einem Ball, den sie gegeben hat, sind die Führer des Petersburger Adels, Fürst Dolgorucky und Fürst Worontzoff, gar nicht erschienen (ohne sich zu entschuldigen). — Die Großfürstin hat nämlich ihre Bauern in der von der Regierung vor-

geschlagenen Weise freigegeben; — sie selbst schreibt das ihrem Bruder dem Prinzen August von Württemberg, der als preußischer General das Garde-Corps kommandirt; er hat die Briefe dem russischen Gesandten Budberg vorgelesen.

General Rostofzoff, der Vertraute Alexanders II. ist gestorben; an die Spitze der Commission in der Bauern-Angelegenheit ist der reactionäre Justiz-Minister Panin getreten, der schon aus persönlichen Gründen ein Gegner der Emancipation ist — denn er selbst hat seine Güter in einem volkreichen Theile des Landes und besitzt demnach wenig Land, aber viele Seelen. Seine Leibeigenen sind meist Handwerker und Fabrikarbeiter, die Obrok bezahlen, er verlöre also einen bedeutenden Theil seines Vermögens bei der Emancipation.

Um 1/23 Uhr verabredeter Weise zu Max Duncker. Der kommt mir mit so treuherziger Freundschaft vertrauensvoll entgegen, daß es ganz unmöglich wäre ein Wort der Unzufriedenheit gegen ihn auszusprechen. Er entschließt sich bei einem Diner, wo er geladen ist, zu spät zu kommen, um mich gehörig zu orientiren.

Auswärtige Politik. Die Lage ist schlecht, sie ist so, wie ich sie mir dachte, nur noch schwieriger und schlechter. — „Im vorigen Jahr ist ein großer Moment versäumt worden" — man hätte bestimmte Forderungen an Oesterreich stellen müssen, im eigenen und deutschen Interesse; Bedingungen, unter welchen man an dem Kriege Antheil nehmen wolle — (das habe ich von Anfang an gedacht!) — wenn Oesterreich auch in die Forderungen nicht willigte: daß sie ausgesprochen waren, konnte, wenn Preußen die Entscheidung brachte und den Frieden vorschrieb, nicht ohne Folgen bleiben! — Zum Kriege wäre es nicht gekommen, denn Napoleon III. scheint es sich zum Gesetz gemacht zu haben, es auf eine Coalition nicht ankommen zu lassen. Einer Coalition weicht er. — Hat er doch den Frieden von Villafranca eilig geschlossen, weil er erfahren hatte, daß der Befehl zur Mobilmachung auch der übrigen Armee-Corps durch den Regenten unterzeichnet war.

Der Moment ist versäumt worden, nicht durch Schuld des Regenten; der hat nie geschwankt; er ist nur „retardirt worden"!

— durch Schleinitz, der nicht rasch zu energischen Entschlüssen kommen konnte — und durch den Einfluß, den Usedom und Pourtalès bei diesem übten.

Den 1. Juli sollten die Truppen nach dem Rheine aufbrechen; die Contracte mit den Eisenbahnen wegen des Transportes waren bereits geschlossen. Schleinitz wendete ein: der Beschluß am Bundestage wegen der gemischten Aufstellung (zum Theil auf Bundesgebiet) sei noch nicht gefaßt. Der Marsch wurde deshalb aufgeschoben, die Transportmittel wurden abbestellt.

Am 2. Juli wurde zu Frankfurt a/M. der betreffende Bundesbeschluß gefaßt — nun sollten die Truppen sofort an den Rhein geschafft werden — die Eisenbahn-Verwaltungen konnten aber die abbestellten und dann anderweitig verwendeten Transportmittel nicht sofort wieder zusammen schaffen; die Truppenfahrt mußte auf den 15. verschoben werden — am 15. aber hatte man bereits die Nachricht vom Frieden zu Villafranca!

Der Prinz-Regent war im höchsten Grade mißvergnügt über diese Wendung der Dinge. — Napoleon III. schloß Frieden, durch uns indirekt dazu gezwungen; daß er suchen wird, sich deshalb bei Gelegenheit an uns zu rächen, kann nicht zweifelhalt sein. „Er haßt uns, und was schlimmer ist, er verachtet uns!"

Nun drängt Cavour wieder mit aller Macht auf den Krieg hin — um Venetien zu gewinnen; man sagt sich eben in Turin: „jetzt oder nie!" — Cavour hat dem Kaiser der Franzosen Savoyen und Nizza versprochen für ganz Ober-Italien — und ohne Zweifel mit dem stillen Vorbehalt, nicht Wort zu halten. Sein Plan war, erst mit Hülfe Frankreichs die Oesterreicher aus Italien hinauszuwerfen: dann sollte ihm Europa helfen, die Franzosen aus Savoyen und Nizza hinauszuwerfen!

Jetzt verweigert er die Abtretung von Savoyen und Nizza, weil Napoleon seinerseits die Bedingungen des Contractes nicht erfüllt hat; Venetien ist noch in den Händen Oesterreichs; Napoleon wendet ein: dafür habe Sardinien die nicht ausbedungenen Herzogthümer Parma und Modena in Händen. — Cavour erwidert: die seien kein Aequivalent, und besonders keine militärische Position; kurz, er erklärt,

daß die Schlüssel der Alpen nur gegen die Schlüssel von Mantua und Verona abgetreten werden könnten.

Die Annexion Mittel-Italiens will Napoleon III. ganz entschieden nicht; er will ein Königreich Mittel-Italien, und zwar unter einem Prinzen von Leuchtenberg (um Rußland für den Plan zu gewinnen) — dazu denkt er sich einen Murat auf dem Thron von Neapel — und den Papst, wie sich von selbst versteht, in Abhängigkeit von Frankeich.

Es fragt sich nun, ob es Cavour gelingen wird, den Krieg von neuem anzufachen. Ich: Gelingt es, so sind wir wieder in derselben peinlichen Lage, wie voriges Jahr, eventuell das Schwert ziehen zu müssen für eine Sache, die uns innerlich widerstrebt.

Max Duncker: Gewiß! und die Situation ist sehr viel schlechter als voriges Jahr! — Auf Rußland ist gar nicht zu rechnen, trotz der Breslauer Zusammenkunft; in Breslau ist auch gar nichts Ernsthaftes verabredet worden. Alexander II. ist zwar antifranzösisch und antinapoleonisch gesinnt — wie er denn auch persönlich die Zusammenkunft in Breslau veranlaßt hat — aber er ist ohnmächtig! — Er kommt nicht auf, dringt nicht durch gegen die entgegengesetzten Ansichten, Wünsche und Pläne Gortschakows und des Großfürsten Constantin.

Gortschakow sagt, man bedürfe Frankreichs für Rußlands Pläne im Orient — des Großfürsten Constantin Lieblingsgedanke ist, die Seemacht Englands durch die vereinigte Flotte Rußlands und Frankreichs zu vernichten.

Ich: Und außerdem ist Rußland gelähmt durch den Zustand der Finanzen und durch die Unzufriedenheit des Adels; sage ihm, was Panin für ein Mann ist.

Max Duncker: Außerdem „im vorigen Jahr, da war Oesterreich ein Verbündeter.“ Jetzt dagegen ist Oesterreich vollkommen ohnmächtig — die Regierung giebt das gewissermaßen selber zu, indem sie zwar ihre Rechte, die aus dem Frieden von Villafranca und Zürich hervorgehen, sich vorbehält, zugleich aber erklärt, daß sie in Italien nicht mit den Waffen einschreiten werde. —

Es steht im Kaiserstaat, namentlich in Ungarn, sehr

schlimm! — Der Regent hat eine Abschrift der Denkschrift, welche die ungarischen Protestanten eingereicht haben; sie ist von Baron Zay verfaßt — in einer Sprache, von der nur noch ein Schritt zum offenen Aufstand ist!

Ich: Schon vor Jahren haben mir Ungarn gesagt, daß Oesterreich jetzt auch die Kroaten gegen sich habe, durch die es 1848 gerettet wurde; das Project, die Grenz-Regimenter in Linien-Regimenter zu verwandeln, liefert den Beweis, daß dem wirklich so ist; es beweist, daß man die kroatischen Regimenter nicht mehr in ihrer Heimath lassen darf!

Max Duncker: So ist es; nicht, daß die Kroaten magyarisch geworden wären, aber Feinde Oesterreichs sind sie geworden.

Das Kriegsfeuer im südlichen Deutschland ist auch verflogen; auch auf diesen Beistand ist nicht mehr zu rechnen. — M. Duncker hat Sybel veranlaßt, gegen den König von Baiern zu äußern: ob es nicht gerathen sei, bei der augenscheinlichen Gefahr, die von Frankreich droht, und der vollständigen Ohnmacht Oesterreichs — sich mit Preußen zu verständigen; er hat hinzugefügt, man könne dabei die eigene Souveränität stets hinreichend wahren u. s. w. — König Max II. hat aber geantwortet: die Macht, welche der Zollvereinsbezirk — Deutschland ohne Oesterreich — aufbringen könne, sei nicht hinreichend, nicht groß genug — und in irgend welche Beschränkungen der Souveränität könne man ein für alle mal nicht willigen. — Auf Beistand von dieser Seite ist also nicht zu rechnen!

Ich: Daß Rußland den westeuropäischen Verwickelungen fern bleibt — daß Oesterreich ohnmächtig ist, das könnte alles unter gewissen Bedingungen ganz gut — sogar ein Glück sein —: wenn nämlich auf England irgend zu rechnen wäre, aber das ist leider! nicht der Fall. — Das heutige Parlament, in welchem die Manchester men das Uebergewicht haben, das hat kein Verständniß für allgemeine politische Verhältnisse und begreift nichts von der Nothwendigkeit, den Uebergriffen Frankreichs entgegen zu treten. Im Lande aber ist das Uebergewicht der Manchester men noch größer; der Philister herrscht in England und will keinen Krieg.

Max Duncker: Das ist es eben. Die Tories (Derby, D'Israeli) könnten das gegenwärtige Ministerium stürzen, haben aber neuerdings beschlossen, es nicht zu thun, denn sie könnten es doch nur mit Hilfe der „irish brigade" stürzen, und die würde dann natürlich auch ihren Antheil an der Beute verlangen; ihr Feldgeschrei wäre dann: „Krieg mit Frankreich — für den Papst!" — Darauf wollen es die Tories nicht wagen — und so bleibt das gegenwärtige Ministerium!

So ist denn nicht nur Preußen vollständig isolirt, ohne Verbündete: jeder Staat in ganz Europa ist vollkommen isolirt — und deshalb, bei der allgemeinen Unmöglichkeit sich zu verständigen, ist ganz Europa ohnmächtig Frankreich gegenüber. „So hat er Europa zugerichtet" (Napoleon III.) — „ganz Europa ist null!" — „Und in dieser Lage sträuben sich unsere Liberalen gegen eine ernsthafte Rüstung Preußens!"

In der inneren Politik ist auch kein Trost zu finden, keine rechte Energie und Klarheit in dem Ministerium. — Schwerin hat als Minister des Innern eine ganz seltsame Stellung eingenommen; eine Stellung ritterlicher Großmuth und Milde; er hält es für seine Pflicht sich großmüthig zu zeigen gegen die Beamten, die ihn früher chicanirt und gemaßregelt haben. Er hält es für dem System entsprechend, auf die politische Stellung der Beamten gar keine Rücksicht zu nehmen — Niemanden zu entfernen, weil er der Opposition angehört u. s. w.

Die Junker-Partei ist fröhlich und guter Dinge; sie glaubt, daß der „liberale Schwindel" sich selbst den Hals brechen werde. — „Wie die Liberalen denn auch wirklich Alles dazu thun", fügt Max Duncker hinzu —: und dann hoffen die Junker vermöge eines Ministeriums Arnim-Boitzenburg-Rittberg an das Ruder zu kommen.

Ich: Das werden die allgemeinen europäischen Verhältnisse wohl unmöglich machen!

Max Duncker: Der Prinz hängt auch an den Ministern, an Auerswald, das ist bekannt, — er hängt auch persönlich an Schwerin, an Patow. Die Junker aber hoffen schon in diesem Jahr, in dieser

Sitzung, zu ihrem Ziel, zu ihrem Ministerium zu gelangen. — In der Militär-Commission hat deren Präsident, General Stavenhagen, mit einer entschiedenen Opposition angefangen, und verlangt, daß an unserer Landwehrverfassung nichts geändert werde; Harkort, als begeisteter Landwehr-Lieutenant von 1814, hat in denselben Ton eingestimmt. — Vincke hat vermittelnd gesprochen, „den haben Sie halb und halb bekehrt.“ — (Daran zweifle ich.)

Die Journale sind sehr heftig gegen die Vorlagen der Regierung. — M. Duncker hofft, wenn sie erst ausgetobt haben, werden Menschen und Journale Vernunft annehmen. — Ich bin davon nicht durchaus überzeugt.

27. Februar. Vincke aufgesucht in der zweiten Kammer; er ist da in der Finanz-Commission — lasse ihn herausrufen in ein besonderes Zimmer; langes Gespräch auf das freundschaftlichste. — In der Sache ist er nichts weniger als bekehrt! — weiß eine Menge vortrefflicher Gründe für die zweijährige Dienstzeit — (die aber nach seinen Vorschlägen nicht sehr wohlfeil ausfallen würde!).

Sagt mir: es sei die Vermuthung ausgesprochen worden, daß meine Schrift vom Regenten inspirirt sei; dem habe er, Vincke, auf das entschiedenste widersprochen, er habe schon seit Jahren gewußt, daß ich die hier ausgesprochenen Ansichten über unser Militär-System habe u. s. w.

Der Regent hat dadurch die Sache schlimmer gemacht, daß er seine Befriedigung sehr laut und entschieden ausgesprochen, die Broschüre gegen Jedermann gerühmt hat. —

In der Sache ist der Regent sehr entschieden; er will den Plan ohne alle Einschränkung durchsetzen, sein Herz hängt daran, er ist in seinen Aeußerungen darüber sogar leidenschaftlich, so daß Vincke nicht gerathen hätte, den Herren in der Kammer alle Aeußerungen des Regenten mitzutheilen. — Der Regent hat zu Vincke gesagt: wenn die Militär-Vorlagen nicht ohne Modificationen durchdringen, müsse er entweder „die Kammer nach Hause schicken“ (i. e. sie auflösen) oder er selbst müsse die Regierung niederlegen, und die Sache seinem Sohne überlassen. Vincke meint, die Sache stehe

nun sehr schlimm, entweder man nehme das Odium der neuen Einrichtungen dem Lande gegenüber auf sich und bewillige, was die Regierung verlangt, und später benütze dann die Reaction die neuen Institutionen für ihre Zwecke; oder man verwerfe die Vorlagen der Regierung. Dann kommt die Reaction sofort an das Ruder und macht selbst die Sache, wie sie sie haben will.

Doch hat er eine Art von Compromiß im Sinn; er meint, man müsse bewilligen, was für jetzt gefordert wird — und dabei der Regierung „anheim geben", ob das Ganze nicht billiger eingerichtet werden könne.

Ich: Ein Ministerium der Reaction werden wohl die allgemeinen europäischen Verhältnisse nicht aufkommen lassen. — In den Militär-Vorlagen sieht man bis jetzt nicht ganz klar; man muß vor allen Dingen ermitteln, was die Regierung eigentlich will; — welche Verfassung der Armee sie als normale betrachtet. — Denn was uns bis jetzt mitgetheilt ist, kostet nicht 9 Millionen.

Vincke: Die Commission hat auch vor allen Dingen vollständige Vorlagen verlangt. Kriegsminister Roon hat geäußert, sie sei wohl nicht competent, dergleichen zu verlangen. — Da hat ihm Vincke-Hagen sehr gründlich den Kopf gewaschen; zum Glück ist Auerswald dazu gekommen und hat die Sache in das rechte Geleise gebracht. Ich spreche mich sehr entschieden aus über alles, was mir in den Vorlagen der Regierung mißfällt, namentlich den zu hohen Präsenzstand der Cavallerie, die Vermehrung der Garde-Regimenter u. s. w. — über diese Dinge sind wir eines Sinnes! —

1. März. Nach Tisch erscheint ein Hof-Fourier bei uns und bringt mir eine Einladung zum Hof-Concert, das heute Abend stattfindet!

Um 9 Uhr pünktlich hingefahren, die Marmor-Treppe hinan, durch den Wintergarten, wo herrliche tropische Blattpflanzen von bunten Lampen matt erleuchtet sind, in den runden, weißen Concert-Saal, „auf Säulen ruht sein Dach" (Kuppel). — Ich bin einer der ersten dort, von Hermann Pückler empfangen. —

Wie sich die Gesellschaft sammelt, stellt sich mir der Kriegsminister General Roon vor — entschuldigt, daß er diesen kürzesten Weg einschlägt, mit mir bekannt zu werden — sagt mir ungemein schöne Sachen, —

ladet mich dringend zu sich ein und stellt mich seiner stattlich blühenden Frau vor.

Auch der Minister Patow ist ungemein freundschaftlich gegen mich. — Savigny, jetzt Gesandter in Dresden, redet mich ebenfalls an. — Ich lasse mich dem General-Adjutanten Willisen und dem Grafen Schwerin-Putzar vorstellen. Der Letztere hat durchaus das Wesen eines pommerschen Dorfschulzen — so daß die Ruhe und Sicherheit, mit der er sich in diesen fürstlichen Räumen bewegt, etwas befremdendes hat. —

Längeres Gespräch mit Bardeleben, jetzt Regierungspräsident in Minden; finde ihn sehr aufgeregt und geradezu böse über die Militär-Vorlagen; doch gehört er zu der streng-ministeriellen Fraction ci-devant Bethmann-Hollweg — ich muß bemerken, daß diese Leute noch mehr erzürnt sind als die Liberalen; ich suche ihn von der Nothwendigkeit einer Radical-Reform zu überzeugen, er hält mir immer die finanzielle Unmöglichkeit entgegen!

Souper an kleinen Tischen; ich setze mich an ein Tischchen, wo ich Willisen, Moltke und den Minister a. D. Carlowitz sehe — Fürst Wilhelm Radziwill sitzt auch da und redet mich als Bekannten an.

2. März. Früh vor 10 Uhr in das Schloß zum Fürsten Hohenzollern; sehr langes Gespräch; er fängt über die Lage von Italien an; die Berichte der Diplomaten lauten sehr verschieden; Brassier sei ganz im sardinischen Interesse — Reumont dagegen erkläre die ganze Bewegung für gemacht und träume von nichts als Restaurationen.

Ich: Reumont ist sein Lebelang von der großherzoglichen Familie in Toscana verwöhnt worden, und sieht die Dinge wohl nicht mit Unbefangenheit an — das scheint der Fürst zuzugeben — übrigens könnte in Toscana eine Restauration wirklich wohl noch am ersten möglich sein; in Parma und Modena und vor allem in der Romagna ist sie es ganz gewiß nicht.

Ich erwähne, was mir ein verständiger Freund geschrieben hat; in Frankreich haben die Encycliken des Papstes und die Hirtenbriefe der Bischöfe eine solche Stimmung hervorgerufen, daß Napoleon III.

die Rolle Heinrichs VIII. spielen könnte, wenn er der Mann dazu wäre und wollte.

Das Alles interessirt den Fürsten, er kommt aber doch bald auf die innere Politik zu sprechen und fragt, wie die Stimmung im Lande ist?

Ich gebe zu verstehen, daß sie in mancher Beziehung anfängt, eine ungeduldige zu werden; — die liberalen Gesetz-Entwürfe erwecken selbst bei den Gebildeten nur ein mäßiges Interesse, da wir alle so ziemlich mit Gewißheit vorhersehen, daß sie im Herrenhause nicht durchgehen. Der Kleinbürger, der Landmann vollends hat für liberale Gesetzgebung keinen Sinn, was ihn unmittelbar berührt und interessirt, wofür er Auge und Sinn hat, das ist die Verwaltung! Hier will man die Verbesserung gewahr werden; eine Veränderung in dem mißliebigen Beamten-Personal hatte man gehofft; der Bauer will, „daß es einmal anders werde im Lande" — und so lange die Regierungsgewalt in seinem Kreise in den Händen desselben Landraths bleibt, der ihn so lange gemaßregelt und gequält hat, ist für ihn das alte System noch unberührt in voller Herrschaft.

Der Fürst: Tendenz-Politik könne das gegenwärtige Ministerium nicht treiben, es könne nicht Beamte aus Tendenz-Rücksichten bloß ihrer politischen Gesinnung wegen entfernen. Sie habe das Verfahren des vorigen Ministeriums in dieser Beziehung stets getadelt und dürfe und könne sich nicht demselben Tadel aussetzen, müsse vielmehr ihren ausgesprochenen Prinzipien gemäß handeln. — Auch geht die Sache mit den reactionären Beamten allmählich besser; sie gehorchen! — Im ersten Jahre gehorchten sie mit offenem Widerstreben und murrend; jetzt gehorchen sie stillschweigend.

(NB. Sehr oft gehorchen sie stillschweigend nicht!)

Ich: Allerdings, Gesinnungs-Politik kann das gegenwärtige Ministerium nicht treiben: aber wo gegen Landräthe wirkliche und wohlbegründete Beschwerden vorliegen, wie gegen die Landräthe v. Ende und v. d. Horst, da sollte man sie doch berücksichtigen und die Gelegenheit benützen, um dem Lande gerecht und die Herren los zu werden. — Wenn der Graf Schwerin sich aber jedesmal, wenn Beschwerden gegen einen Landrath einlaufen, dabei beruhigen will, daß der betreffende

Regierungs-Präsident erklärt: die Beschwerde sei unbegründet, dann wird die Lage eine hoffnungslose; denn das kann Graf Schwerin jedesmal vorher wissen, daß der reactionäre Regierungs-Präsident den reactionären Landrath unter allen Bedingungen schützen und decken wird. —

Der Fürst: Diese besonderen Fälle wären wohl anders entschieden worden, wenn sie in den Ministerrath gekommen wären; aber Graf Schwerin habe sie allein auf eigene Hand erledigt.

Im Allgemeinen aber müsse das Ministerium bei seinem System bleiben und niemanden seiner politischen Gesinnung wegen aus dem Amt entfernen. Sollte die gegenwärtige Regierung zurücktreten müssen, eine reactionäre an die Stelle treten — die werde es dann anders machen, das wisse er wohl; die werde alle liberalen Elemente schonungslos entfernen; man werde das Energie nennen —: er werde aber diesem Treiben dann mit großer Ruhe zusehen, und eine große Befriedigung in dem Bewußtsein finden, daß er es nicht so gemacht habe!

Der Fürst fragt, wie sich die Stimmung im Lande in Beziehung auf die Militär-Vorlagen insbesondere gestaltet hat?

Ich: Das Bedürfniß einer Umbildung der Armee war im Lande anerkannt, und man war in der Stimmung, Vorlagen, die dahin gingen, mit Dank anzunehmen: über die Höhe der Geldforderung ist jedermann erschrocken. — Ich gebe zu verstehen, daß sie auch nach meiner Meinung sowohl über das Maß des Nothwendigen, als über die disponiblen Mittel des Landes hinausgeht.

Das giebt der Fürst zu, giebt aber zu bedenken, mit welchen Persönlichkeiten man es zu thun habe. — Die Vermehrung der Cadres, die dreijährige Dienstzeit seien nothwendig —: die Vermehrung der Garde-Regimenter — der übermäßig hohe Präsenzstand der Garde-Bataillone im Frieden — der beabsichtigte hohe Präsenzstand der Reiterei sei es allerdings nicht. Auch manches Paradestück der Ausrüstung wäre zu entbehren: aber da sind die alten Herren, die Generale, die glauben, daß der Staat untergeht, wenn diese oder jene hergebrachte Kleinigkeit beseitigt wird! — Da könne nur der Landesherr Rath schaffen und den alten Herren Stillschweigen auferlegen, das sei aber nicht zu erwarten. — Diese Dinge seien unnütz, aber

der Regent bestehe auf ihnen; man solle doch bedenken, in welcher ganz anderen Zeit, unter welchen Bedingungen, in welcher Umgebung, unter was für Einflüssen, in welchen Vorurtheilen der Herr aufgewachsen sei, und nicht das Unmögliche von ihm erwarten. — Es sei im Gegentheil zu bewundern, daß er so vieles gelernt habe. Die Rüstung Preußens sei nothwendig; um zu diesem großen Ziel zu gelangen, müsse man das Ueberflüssige, das verlangt werde, eben auch hinnehmen — und darüber hinweggehen, um nicht das Ganze in das Stocken zu bringen.

Ich: Der Prinz-Regent ist für mich Gegenstand der höchsten Verehrung, eben weil er 1848 so vieles gelernt hat, anstatt erbittert zu werden durch seine damaligen unfreundlichen Erlebnisse, wie so leicht hätte geschehen können.

Zur Sache, die jetzt vorliegt, wäre es aber sehr zweckmäßig und würde unmittelbar zum Gelingen führen, wenn die Regierung einiges überflüssige aufgebe, was entbehrt werden kann, damit es nicht im Plenum des Hauses zu einer ärgerlichen Discussion kommt. Dahin müßte es das Ministerium bringen.

Der Fürst: Das Ministerium hat bereits in diesem Sinn alles gethan, was es konnte, aber vergeblich. Der Regent besteht auf seinem Sinn und will von dem Geforderten nichts aufgeben. Es bleibt nichts übrig, als die Militär-Vorlagen in Bausch und Bogen anzunehmen, ohne etwas davon zu streichen.

Das Ministerium müsse zurücktreten, falls sie nicht angenommen würden; er für seine Person träte dann ganz bestimmt zurück. Möglich, daß dann andere Leute die Geschäfte des Staats mit mehr Geschick und Energie leiten: ehrlicher gewiß nicht!

Ich: Sehr viel muß darauf ankommen, wie es mit dem Grundsteuer-Gesetz im Herrenhause geht; ich habe gehört, die Herren wollen es annehmen, um sich den Weg in das Ministerium zu ebnen.

Der Fürst: Er habe auch davon gehört; die Herren wollen aber nur das Steuer-Privilegium aufgeben, für das sie entschädigt werden; das Prinzip der Ausgleichung der Grundsteuer wollen sie nicht annehmen, — so daß der Staat dabei nicht gewänne.

Der Fürst fragt noch, ob es unter dem Adel in Schlesien auch

liberal gesinnte Leute giebt — (sehr einzeln) — was sein Vetter Hohenzollern-Hechingen für eine Rolle spielt u. s. w.

Ich sage: Ich werde bei meinen hiesigen Freunden allerdings für das Wesentliche der Militär-Vorlagen sprechen, — für die dreijährige Dienstzeit namentlich —: aber ebenso entschieden gegen alles, was meiner Ueberzeugung widerstrebt; erstens weil ich es mir selbst schuldig bin, meiner wirklichen Ueberzeugung gemäß zu sprechen — theils weil ich es im Interesse der Sache geboten glaube.

3. März. Nous marchons au hasard — wir leben von einem Tage zum anderen ohne allen und jeden bestimmten Plan, und lassen die Ereignisse über uns ergehen! — In diesem Eindruck werde ich durch ein Gespräch mit Thassillo Heydebrand bestärkt.

Preußens diplomatische Vertretung ist offenbar in zweifelhaften Händen. — Thassillo rühmt es sarkastisch, daß unser Gesandter Werther in Wien auf dem allerbesten, freundschaftlichsten Fuß mit dem Grafen Rechberg steht — und Savigny ebenso in Dresden mit Herrn v. Beust. „Der Geschäftsgang wird dadurch sehr erleichtert." Werther z. B. meldet über ein Gespräch, das er mit dem Grafen Rechberg gehabt hat: „er sagte mir das und das: ich hatte dem keine Argumente entgegenzusetzen." — „So ist der Geschäftsgang!" Das Ministerium ist dem Auslande wie dem eigenen Lande gegenüber durch seine Gegner vertreten (dort durch die Gesandten, hier durch die Regierungs-Präsidenten und Landräthe) — und es erhebt sich nicht gegen diesen unseligen Zustand! — Es hat nicht die Energie, ihm ein Ende zu machen, oder das auch nur zu versuchen!

4. März. Saucken bei mir. Er klagt auch über die gegenwärtigen Zustände, aber den Blick vorzugsweise auf das Innere gerichtet; — die reactionäre Umgebung der Prinzen — die Nachsicht der Regierung gegen die Reaction.

Schwerin namentlich hat sich die Unparteilichkeit in dem Grade zur Pflicht gemacht, daß er vor lauter Unparteilichkeit parteiisch wird! — Schlägt man ihm zu einer Stelle zwei Candidaten vor, von denen einer ein Liberaler, der andere ein Reactionär ist, — so wählt er den Reactionär, um nur ja recht

gewiß zu sein, daß er unparteiisch ist und sich nicht durch politische Gesinnungs-Rücksichten leiten läßt! — Weiter klagt Saucken darüber, daß so offenkundig renitente Landräthe nicht beseitigt werden — daß man einem Mann wie Eichmann, der um seinen Abschied einkam, den Abschied nicht gegeben hat — ihn vielmehr durch gute Worte bewogen hat zu bleiben.

Ich: Das liberale Ministerium hat im Lande noch Niemandem etwas geholfen, als den Juden! — So ist es, meint Saucken.

5. März. General Stockhausen, den ich sehr gealtert finde; er ist Schwarzseher, wie das mißmuthige Alter zu sein pflegt. Er sieht Preußen von Gefahren jeder Art umgeben; meint namentlich, daß die Regierung im Liberalismus schon zu weit gegangen sei — ist sehr ungehalten über eine glänzende Rede, die Vincke-Hagen neulich über die italienische Angelegenheit gehalten hat — über die spottenden Worte „bleiben Sie uns mit Ihrer Legitimität vom Halse" — Worte, die auch ich bei uns in Preußen sehr unpassend finde. Stockhausen meint, die Herren, die für zweijährige Dienstzeit stimmen, hätten dabei allerhand böse Nebengedanken; sie wollten den „Berufssoldaten" ganz beseitigen — sie wollten „ein Stückchen Volksheer retten" — ja sie möchten sich eine Hinterthüre offen halten und sich mit diesem Volksheer die Möglichkeit aufsparen, noch „ein Revolutiönchen" zu machen!

(Das heißt Gespenster sehen am hellen Tage! — Wenn es unglücklicher Weise einmal dahin kommen sollte, daß man mit unseren Soldaten bei zweijähriger Dienstzeit Revolution machen kann, dann ginge es auch wohl bei dreijähriger! — Aber ich erfahre so, womit die Kreuzjunker dem Regenten in den Ohren liegen, und was für Verdächtigungen sie ihm zuflüstern!)

Ich sage, daß ich viele der Herren genau kenne und überzeugt bin, daß sie dergleichen Absichten nicht hegen. —

Wir sprechen von der allgemeinen Lage, davon, daß wir ein Jahr 1848 in Preußen wohl nie erlebt hätten, wenn Friedrich Wilhelm III. sich nicht in die Carlsbader Beschlüsse gefügt und unter Metternichs Vormundschaft begeben hätte.

Ich: Wilhelm Humboldt, Beyme, Gneisenau, Grolmann und

Boyen traten der Carlsbader Beschlüsse wegen aus dem Staatsdienst; mir ist es immer unbegreiflich geblieben, daß der Umstand, daß alle diese Leute ihn verließen, den König nicht stutzig und bedenklich gemacht hat, in Beziehung auf die neuen Wege, die er einschlug. —

Stockhausen: Das war nach den Begriffen des Königs Ungehorsam.

Diner bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm, komme etwas spät, Prinz und Prinzessin sind schon im Saal. — Gesellschaft: Graf Fürstenstein, Obernitz, Schweinitz, Stockmar und als diensthuende Hofdame eine sehr hübsche Comtesse Hohenthal; ferner Lord und Lady Bloomfield (der englische Gesandte) — General Roon und seine Frau — Minister Patow und seine Frau — General Manteuffel — einige mir unbekannte Herren und Damen — und der Bürgermeister von Danzig mit schöner goldener Amtskette um den Hals.

Die Prinzessin sagt mir: sie habe gehört, ihr Onkel Ernst (Herzog von Coburg) werde in diesen Tagen herkommen.

Prinz Friedrich Wilhelm fragt, ob die Militär-Vorlagen wohl durchgehen werden? — Ich glaube ja! — Er sagt, man müsse hoffen, daß „die Herren sich patriotisch zeigen werden!" — sagt das aber mit einer gewissen Befangenheit, als ob ihm eine schwere Last auf der Brust läge. — Ich: Sehr viel wird davon abhängen, daß das Grundsteuer-Gesetz im Herrenhause angenommen wird.

General Manteuffel und Stockmar meine Nachbarn bei Tisch. — Auch Manteuffel giebt sich in der Art, wie er die Militär-Vorlagen rechtfertigt, als Kreuzritter vom reinsten Wasser zu erkennen —: Friedrich Wilhelm III. habe eine Politik des Friedens befolgt, um jeden Preis den Frieden in Europa erhalten wollen — man habe die Vertreibung der Bourbons aus Frankreich geduldet —: da sei es natürlich gewesen, daß in der Verfassung der Armee die finanziellen Rücksichten die maßgebenden geworden seien und die militärischen dagegen in den Hintergrund traten. — Jetzt aber, da der Regent gesagt habe, er wolle Preußens Fahne hoch halten, träten die militärischen Rücksichten wieder in den Vordergrund.

Dem Bürgermeister von Danzig zu Ehren ist das Geschenk aufgestellt, welches die Stadt Danzig dem Prinzen gemacht hat: eine

silberne Galeere mit vergoldeten Kanonen und Rudern: das Modell einer Galeere, die wirklich einst zu der Flotte der Stadt Danzig gehörte.

Nach englischer Sitte wird gegen das Ende des Diners der kleine einjährige Prinz*) herein gebracht — weiß gekleidet, mit großen blauen Schleifen an den Schultern — man bringt ihn seiner Mutter, seinem Vater und dann wird er um den Tisch herumgetragen: ein hübscher, blonder Knabe mit schönen großen Augen. — Ich: „Der kleine Herr hat einen sehr gut geformten Kopf!“ — Manteuffel: „Eben sehe ich ihn auch darauf an!“ — Uebrigens findet Manteuffel es sehr unpassend, daß er jetzt schon in den Saal gebracht wird zu all' den Lichtern; das könne seinen Nerven nicht gut thun! — Ich: Es ist englische Sitte! — Manteuffel: „Haben die Engländer denn je verstanden ihre Könige zu erziehen?“ —

Nach Tisch nähert sich die Prinzessin der Ecke des Saals, wo ich mit Manteuffel, Obernitz und Stockmar stehe; sie erinnert daran, daß heute der Jahrestag der Taufe ihres Sohnes sei — wie schwach Alexander Humboldt am Tage der Taufe schon gewesen sei; die Herren erinnern daran, daß er über kleine Falten im Teppich stolperte, daß man ihn alle Augenblicke halten mußte, damit er nicht fiel.

7. März. Die Lage wird immer schlechter; der Regent ist festgefahren in einer leidenschaftlichen Stimmung und will nicht das Mindeste nachgeben. Roon hat noch gestern einen Angriff auf ihn versucht und wollte ihn bewegen, doch wenigstens das sogenannte Lehr-Bataillon aufzugeben: auch darein hat der Prinz nicht gewilligt.

Besuch bei Heinrich Arnim, der ist leberkrank und mißmuthig — und macht mir das Herz erst recht schwer! — Er ist aus der liberalen Fraction ausgetreten, weil Vincke-Hagen sie mit eisernem Scepter regiert — tadelt das Ministerium, daß es dem Hause diese Militär-Vorlagen gemacht hat — findet es unbegreiflich, daß sein Freund Patow Vorschläge macht, die in unsere Finanzen „ein Deficit“ einführen — „denn etwas anderes ist es doch nicht“ — alle Ressourcen, die Patow zusammen zu rechnen wisse, gehen nur auf fünf Millionen; die neuen Einrichtungen würden aber fünfzehn Millionen jährlich kosten, darüber dürfe man sich nicht täuschen.

*) Kaiser Wilhelm II.

Die Junker-Partei juble, denn sie hoffe mit Bestimmtheit, das liberale Ministerium bei dieser Gelegenheit zu stürzen. Bismarck-Schönhausen sei schon in diesen Tagen eingetroffen, um die Erbschaft desselben anzutreten.

Das Parlament wird dann natürlich aufgelöst, und mit Hülfe von Einschüchterungen bei den neuen Wahlen könnten die Leute wohl eine reactionäre Majorität zu Stande bringen, meint Heinrich Arnim — und dann verwickelt uns ein Junker-Ministerium sofort in einen Krieg für die europäische Reaction.

Ich: Das möchte doch nicht möglich sein; gerade die Kreuzzeitungs-Partei möchte am wenigsten in der Lage sein, Krieg führen zu können.

Heinrich Arnim einlenkend: „Sie findet keine Verbündeten!“

Er tadelt die liberale Partei, daß sie es versäumt hat, in einer Adresse auf die Thronrede zu antworten und „Position zu nehmen“ — daß man sich über die großen Fragen der Politik beiläufig und bei Gelegenheit äußere, wie Vincke auf eine Breslauer Bittschrift hin über die italienische Frage, das sei unpassend und führe zu nichts.

Diner bei General Pfuel. — Eduard Willisen erzählt mir nach Tisch vielerlei vom Kaiser Nikolaus; Willisen hat es als Flügeladjutant des Königs großen Theils veranlaßt, daß die Armee 1840 in Waffenröcke gekleidet wurde; — der Kaiser war sehr dagegen und schrieb abmahnende Briefe, denn diese Kleidung war in seinen Augen revolutionär; er veranlaßte die Kaiserin, ihrem Bruder, dem König, zu schreiben, der Schatten ihres Vaters blicke zürnend herab u. s. w.

Als der Kaiser darauf nach Berlin kam, war große Parade ihm zu Ehren, der König holte ihn ab aus dem Hôtel der russischen Gesandtschaft; Willisen begleitete den König als dienstthuender Flügel-Adjutant. — Der König ging in das Cabinet des Kaisers, Willisen blieb im Vorzimmer. Wie beide Monarchen heraustraten, kam Nikolaus in der preußischen Kürassier-Uniform auf Willisen zu, zermalmte ihn mit fürchterlichen Blicken und sagte: „Me voilà armé en Mambrin!“ — Nachdem sie aber unten zu Pferde gestiegen waren und durch die Straßen ritten, hörte Nikolaus von allen Seiten Stimmen aus dem Publikum, die ausriefen: „Nein! wie der Kaiser schön ist in diesem Anzug!“ u. s. w. und er kam sich immer schöner vor

und saß gerader im Sattel! — Nach der Parade, nach dem Diner, das darauf folgte, kam der Kaiser Nikolaus wieder auf Willisen zu, diesmal sehr freundlich und erklärte, „que pour la cavallerie ce costume est très bien, — très bien!“

8. März. Simson, Präsident der Kammer, bei mir; er ist Mitglied der Militär-Commission und redlich bemüht, die Vorlagen der Regierung durchzubringen. Er meint, das müsse geschehen, sei nothwendig, man dürfe daher die Verantwortung vor dem Lande nicht scheuen, sondern sie muthig und entschlossen übernehmen — sich nicht vor den Wählern fürchten, wie das der Fall mancher liberalen Abgeordneten sei.

In Beziehung auf das Technische berufe er sich in der Commission auf mich und den General Werder (Kommandirender in Preußen). — Dem hat er nämlich meine Schrift mitgetheilt und Werder hat geantwortet, daß er sie mit unterschreibt. —

Abends bei General Brandt — kleine Gesellschaft; ein paar Spieltische. — Brandts Sohn, der über Frankreich aus Aegypten zurückgekommen ist, traf in Marseille ein, als eben die Nachricht von dem Siege bei Magenta angekommen war; allgemeiner Enthusiasmus. (NB. und wie war der Krieg vor den Siegesnachrichten unpopulär! Auch Rhind schrieb mir aus Südfrankreich, daß der Sieg eine totale Wandlung der Stimmung hervorgerufen habe.)

Im Alkazar trat ein Sänger auf als Garde-Soldat gekleidet, die Tricolore in der Hand und sang Alfred de Mussets Antwort auf Beckers Rheinlied: „Nous l'avons eu votre Rhin allemand“ u. s. w. — großer Beifallssturm u. s. w.

10. März. Großes Diner bei Rudolf Auerswald, in den Räumen des Staatsministeriums. — Auerswalds Sohn, Rittmeister bei den Garde-Dragonern, sieht älter aus als der Vater. — Graf Dohna-Schlodien ist sehr alt geworden. — Der spanische Gesandte — Graf Blücher, Secretär bei der Gesandtschaft in London, ein Urenkel des Feldmarschalls!!! — zu meiner Ueberraschung auch der Oberst-Lieutenant Hinzmann-Hallmann — im übrigen Kammermitglieder, unter denen v. Benda mich als Bekannten anredet, Leonor Reichenheim u. s. w.

Alfred Auerswald erzählt mir: in der Militär-Commission des

Abgeordneten-Hauses hat heute Simson sich auf mich berufen, und auf den General Werder. — Harkort habe darauf erwidert: der erste Theil meiner Schrift enthalte sehr viel Wahres — *der zweite scheine ihm inspirirt.* — Da hat Vincke zu einer persönlichen Bemerkung das Wort verlangt und erklärt, er, der mich sehr genau kenne, wisse seit Jahren, daß ich die in meiner Schrift ausgesprochenen Ansichten habe. Worauf denn Harkort eine stumme Verbeugung gemacht habe. — So bewährt sich Vincke immer als treuer Freund. —

Nachdem, was Alfred Auerswald erzählt, scheint das Ministerium denn doch einzulenken. Schwerin hat begütigende Worte gesprochen: *die Vorlagen seien ja nicht das letzte Wort der Regierung* u. s. w. —

11. *März.* Spät aus; zu Vincke, danke ihm, daß er sich meiner gestern angenommen hat; — er fragt, ob Alfred Auerswald nicht sehr niedergeschlagen gewesen sei? — *Die Sitzung der Militär-Commission gestern* — zu der auch er, Alfred Auerswald, gehört — *habe eine für das Ministerium sehr unangenehme Wendung genommen.* — Vincke-Hagen, Präsident der Commission, hat gar vielerlei urgirt gegen die Minister und namentlich, von mehreren anderen unterstützt, *die Zurücksetzung der bürgerlichen Offiziere in den Regimentern zur Sprache gebracht.* — Roon hat sie in Abrede gestellt, auf die bestehenden Gesetze verwiesen, die so etwas nicht erlaubten. — Die würden eben nicht gehalten, wendete man darauf ein und citirte Regimenter, deren Offizier-Corps notorisch keinen Bürgerlichen unter sich dulden; man verlangte strenge Cabinetsordres, welche bei Regiments-Commandeurs u. s. w. die pünktliche Befolgung dieser Gesetze einschärften. —

Vincke sagt: Die Pläne für die Reorganisation der Armee waren ursprünglich viel bescheidener angelegt; *die Junker-Partei habe sie nach und nach durch ihren Einfluß bei Hofe zu der gegenwärtigen Höhe „emporgeschraubt“.* — Theils in der Absicht eine Armee von Berufs-Soldaten zu schaffen, deren Offiziere dem Junkerstande und der Junker-Partei angehörten —: eine Armee, welche die Partei für ihre Zwecke brauchen könnte, mit der sie *„die Revolution niederhalten“* — d. h. sich selber in der Herrschaft

im Lande behaupten könnte — theils in der Hoffnung, bei dieser Veranlassung das liberale Ministerium zu stürzen, wenn die Sache nicht durchgeht, und das renitente Haus der Abgeordneten zu sprengen (um dann im Lande Wahlen in der Weise des Ministers Westphalen zu erzwingen, wie man sie haben will). (NB. Woher wissen die Leute das? — Bezeichnend für die Lage ist es in hohem Grade, daß sie es glauben — ebenso wie auf der anderen Seite dem Prinz-Regenten vorerzählt wird, alle diejenigen, die für zweijährige Dienstzeit stimmten, hätten im Sinn, die Armee revolutionär zu machen! Uebrigens hat die Junker-Partei Veranlassung gegeben zu den Vermuthungen, die sie betreffen — denn sie hat sich über die Militär-Vorlagen sehr laut zustimmend ausgesprochen.)

Die liberale Partei, d. h. die Majorität der Kammer — hat keinen Plan — kein umfassendes Bild von dem, was werden soll, was für Zustände werden sollen — faßt alles nur als einzelne Maßregeln auf und hat keine Ahnung davon, was diese einzelnen Maßregeln zusammen für ein Ganzes bilden werden. — Sie hat ferner einen sehr beschränkten Horizont, sieht und denkt nicht über die preußische Landgrenze hinaus.

Das Ministerium ist kein homogenes Ganze und hat infolgedessen auch keinen Plan; vollkommene Planlosigkeit ist der eigenste Charakter seines Thuns und Treibens; — es steht dem Regenten nicht als ein Ministerium gegenüber, sondern nur als eine Anzahl einzelner Minister; — sie arbeiten hier und da in Flickschneider-Art an einzelnen Maßregeln ohne inneren Zusammenhang. — Sie lassen die Regierung im Innern, die diplomatische Vertretung im Auslande in den Händen ihrer Gegner — und machen es damit unmöglich, daß man Vertrauen zu ihnen haben könnte — zu ihnen oder zu dem ganzen gegenwärtigen Zustande. —

Wenn das Ministerium sich aus diesem Wirrsal herausrettet und stehen bleibt — so bleibt es moralisch in solchem Grade geschwächt bestehen, daß ein fester Gang der Regierung weniger als jemals zu erwarten ist.

12. März. Abends besuche ich R. Auerswald, längeres Gespräch mit ihm, bis er in die Soirée zur Prinzessin von Preußen fährt. —

Er frägt einleitend, was ich denn über die Lage denke? — „E. E. offenherzig gestanden, mir ist das Herz recht schwer!"

R. Auerswald: „Ja, wir stehen an einer Katastrophe, das können wir uns nicht verbergen!" — Die Militär-Vorlagen könnten wohl verworfen werden, und dann müsse das gegenwärtige Ministerium zurücktreten. (NB. Später zeigte sich, daß diese Worte doch eigentlich nur ein exordium nach den Regeln der Rhetorik waren; er suchte selbst wieder ihren Eindruck zu schwächen.)

Ich sage, wie schlimm das wäre; die Junker-Partei behandelt die Sache allerdings als ein Mittel an das Ruder zu kommen — arbeitet dahin, das Ministerium zu stürzen und einen unheilbaren Bruch der Regierung und der liberalen Partei herbeizuführen.

R. Auerswald: „Ach! über die Junker-Partei sind wir schon weit hinaus; das ist lange vorbei! — Die sind erschreckt und würden jetzt gern mit der Regierung gehen." — Die Demokraten glauben, daß jetzt ihre Stunde gekommen ist. Sie waren ohnmächtig und fühlten ihre eigene Ohnmacht —: seit sie sehen, daß die liberale Partei schwankt, sind sie zu neuen Hoffnungen und einer sehr energischen Thätigkeit erwacht. — Er selbst hat Briefe von Demokraten gesehen, in denen es ausgesprochen ist: das Ministerium müsse bei dieser Gelegenheit gestürzt werden — damit sei die liberale Partei überhaupt beseitigt — mag ein reaktionäres Ministerium folgen — in einer oder der andern Weise bricht dann die Zeit an, in der die Demokraten wieder eine Rolle spielen können. Schon beherrschen sie die Presse und veranlassen die zahllosen Artikel gegen die Reorganisation der Armee.

Auch hat die Demokratie bereits bedeutenden Einfluß gewonnen auf diejenigen unter den liberalen Abgeordneten, „die mit der Demokratie liebäugeln" — Schulze-Delitzsch u. s. w.

Nun arbeiten die Demokraten daran, Bittschriften für Beibehaltung der Landwehr zu Stande zu bringen und bald wird das Parlament damit überschwemmt sein! — (Eine schöne Aussicht.)

R. Auerswald tadelt dann auch die Haltung des Herrenhauses, das dabei bleibt, daß die Grundsteuer nicht eine Steuer sei, sondern

eine Rente, die fixirt sein müsse, für jede Provinz besonders. — Will nicht zugeben, daß die Debatten in der Militär-Commission neulich eine böse Wendung genommen haben — spricht sich aber dennoch in sehr leidenschaftlicher Weise über die Haltung der liberalen Partei aus — die in diesem Augenblick europäischer Krisis — angesichts der drohenden Gefahren — das Ganze um Nebensachen auf das Spiel setzen will —: „man wird die Herren fragen, ob sie Esel sind oder Verräther!“ — d. h. in parlamentarischer Form, fügt er mildernd hinzu!

Dann lenkt er wieder ein, sagt, noch gebe er die Sache nicht verloren, er „gebe sich gern der Hoffnung hin“, daß die richtige Einsicht bei den Herren schließlich zur Geltung kommen werde; — es habe sich ein gar seltsames Mißverständniß allgemein verbreitet; man glaube, das Ministerium habe 9½ Millionen verlangt für die neuen Einrichtungen: das sei gar nicht der Fall! gefordert habe man nur 3½ Millionen — indem das Ministerium zugleich nachgewiesen habe, wo sie herzunehmen seien — nur das, wozu diese 3½ Millionen ausreichen, werde gefordert —: was darüber hinausgehe, das Weitere, sei für jetzt nur ein Wunsch — hingestellt als etwas, das zweckmäßig und wünschenswerth wäre — aber es verstehe sich von selbst, daß davon nur insofern etwas zur Ausführung kommen werde, als die Kammer das Geld dazu bewillige, und nur in dem Maße, daß dies geschehe.

Ich: Das ist aber nicht ausdrücklich und klar genug gesagt worden.

R. Auerswald: „Der Commission doch!“ — (NB. in diesen Worten liegt das Geständniß, daß es dem Hause gegenüber nicht geschehen ist.)

Ich mache die Bemerkung, daß die Sache sehr erleichtert würde, wenn man es dahin bringen könnte, daß die Regierung schon in der Commission einiges evident Entbehrliche in den Militär-Projecten fallen ließe —: dazu schweigt R. Auerswald. — (Auch er hält also den Widerstand des Regenten für unbesiegbar!) —

Ich dringe nun aber mit großem Nachdruck auf die Nothwendigkeit, klar und präcis auszusprechen, daß man nur 3½ Millionen, nur die Mittel für die diesjährigen Formationen

wirklich verlangt. Daß alles übrige nur ein Project ist, zu dessen Ausführung sich die Abgeordneten nicht jetzt schon zu verpflichten brauchen; unter dieser Bedingung werde die Sache wohl durchgehen — aber nur unter dieser könne sie durchgehen.

13. März. General Nostitz theilt mir mit, daß ein Zweckessen hier stattgefunden hat und daß Herr von Bennigsen aus Hannover hier ist.

Das fehlte grade noch, daß die Nationalvereinler hierher kommen — nach Berlin und damit der Reaction in die Hände arbeiten. Bennigsens Rede — die ich in der Zeitung lese — würde mir übrigens gefallen, wenn er sie irgendwo anders gehalten hätte.

14. März. Zu General Pfuel. Er war bei dem Zweckessen des National-Vereins; Bennigsen habe sehr gut gesprochen; Pfuel macht die Bemerkung, wie „der Zug der Zeit" Menschen und Ereignisse beherrsche; die Idee der Einheit Deutschlands sei nicht wieder auszurotten. — Mommsen hat „eine sehr unglückliche Rede" gehalten; nämlich er hat einen Toast auf die Minister ausgebracht, ihn aber durch lauter Tadel eingeleitet und geschlossen: indessen, da ein besseres, liberales Ministerium nicht zu haben sei, wolle man die Leute doch hoch leben lassen! —

Politik des Augenblicks. Es steht schlecht; im Lande herrscht große Aufregung der Armee-Reform wegen, sagt Pfuel: Die Demokraten, die ganz ohnmächtig waren, haben nun wieder Einfluß und Geltung gewonnen und wühlen gewaltig in allen Zeitungen. — (NB. Ich glaube wahrzunehmen, daß die Liberalen schon zum Theil terrorisirt sind durch die demokratischen Tagesblätter, so daß sie nicht mehr recht wagen, vernünftig zu sein.)

Schlimm sei es auch, daß Sonnabend, 17., das jährliche Erinnerungsfest der Errichtung der Landwehr herankomme: „geben Sie nur Acht, da werden dumme Worte fallen!" —

Auch er bestätigt mir, daß die Demokraten eifrig beschäftigt sind, im Lande Bittschriften für Beibehaltung der Landwehr zusammen zu bringen, und bald wird das Haus der Abgeordneten damit bestürmt werden.

Die kleinen deutschen Fürsten, die sich bisher an Oesterreich an-

klammerten, haben das Vertrauen zu diesem Staat verloren, und suchen jetzt schon ihre Stütze in Frankreich, so daß die Aussichten für den neuen Rheinbund die allerblühendsten sind. — Der König von Baiern reist nach Paris.

So sehe ich mich denn von allen Seiten durch die erfreulichsten Nachrichten bereichert.

Ich hatte von Pfuel Berthold Auerbachs Wohnung erfahren (Kronenstraße Nr. 26). — Besuche diesen.

Langes und erfreuliches Gespräch über Literatur, Musik u. s. w. — B. Auerbach fragt, ob ich seinen neuesten Volks-Kalender gelesen habe — bedauert, daß ich es nicht gethan habe — mit dem Baron Georgi habe er eigentlich mich gemeint.

Nach Tisch zu Vincke, er findet es unpassend, daß der National-Verein hier in Berlin sein Zweckessen gehalten hat — Mommsens Rede sei so unpassend gewesen, daß General Stavenhagen angemessen gefunden habe, den Saal sofort mit einiger Ostentation zu verlassen.

Ich berichte R. Auerswalds Erklärung, daß nur das Nöthige für die diesjährigen Formationen wirklich verlangt werde — Vincke bemerkt dazu etwas ungeduldig, nicht weniger als vier Minister hätten diese Erklärung förmlich abgegeben in der Commission — aber was solle das heißen, da man doch aufgefordert werde, auch die weitergehenden Vorlagen — das ganze Project förmlich gut zu heißen? —

Vincke weiß auch recht gut, daß die Demokraten wieder Muth und Ansehen gewonnen haben im Lande; — er weiß, daß sie mit Macht in der Presse wühlen — zumal, daß sie mit großer Entschiedenheit darauf ausgehen, das Ministerium zu stürzen, aber seltsamer Weise übt das Alles auf sein Thun und Lassen in der Militär-Frage gar keinen Einfluß; er geht seinen oppositionellen Weg fort, ohne doch zu entschiedener Opposition wirklich entschlossen zu sein.

15. März. Abends Concert bei dem Prinz-Regenten. Der Prinz-Regent ist unverkennbar in einiger Aufregung; wie er seine Runde bei den Herren macht, tritt er auch zu mir: „Ich habe Ihnen noch nicht mein Compliment machen können wegen der Broschüre,

mit der Sie uns beschenkt haben; sie ist vortrefflich; ich kann Ihnen nur sagen, daß wir, der Kriegsminister und ich, sie unterschreiben. — Sie hat aber doch nicht gefruchtet; die Herren scheinen alle confus geworden zu sein!"

Der Regent kommt in den Saal, wo ich bin, apostrophirt Vincke, verweist auf mich, stellt mich einer ganzen Reihe von Herren gleichsam vor — und sagt: „Da! an die Nicht-Militärs müssen wir uns wenden in militärischen Fragen! — das ist ein auxiliaire!" Die Herren in der Militär-Commission seien alle confus geworden — die verabschiedeten Militärs seien die schlimmsten — auch Vincke sei von dem allgemeinen Schwindel angesteckt gewesen. Der alte Brandt sei der einzige Vernünftige — „nun ich werde noch in dies Wespennest fahren!"

Vincke ist unangenehm berührt, und sagt mir unter anderem: Das bedeute noch nichts; der Prinz äußere sich mitunter noch leidenschaftlicher. — Mir war es auch nichts weniger als erwünscht, so als Tugendmuster hingestellt zu werden. — Er wird in das Wespennest fahren! — Was heißt das? Wenn er doch lieber in das wirkliche Wespennest fahren wollte! — Wenn er doch die Herrenhäusler anfahren wollte wegen der Grundsteuer! — Das könnte etwas helfen! —

Zum Abendessen setze ich mich an einen Tisch mit Alfred Auerswald, York, Simson, Dohna-Schlodien, Vincke; zuletzt kommen noch die beiden Minister Schwerin und v. d. Heydt und setzen sich an unsern Tisch. Ich bewundere Schwerin! — York und Vincke sprechen mit ihm über Geschäfte, machen ihm Einwendungen — er hat ihren Argumenten nichts entgegenzusetzen als eine stupide Leidenschaftlichkeit — er spricht, als sei jede Opposition, die man ihm macht, eine wissentlich unredliche — und ist nichts weniger als höflich gegen die Parteigenossen! —

York kündigt an, daß das Grundsteuer-Gesetz im Herrenhause ohne Zweifel mit großem éclat durchfällt — und darauf sagt Vincke den Ministern, daß in diesem Fall auch die Militär-Vorlagen bei den Abgeordneten nicht durchgehen!

Meine Genossen machen plötzlich eine Bewegung aufzustehen; ich

fühle den Druck einer mächtigen Hand auf der Schulter —: der Prinz-Regent war mir im Rücken herangetreten und rief den Herren zu: „Bleiben Sie sitzen, meine Herren! bleiben Sie sitzen! — ich werde Sie hinuntermagnetisiren; — dies ist ein sehr serieuser Tisch!" — worauf er noch einiges Gleichgültige mit diesem und jenem sprach. —

Nach 12 Uhr werden wir entlassen. — Die Aeußerungen des Regenten, daß er abdanken wolle, falls die Militär-Vorlagen nicht durchgehen, sind doch im größeren Publikum bekannt geworden und werden von den Demokraten ausgebeutet; Pfuel erzählte mir schon neulich, die Demokraten und selbst die Liberalen im Lande erklärten sich die Sache in folgender Weise: die Junker, sagen sie, wollen nicht bloß das Ministerium und die Kammern sprengen, sie wollen den Regenten zum Abdanken treiben, weil er die Verfassung beschworen hat; dann folgt Friedrich Wilhelm, den wollen sie bereden, wenigstens für's Erste die Verfassung nicht zu beschwören, ohne Verfassung zu regieren und zu octroyiren! — vor Allem, was ihm selbst am meisten am Herzen liegt: die Militär-Reform und dann weiter, was den Junkern am Herzen liegt.

Ein seltsamer Wahn, wenn die Junker ihn wirklich hegen sollten! —

16. März. Ich bin für 11 Uhr zu dem Herzog von Coburg beschieden. — Sehr langes Gespräch mit ihm; er sucht mich über die Situation vollständig aufzuklären.

Er beginnt mit der Erklärung, daß er diesmal wenig oder nichts vermag, weil das unglückliche Wort Mißtrauen ausgesprochen worden ist, und wo Mißtrauen walte, sei eben alles vergiftet. —

Er erzählt, wie sich die gegenwärtige Situation herangebildet hat; der Regent ist kein Liberaler; er hat sogar von parlamentarischer Regierung und constitutionellen Zuständen keinen rechten Begriff; — seine Gewohnheiten, Ansichten, Vorurtheile, Neigungen — Alles liegt auf der entgegengesetzten Seite. Nur Concessionen im liberalen Sinne kann man ihm abgewinnen.

Daß er die Regentschaft übernahm, war eine Concession; ihm selber war dabei zu Muthe, als begehe er einen Act der Impietät — und selbst jetzt hat er noch ein Gefühl der Unsicherheit, als ob er den Thron nicht mit vollem Recht einnähme — als ob er nicht ein volles Recht habe anders als im Sinne seines Bruders zu handeln.

Daß er ein liberales Ministerium ernannte, war eine Concession — daß er den Einfluß der Behörden auf die Wahlen fallen ließ und freie Wahlen gestattete, war eine Concession — und es war ihm dabei keineswegs ganz wohl zu Muthe.

Die Kammer hatte voriges Jahr das richtige Gefühl, daß man dem Regenten keine Schwierigkeiten in den Weg legen müsse, um ihn für die liberale Politik zu gewinnen, um ihn zu überzeugen, daß sich auf diese Weise regieren lasse. —

Der Regent fing auch wirklich an, „sich mit der Sache zu versöhnen!" — Der verdrießliche Ausgang aber, zu dem die auswärtige Politik Preußens, von Schleinitz geleitet, im vorigen Jahr gekommen ist, war dem Regenten sehr unheimlich. — Er fühlt „daß er in der auswärtigen Politik Fiasko gemacht hat" — und das hat ihn mißtrauisch gegen das Ministerium gemacht.

Nun bringt er die Militär-Vorlagen vor das Haus — einen Lieblings-Entwurf, den er für sein eigenstes Werk hält — den er „zwanzig Jahre lang mit sich herumgetragen hat" — über den er mit allen Militärs gesprochen hat, die er für competent hält — und das seit zwanzig Jahren —: und da macht ihm das Haus der Abgeordneten Schwierigkeiten! — Das empfindet er auf das Allertiefste! — Er ist auf das Tiefste verletzt!

Dem Herzog werden nun Vorwürfe gemacht: Da haben wir es nun! Da siehst Du nun, wo Du uns hingeführt hast mit Deinem liberalen Ministerium und Deinen Concessionen! — Ueberhaupt äußert sich der Regent sehr leidenschaftlich!

Ich: Die Vorlagen, die Grundsteuer betreffend, und die Reform der Armee hängen auf das Engste zusammen und halten und tragen sich gegenseitig, das sollte man sich sagen; sie können nur zusammen durchgehen. Der Regent äußert sich leidenschaftlich gegen die Mitglieder der Militär-Commission des Abgeordnetenhauses —: das hilft gar

nichts, es reizt und verletzt; veranlassen E. H. ihn doch, sich gegen die Mitglieder des Herrenhauses der Grundsteuer wegen heftig zu äußern; das kann etwas nützen!

Der Herzog tadelt dann auch die liberale Partei auf das Aeußerste, daß sie dem Regenten gerade in dieser Beziehung Schwierigkeiten macht; er selbst sei principiell gegen die dreijährige Dienstzeit, „denn ich bin ein moderner Soldat!" (NB. was heißt das eigentlich?) — aber er würde für die Vorlagen stimmen und die Liberalen sollten das auch thun, denn jetzt sei es nicht an der Zeit, um Nebensachen zu streiten und darüber die Hauptsache zu versäumen; es komme jetzt darauf an, um jeden Preis gerüstet zu sein — denn unsere Landwehr-Bataillone, die können wir den Zuaven nicht entgegenführen!

Die Liberalen sollten es nicht zum Bruch kommen lassen! — Der Regent dankt ab, wenn die Militär-Vorlagen nicht durchgehen! — Er hat es gesagt und er thut es auch; es ist sein voller Ernst. Der Gedanke hat ihn schon mehrfach beschäftigt — die Neigung ist öfter schon erwacht — denn der Regent fühlt sich nicht behaglich auf dem Thron.

Die Junker-Partei drängt aber ihrerseits mit aller Macht auf die Abdankung hin — und hofft viel davon! — Der Regent hat die Verfassung beschworen — den Prinzen Friedrich Wilhelm hofft sie zu bewegen, daß er ohne Verfassung regiert und octroyirt, was das Herz der Junker begehrt! — (Die Vermuthungen der Liberalen sind also nicht ohne Grund!)

Die liberale Partei handelt wahnsinnig, wenn sie die Militär-Vorlagen ablehnen will, angesichts der Gefahren, die uns bedrohen. — Napoleon III. wird uns nicht angreifen, ehe er nicht die Revolution in Deutschland gehörig eingeleitet und vorbereitet hat — aber er ist auf dem besten Wege, demnächst damit zu Stande zu kommen.

Schon seit lange giebt er sich Mühe, die Leiter unter den deutschen Flüchtlingen zu erkaufen. — Der Herzog ist unmittelbar mit den Leuten in Verbindung und weiß, was sie treiben. — Sie zeigten sich als gute Patrioten, „sie hungerten und gingen in Lumpen"

— aber sie verkauften sich nicht — „wiesen sogar sehr glänzende Anerbietungen Napoleons III. zurück.“ — „Sie waren so herunter“ noch im vorigen Herbst — verzweifelten so gänzlich an der Zukunft ihrer Partei, daß sie durch den Herzog sehr demüthig um Begnadigung bitten ließen und versprachen, die beste Stütze der Regierung zu werden. — Im Herbst auf der Jagd im Letzlinger Forst ging der Herzog den Regenten um Begnadigung für die Leute an und berief sich dabei auf das Beispiel Oesterreichs, auf die dort erlassene Amnestie. — Der Regent antwortete: „Ich werde nie einen von den Leuten amnestieren!“

Die Flüchtlinge lebten von der Herausgabe des demokratischen Journals „Herrmann“ — in London — und es ging ihnen sehr schlecht; es war ihnen darum zu thun, wieder durch die Vermittelung des Herzogs eine Subvention von einigen tausend Thalern zu bekommen — der Herzog rieth auch dazu — „die Antwort darauf war, daß der Herrmann verboten wurde“ (in Preußen).

„Da ihnen so auf dieser Seite alle und jede Hoffnung abgeschnitten ist, haben sie sich endlich verzweifelnd an Napoleon III. verkauft und jetzt schnauben sie Wuth und Rache!“ — Sie haben jeder 70—80,000 Francs erhalten, außerdem erhält ein jeder von ihnen 6—7000 Francs jährliches Gehalt — und neben dem ungarischen Comité (Revolutions-Bureau) ist nun im Elysée-Bourbon auch das deutsche förmlich eingerichtet. —

Bald, sagt der Herzog, werden nun auch Pariser Agenten dieses Comité's bei uns im Lande gegen die Umgestaltung der Armee wühlen!

Die ganze Lage ist um so schlimmer, als in ganz Deutschland — außerhalb Preußen — die allgemeine Stimmung im höchsten Grade regierungsfeindlich ist! — Die Leute sind im vorigen Jahr nicht dazu gekommen, sich mit den Franzosen zu schlagen, wie sie wünschten und wollten — daran sind in ihren Augen die Regierungen schuld — und sie folgern weiter daraus, daß die Regierungen ein für allemal nichts taugen.

Der Herzog geht jeden Morgen um 8 Uhr zu dem Prinzen

Friedrich Wilhelm und frühstückt bei ihm, in der Absicht, Einfluß auf ihn zu üben; neulich ist er etwas zu weit gegangen, indem er sich bitter über die adeligen Offiziere und ihr Wesen äußerte. Der Prinz wurde gereizt und verstimmt. — Den Abend sagte der Herzog zu der Prinzessin Victoria: „ich fürchte, ich bin heute früh etwas zu weit gegangen!“ — Lächelnd antwortete sie durch die Gegenfrage, ob er nicht seit dem vorigen Herbst eine bedeutende Veränderung an dem Prinzen bemerke? —

Wie ich entlassen werde, richte ich noch zwei Bitten an den Herzog: er möge bei dem Regenten und den Ministern dahin wirken, daß man in den Militär-Entwürfen einiges Entbehrliche fallen läßt und namentlich bei dreijähriger Dienstzeit für ruhige Zeiten Beurlaubungen in Aussicht stellt; und er solle Vincke zu sich kommen lassen und ihm die Lage Europas deutlich machen — die Nothwendigkeit, die Vorlagen der Regierung anzunehmen; er verspricht mir das.

In das Kriegsministerium zu Bancel. — Eskens gesehen — dann zu Voigts-Rhetz. Den finde ich — frondeur von jeher — sehr aufgeregt — sehr verstimmt — und sehr geneigt mit größter Bitterkeit über die Regierung loszuziehen. — Er konnte Bonin nicht leiden — hat eine geringe Meinung von ihm, ist aber doch empört darüber, daß man ihn jetzt entlassen hat. Erzählt mir, wie es mit den Militär-Vorlagen gegangen ist. —

Der Entwurf war vor einem Jahre fertig, und damals so gestaltet, daß er in den Kammern ohne allen Widerspruch in acht Tagen durchgegangen wäre — der Krieg kam dazwischen — da konnte man nicht an eine Umgestaltung der Armee denken — der Entwurf wurde zurückgelegt.

Im Herbst wurde er wieder aufgenommen, von neuem bearbeitet und nun begann die Umgebung des Prinzen sich in die Sache zu mischen. (NB. vor allen wohl General Manteuffel, den Voigts-Rhetz nicht nennt.) — Es kamen Cabinets-Ordres an den Kriegsminister — eine nach der anderen — in denen stets neue Forderungen gestellt wurden; fort und fort wurde so der ursprüngliche Entwurf erweitert, die Kosten der neuen Organisation gesteigert. Jedesmal machte der Kriegsminister Einwendungen — Patow be-

sonders machte bei den gemeinschaftlichen Besprechungen im Ministerrath Opposition und erklärte, das Geld für die neuen Zusätze sei nicht aufzubringen. Der Regent bestand aber auf seinem Sinn — und die Minister mußten sich schließlich fügen.

So wurde der Entwurf zu solcher Höhe hinaufgetrieben, daß Bonin am Ende nicht mehr den Muth hatte, ihn vor die Kammer zu bringen. Er schrieb daher an den Regenten, erinnerte an den Entwurf in seiner ursprünglichen Gestalt, den würde er mit voller Ueberzeugung und Freudigkeit den Kammern vorgelegt und vor ihnen vertreten haben — sei es dagegen der definitive Wille des Regenten, daß der erweiterte Entwurf den Kammern vorgelegt werde — so könne er diesen allerdings nicht mit „voller Freudigkeit" vorlegen und vertreten.

Als Antwort erhielt er vom Regenten ein Cabinets-Schreiben, in welchem die Forderungen abermals gesteigert waren — und für den Fall, daß er nicht glaube, den Entwurf vor das Parlament bringen zu können, war ihm das General-Commando in Coblenz übertragen.

Das war von der „Umgebung" sehr schlau angelegt! — Bonin wollte die Reorganisation der Armee als sein Vermächtniß hinterlassen — damit seine Dienstlaufbahn abschließen — und sobald er sie zu Stande gebracht, seinen Abschied nehmen. Das wußte man; — „die Umgebung" rechnete darauf, Bonin werde das Commando ablehnen — das ließ sich dann — als Ungehorsam darstellen — und man konnte hinzufügen: da sähe man nun, wie es mit den Liberalen bestellt sei, wie wenig man sich auf sie verlassen, auf ihren Gehorsam rechnen könne!

Durch Voigts-Rhetz aufmerksam gemacht und auf seinen Rath vermied es aber Bonin, den Schein des Ungehorsams auf sich zu laden und übernahm das Commando, so ungelegen es ihm auch kam.

Vor einem Jahr, als Bonin sich leichtsinnig einige taktlose Aeußerungen hatte zu Schulden kommen lassen — da hätte man ihn entlassen müssen —: damals behielt man ihn! — Und gerade jetzt, wo er nützlich sein könnte, schickt man ihn fort! — Denn Bonin hätte die Vorlagen durch das Haus gebracht (vermöge seiner

Popularität). (Was Vincke zu wissen glaubte, daß der Entwurf durch die reactionäre Partei am Hofe in die Höhe geschraubt worden ist, wesentlich, um damit das Ministerium zu sprengen: das erscheint demnach nicht unmöglich.)

Voigts-Rhetz erzählt ferner: Wie die neuen Reiter-Regimenter gekleidet werden sollen, das ist ein Geheimniß, um das selbst der Kriegsminister nicht weiß; der Regent hat sich die neuen Uniformen selbst erdacht, und bis in das Einzelnste, bis auf den letzten Knopf ganz allein ausgearbeitet; aber er hält sein Werk geheim bis der Augenblick gekommen ist, die Welt damit zu überraschen!

18. März. Langer Besuch bei Saucken; wir ergehen uns in Klagen über Schwerin. — Saucken klagt auch gar sehr über den Minister Schleinitz — der in der auswärtigen Politik gar keinen Plan habe; es gebe doch nur drei Möglichkeiten: mit Oesterreich gegen Frankreich — mit England gegen Frankreich — und, wenn man auch diese Möglichkeit mitzählen wolle: ein Bündniß mit Frankreich. Schleinitz lasse sich aber von den Ereignissen treiben und habe keine von diesen drei Möglichkeiten mit Bestimmtheit im Auge.

Ich theile ihm mit, was mir der Herzog von Coburg gesagt hat. Saucken weiß auch, daß der Regent abdanken will, wenn die Militär-Vorlagen nicht durchgehen, und weiß auch, daß es ihm voller Ernst damit ist.

Der Regent sagt nämlich: wenn der Entwurf von Ministern herrührte, wenn er ihn nur adoptirt hätte, und er werde im Hause der Abgeordneten verworfen —: dann müsse er natürlich die Minister entlassen. Der Entwurf sei aber sein, des Regenten, eigenstes Werk, und von den Ministern nur adoptirt worden — unmöglich könne er daher die Minister entlassen, wenn der Entwurf falle; er selbst müsse dann zurücktreten.

Die Führer der liberalen Fractionen haben kürzlich eine sehr heftige Scene mit den Ministern gehabt; Auerswald namentlich hat ihnen Vorwürfe gemacht: „Ihr sprengt uns alle in die Luft u. s. w.“ — Saucken hat dann den Herren sehr ernstlich ihre Unterlassungs-Sünden vorgehalten. — Heute Abend sind die Vorstände der liberalen Fractionen wieder zu einer Conferenz im Staats-

Ministerium eingeladen. Saucken ist sehr gespannt, was da vorkommen wird.

Er theilt übrigens meine Ueberzeugung, daß die Militär-Vorlagen der Regierung, wie die Sachen jetzt stehen, durchgehen müssen.

Nach Tisch besucht mich Vincke; er giebt heute Abend eine Soirée und hat mich dazu eingeladen. — Der Herzog von Coburg hat meinen Wunsch erfüllt, er hat Vincke zu sich kommen lassen, und hat ihn bearbeitet; nicht ohne Erfolg! — Vincke wird nun für die Militär-Vorlagen stimmen — wenn auch nur, weil dringende Noth es gebietet.

Der Herzog hat ihm auch gesagt, daß es mit der eventuellen Abdankung des Regenten — und den Octroyirungen, die dann dem Prinzen Friedrich Wilhelm zugemuthet werden sollen, voller Ernst sei. —

19. März. Olleck bei mir. — Ist auch der Meinung, daß die dreijährige Dienstzeit Beurlaubungen gestatte in ganz friedlichen Zeiten, die zweijährige nicht.

Abends Soirée bei Morier ... Geffken, der da ist, fragt mich, ob ich eine Coalition für möglich halte? Ich sage ihm, daß der Kaiser wohl dafür wäre, nicht aber Constantin und Gortschakow, gegen die er nicht aufkommt. Geffken erzählt mir darauf: ein deutscher Diplomat habe kürzlich den Fürsten Gortschakow in dieser Richtung sondirt und die Antwort erhalten: eine Coalition sei nicht möglich — Rußland könne sich bei den wichtigen Interessen, die es im Orient zu wahren habe, nicht mit Frankreich verfeinden. Auf England sei nicht zu rechnen; Oesterreich sei ohnmächtig — „et voulez-Vous que l'Empereur aille chercher ses alliés dans la pourriture allemande?“

20. März. Max Duncker im Staats-Ministerium aufgesucht. Die Dinge gehen schlecht! — Die Militär-Commission der Abgeordneten ist immer noch entschieden und selbst leidenschaftlich gegen die Regierungs-Vorlagen. Vincke-Hagen, Präsident, führt das große Wort — wie billig, da er gar nichts von der Sache versteht, — und die Stimmung in der Commission wird immer erbitterter. Indessen glaubt

Max Duncker doch, daß sich Vincke-Hagen schließlich nicht unzugänglich für Vernunft zeigen wird; es scheint doch, als wolle er am Ende nur einen Druck auf die Regierung ausüben, um nach einer anderen Seite hin Concessionen zu erlangen.

Ich war zu einem großen Diner beim Kriegsminister geladen — werde aber plötzlich zum Prinzen Friedrich Wilhelm beschieden, um 1/25 Uhr; muß mich bei Roon im Vorbeifahren entschuldigen.

Der Prinz ist unpäßlich und will von mir unterhalten sein, während die ganze übrige Familie zum Familien-Diner bei der Prinzessin Carl vereinigt ist. — Fast zwei Stunden im Gespräch — wie viel hätte ich ihm mitzutheilen — wie viel hätte er zu fragen! — und doch zieht sich das Gespräch etwas lahm durch die Stunden — es ist, als ob wir nicht recht wüßten, was wir miteinander anfangen sollen! — Es ist ihm kein recht lebendiges Interesse für die Dinge abzugewinnen! — Auch reducirt sich der Inhalt unseres Gesprächs auf sehr wenig.

Er frägt natürlich, ob die Militär-Vorlagen wohl durchgehen werden? — Ich glaube doch! — Ich thue dafür, was ich kann; gebe meine Broschüre von neuem heraus und nenne meinen Namen. —

„Nehmen Sie sich in Acht!“ warnt der Prinz. Erwähne, daß ich auch den Herzog von Coburg bewogen habe, einige von den Abgeordneten zu sich kommen zu lassen, und ihnen die allgemeine Lage von Europa zu schildern, wie er sie kennt; der Herzog hat das gethan, und wie ich zu bemerken glaube, nicht ohne Erfolg. — Mit Absicht füge ich hinzu, sehr viel hänge davon ab, daß das Grundsteuer-Gesetz angenommen werde — namentlich auch für die Stimmung im Lande, und die Art, wie da die Militär-Vorlagen beurtheilt werden.

Auf weiteres Befragen sage ich, der Gedanke einer Umbildung der Armee in dem beabsichtigten Sinne sei ursprünglich sehr populär gewesen — erst die Höhe der Geldforderung habe das Land erschreckt und den ungünstigen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeigeführt; manches andere habe dann auch noch dazu beigetragen, namentlich der Umstand, daß die Armee eigentlich nicht beliebt ist im Lande.

Der Prinz fragt, warum sie denn nicht beliebt sei?

Ich: Unter dem vorigen Ministerium habe man leider der Armee gestattet zu politisiren — was sich nach meiner Meinung für Soldaten gar nicht zieme; man habe es gestattet, wenn es in einem bestimmten Sinne geschah — und die Armee politisire denn auch — meist in ziemlich schroffer Weise „im Sinne einer Partei, die im Lande nicht beliebt ist!"

Prinz: „Im Sinne der Kreuzzeitungs-Partei;" und mit Schlagwörtern ohne Gründe!

Jetzt suche ich geltend zu machen, daß die dreijährige Dienstzeit auf die Länge das wohlfeilere System ist; denn bei zweijähriger Dienstzeit kann nie ein Mann beurlaubt werden; bei dreijähriger dagegen sind in vollkommen friedlichen Zeiten, wenn wir sie erleben sollten, Beurlaubungen möglich.

Der Prinz fällt ein: „Obgleich auch das eine sehr unangenehme Maßregel ist!" —

Er bringt den National-Verein zur Sprache; ich halte es für einen argen Fehler, daß er sich hier versammelt hat; der Prinz ist damit einverstanden — stimmt aber sehr entschieden der Ansicht bei, daß die kleinen deutschen Staaten in Preußen aufgehen müssen; er spottet über die kleinen Herren, meint, daß sie selbst in ihrer persönlichen Stellung gewinnen, wenn sie sich einem großen Staate unterordnen — lobt seinen Vetter von Sigmaringen, der die Souveränität aufgegeben hat — seinen Onkel von Coburg, der bereit ist, sie aufzugeben —: kurz er hat gar keine legitimistische Abneigung, das Experiment zu versuchen, wenn sich die Gelegenheit bieten sollte! — Ich suche ihn natürlich durchaus in diesen Ansichten zu bestärken.

Der Prinz klagt über Englands engherzige Politik. — Fragt nach der Bauern-Emancipation in Rußland; — ich sage ihm, daß sie in sehr unzweckmäßiger Art eingeleitet ist und jetzt wohl ganz in das Stocken gerathen wird — da der entschiedenste Gegner der Sache, Graf Panin, an die Spitze gestellt ist. — Abends zu Hause.

Berthold Auerbach kommt zu mir. Er geht darauf aus, glänzende Dinge zu sagen — mitunter gelingt es ihm aber auch wirklich. —

So sagte er heute, da wir darüber sprachen, was eigentlich geistige Bildung sei, er habe sie schon einmal definirt als die *wiedergeborene Naivität!* — Sehr glücklich, gewiß.

Nach ihm kommt Geffken; von holsteinischen Angelegenheiten gesprochen, die er als Hamburger sehr gut kennt. — Hannover agitirt deutsch-patriotisch nicht bloß, wie in den Zeitungen vermuthet wird, um die öffentliche Meinung zu gewinnen und die allgemeine Aufmerksamkeit von seinen inneren Zuständen abzulenken —: der dirigirende Minister, *Graf Platen hege vielmehr die Hoffnung en définitive den Hannöverschen Staat durch Holstein, Lauenburg und Schleswig zu vergrößern.* — Daher die Eifersucht gegen Preußen!

Geffken ist Universitäts-Camerad des Prinzen Friedrich Wilhelm und sieht ihn als solcher zu Zeiten. Im Januar hat er ein längeres Gespräch mit ihm gehabt und ihm auseinandergesetzt, daß Preußen darauf ausgehen müsse, sich die kleineren deutschen Staaten einzuverleiben. Napoleon III. hat uns nun Schleswig-Holstein schon mehrmals angeboten. Zuerst für den Beitritt zum Kriege gegen Rußland — dann wieder für ein bestimmtes Versprechen der Neutralität in dem italienischen Kriege des vergangenen Jahres und nun abermals — wie mir Geffken sagt — als Preis einer sofortigen Anerkennung der Annexion von Savoyen.

23. *März.* Spät aus. Besuch bei Frau v. Roon, — meine Entschuldigung wegen neulich persönlich zu wiederholen, was sehr wohl aufgenommen wird. Sie sagt mir: gestern in dem Concert bei Hofe *sei der Regent sehr präoccupirt — sehr bewegt — und sehr weich gestimmt gewesen* — so daß es allgemein aufgefallen. — *Man sage, es seien wichtige Nachrichten aus Frankreich* eingetroffen und schreibe diesen die auffallende Stimmung des Prinzen zu.

General Webern besucht; er erzählt mir dasselbe. — Mit Saucken (Julienfelde) zusammengetroffen. Er hat über des Regenten Stimmung gestern ebenfalls das Gleiche gehört. — Die bedenklichen Nachrichten aus Frankreich sollen dahin lauten, daß Napoleon III. *und besonders die sogenannte Kaiserin Eugenie bei dem*

Empfange der angeblichen Deputation aus Savoyen sehr bedenkliche Worte über die natürlichen Grenzen Frankreichs gesprochen haben; viel weitergehende Aeußerungen als die offiziellen Berichte wiedergeben.

Gruner stellt zwar die Thatsache in Abrede, im Gespräch mit Saucken hat er indessen doch zugegeben, daß das Verhältniß mit Frankreich „sehr faul" ist. Auerswald ebenso.

24. März. Abends bei der Prinzessin von Preußen, en très petit comité. — Der Regent, die Prinzessin — Prinz Friedrich Wilhelm — Prinzessin Victoria — Graf Hermann Pückler — ein paar Hofdamen — Fürst Hohenzollern, neben dem ich am Theetisch sitze — Präsident Mathis und noch drei Herren, die ich nicht kenne. — Der Herzog von Coburg kommt später mit seinen beiden Adjutanten aus dem Circus.

Der Regent fragt Mathis, wie weit sie in der Militär-Commission seien —: immer noch bei dem Streit über zweijährige oder dreijährige Dienstzeit. — Da erhebt der Regent die Hände in unwilliger Verwunderung und meint, wenn doch die Leute nicht über Dinge sprechen wollten, die sie nicht verstehen.

Der Regent erzählt, daß wieder Berichte aus Marokko von dem Obersten Goeben eingegangen sind; die preußischen Offiziere „haben nun endlich die Freude gehabt, ein ziemlich heftiges Gefecht mitzumachen" — sie haben sich freiwillig an die Spitze der Sturm-Colonnen gestellt; der eine von ihnen, Lieutenant v. Jena, ist leicht verwundet. — Der Regent erzählt das Alles mit sichtlichem Behagen. — Russische und österreichische Zustände werden besprochen, die Corruption, die in beiden Reichen herrscht. Der Herzog von Coburg erzählt von einem seltsamen Prozeß, den er in Siebenbürgen hat, weil er mit einer halben Million Gulden bei der Anleihe des Grafen Palffy betheiligt ist und zeigt uns einen Abgrund von Corruption. Der Fürst Hohenzollern sagt, daß auch er, damit die Verwaltung seiner Herrschaften in Oesterreich nicht fortwährend polizeilich chicanirt werde, die österreichische Gensdarmerie durch Geschenke von Holz und dgl. bei guter Laune erhalten muß.

Ich sage zu dem Fürsten, daß mir alle Vorschläge, die auf ge-

meinschaftliche Preußisch-Oesterreichische Zollämter führen, immer große Sorgen gemacht haben, da die Corruption ein ansteckendes Uebel ist, und werde dadurch veranlaßt die Geschichte eines Gensdarmen in Hermsdorf unter dem Kynast zu erzählen, dessen Sohn, als Subalternbeamter bei der Post, Geldbriefe unterschlagen hatte. Als er dem Vater seine That gestand, zeigte ihn dieser sofort bei den Gerichten an und starb noch in derselben Nacht aus Gram.

So lange wir in Preußen noch solche Leute in so bescheidener Lebensstellung haben — füge ich hinzu — brauchen wir auch an Preußens Zukunft nicht zu zweifeln.

Der Regent ist durch die einfache Erzählung tief bewegt.

26. März. S. Hirzel, Zürcher Patrizier und Buchhändler zu Leipzig, besucht mich, eingeführt durch einen Brief von Gustav Freytag, dessen Freund und Verleger er ist. S. Hirzel erinnert durch sein Aeußeres, besonders durch sein Lächeln an Baron Otto Taube.

Er sagt, daß er eigentlich nur hergereist sei, um mich kennen zu lernen und mit mir in Verbindung zu kommen; es würde ihn sehr freuen, etwas von mir zu verlegen — hat auch gleich einen Vorschlag — er möchte gern etwas bei mir bestellen: eine Geschichte Preußens oder eine Geschichte Rußlands für die neuere Staatengeschichte, zu der auch Rochau's vortreffliche Geschichte von Frankreich seit 1814 gehört. — Ich sage, wie viele andere Dinge ich vorhabe. Er erzählt, daß er von G. Freytags „Soll und Haben" nicht weniger als 22,000 Exemplare verkauft hat!

Politik; seine Freunde schreiben ihm aus der Heimath, daß alles in der Schweiz in größter Aufregung sei, entschlossen, die Rechte auf Chablais und Faucigny zu wahren; die Leute hätten um so mehr Muth und Entschluß dazu, da sie glauben, durch ihr festes Auftreten in der Neuenburger Angelegenheit imponirt und die Sache durchgesetzt zu haben. Die Neuenburger Angelegenheit mache gewissermaßen Epoche in der Geschichte der Schweiz, denn sie habe die Schweizer wieder gelehrt, daß auch sie etwas seien und etwas durchsetzen können.

27. März. Bei Max Duncker schriftlich angefragt, was aus

meiner Broschüre geworden?*) — Antwort: Georg Reimer — Trowitzsch — und noch eine dritte hiesige Buchhandlung haben den Verlag abgelehnt! — (NB. Trowitzsch hatte früher gebeten, sie in den Buchhandel bringen zu dürfen! — Die Leute sind eingeschüchtert durch das Demokraten-Geschrei in der Volkszeitung!) — S. Hirzel in Leipzig verlegt sie — ich werde nächstens die Correctur-Bogen erhalten.

Besuch bei Mommsen. Man sagt, er fühle, daß er neulich wenig glücklich gesprochen habe; ich finde ihn etwas weniger absprechend als sonst wohl seine Art ist — er bedauert mit mir, daß die Militär-Vorlagen so arg verfahren sind, meint dann aber doch, jetzt würde ich wohl auch gegen die Vorlagen der Regierung stimmen. Er ist etwas verwundert zu hören, daß ich jetzt gerade unbedingt dafür stimmen würde.

Abends in Gesellschaft bei Droysen. Ludwig Häusser ist da und um seinetwillen war wohl das Ganze veranstaltet. — Max Duncker, Beseler und Leopold Ranke — sämmtlich mit ihren Frauen — von denen mir Frau Droysen als hübsch und gescheit auffällt. — Freundschaftliches Wiedersehen mit L. Häusser, dem ich meinen Dank dafür ausspreche, daß er die Ergebnisse meiner Untersuchungen über die Feldzüge 1813 und 1814 aufgenommen hat.

Leopold Ranke stellt mich gewissermaßen zur Rede darüber, daß ich Thiers so schlecht behandelt habe in meinem Aufsatz über die Befreiungskriege — (Sybels Zeitschrift). — Der Mann habe doch einige wichtige Punkte aufgeklärt — in einigen Punkten sei er doch „luminos — luminos!" — Ich antworte: daß ihm vortreffliches Material zu Gebote stand, darüber ist kein Zweifel — insofern von einem Urtheil über die Person die Rede ist, frägt sich aber, was er mit dem Material gemacht hat — und eben weil er des Materials wegen, das ihm zu Gebote stand, eine gewichtige Autorität ist, war es nöthig festzustellen, wie weit man ihm trauen darf und über welche Grenze hinaus nicht mehr. Ludwig Häusser unterstützt mich dabei mit sichtlichem Behagen.

*) R. Haym hatte es abgelehnt einen zu Gunsten der dreijährigen Dienstzeit geschriebenen Artikel in die Preußischen Jahrbücher aufzunehmen. Bernhardi hatte die Broschüre dann nochmals mit Rücksicht auf Allgemeinverständlichkeit umgearbeitet und für ihre Veröffentlichung die Vermittelung Max Dunckers in Anspruch genommen.

28. März. Soirée bei General Moltke; ganz militärisch. Ich bin da das einzige Individuum im Frack. Eine Menge von den Herren machen sich mit mir bekannt — meist Generalstabs-Offiziere; Oberst-Lieutenant v. Kamecke, der lange bei der Gesandtschaft in Wien war; gescheit, leider etwas harthörig; — Oberst-Lieutenant v. Wrangel, der ein wunderliches, chiffonnirtes kleines Gesicht hat; es spricht aber Energie aus seinen Zügen; — Oberst-Lieutenant Petersen; ein jüngerer Voigts-Rhetz, Hauptmann. — Auch Wartensleben war da. — Dann ein Lieutenant v. Roon, Sohn des Kriegsministers — vom 1. Garde-Regiment, für's Erste ganz befangen in den orthodoxen Lehren der Kreuz-Zeitung, überzeugt auf das Redlichste, daß jeder, der nicht zu dieser Fahne schwört, ein Demokrat ist, oder „ein Schwätzer". Bei alledem sieht er aus, als könnte einmal etwas aus ihm werden. —

29. März. Diner bei dem alten Nostitz. — Cotinet erzählt: Die Militär-Commission der Abgeordneten habe die Vorlagen der Regierung im Wesentlichen umgestoßen; sie habe die Worte des Entwurfs: „Die Armee besteht aus der Linie und Landwehr" — dahin geändert: „Die Armee besteht aus dem stehenden Heer und der Landwehr ersten und zweiten Aufgebots!" — Damit wäre allerdings der Plan der Regierung verworfen und ausgesprochen, daß alle Mängel und Schwächen unseres bisherigen Systems beibehalten werden sollen.

Mir machen diese Mittheilungen das Herz sehr schwer! — Leider verhindert mich der starke Regen Max Duncker oder General Brandt aufzusuchen, um mich zu orientiren.

Abends bei Geffken! Er sagt: daß Schleinitz — wie verlautete — seinen Abschied eingereicht habe, sei gewiß nicht wahr. -

Bismarck-Schönhausen gebe sich allerdings sehr viel Mühe, sein Nachfolger zu werden; er suche mit den Liberalen anzuknüpfen und sage Jedem, der es hören wolle, daß er verkannt, ja verleumdet worden sei — er sei eigentlich ein sehr liberal gesinnter Mann, und so soll er es wirklich dahin gebracht haben, daß der weiche und bestimmbare Rudolf Auerswald meint: es könne wohl gehen mit ihm, wenn er in das Ministerium einträte. ×

30. März. Aus den Zeitungen ersehe ich mit Schrecken, daß die Militär-Commission wirklich die wahnsinnigen Beschlüsse gefaßt hat: die Landwehr-Eintheilung in 1. und 2. Aufgebot soll beibehalten — und außerdem zweijährige Dienstzeit eingeführt werden!

Alle Mängel und Schwächen unserer bisherigen Organisation sollen also bleiben und das Ganze durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit vollends zerrüttet werden! — Der letztere Beschluß ist indessen doch nur mit 12 Stimmen gegen 8 gefaßt worden.

Sehr alarmirt suche ich Max Duncker auf, erwarte ihn 1½ Stunden lang vergebens im Staats-Ministerium — und dann eine Stunde lang bei seiner Frau, endlich sehe ich ihn in der Straße.

Er meint: Die Commission sei im ersten Oppositionsgeist aus lauter Gegnern der Regierungs-Vorlagen gebildet worden; wie sich die Stimmung seither verändert und verbessert hat, wolle eine Entscheidung der Commission nicht mehr so viel bedeuten; man dürfe nicht davon auf die Entscheidung des Hauses der Abgeordneten schließen; im Hause würden die Militär-Vorlagen demungeachtet wohl durchgehen.

Glücklicherweise habe das Herrenhaus gleichzeitig in Beziehung auf die Grundsteuer Beschlüsse gefaßt, die den Regenten sehr verdrießen, so daß auch sein Zorn gleichmäßig vertheilt ist auf beide Häuser.

Ich frage, ob Schleinitz seinen Abschied eingereicht hat? — „Nein! so weit sind wir noch nicht! — Wollte Gott, wir wären erst so weit! Er spricht nur davon seit einigen Tagen!“

Schleinitz will nämlich plötzlich nachgeben in der kurhessischen Sache! — Er sagt: bei der Wahrscheinlichkeit eines Bruchs mit Frankreich müsse man wenigstens die kleinen deutschen Regierungen zu Freunden haben! — (Küster sagte mir neulich genau dasselbe.) — Es ist darüber zu einem Conflict gekommen zwischen Schleinitz und dem Fürsten Hohenzollern, der darauf besteht, daß Preußen folgerichtig vorwärts gehe auf der einmal eingeschlagenen Bahn. —

1. April. Langes Gespräch ex parte mit Max Duncker. — Vincke sagt mir, es wäre sehr zu wünschen, daß in den Times ein Artikel erschiene, der das Verfahren unserer liberalen Partei geißele;

da ich englisch schreibe, ist mir in den Sinn gekommen, einen solchen Artikel zu verfassen. — Vincke meint, dergleichen werde auch auf seinen ungestümen Vetter einen bedeutenden Eindruck machen. — Max Duncker bestärkt mich sehr in dem Gedanken und will es übernehmen, den Artikel dann in die Times einrücken zu lassen, da er mit dem Journal in Verbindung steht.

Schleinitz bleibt allerdings; er hat sich durch eine Halbheit aus dem Conflict mit dem Fürsten Hohenzollern herausgezogen, indem er darein willigte, daß man beschloß, in der kurhessischen Sache die Position, die man eingenommen habe, zu behaupten. —

Vor dem Hause liegt ein Antrag in Beziehung auf Kurhessen; er ist an eine Commission verwiesen; in diese hat sich Schleinitz begeben, um den Leuten zu sagen, man werde die eingenommene Stellung behaupten; — die Mitglieder fragten, was das heiße? — ob etwas geschehen werde in der hessischen Sache? — Schleinitz antwortete: das könne er als Minister nicht sagen; sie möchten aus seinem Schweigen jedoch nicht folgern, daß nichts geschehen werde — aber auch aus seinen Worten nicht folgern, daß etwas geschehen werde u. s. w. — Dem Regenten sagte er darauf: man habe sich durchaus verständigt und Alles sei in schönster Ordnung.

Ueberhaupt thun Schleinitz und Gruner den größten Schaden.

Der Regent will in Beziehung auf die Frage wegen Nizza und Savoyen entschlossen und entschieden vorwärts gehen: Schleinitz weiß in der Ausführung Alles abzuschwächen.

Der Regent will, man soll mit England Hand in Hand gehen. — Schleinitz und Gruner sagen: „Halt! nein! wir müssen immer wenigstens um eine Pferdelänge hinter England zurückbleiben; — denn die sind auf einer Insel, wir auf dem Festland, dem ersten Angriff ausgesetzt.“ — Infolgedessen erlahmt mehr und mehr die wenige Energie, die im englischen Ministerium allenfalls noch zu finden wäre. Die englische Regierung traut uns nichts zu und macht uns immer wieder den Vorwurf, daß wir sie im Stich lassen.

2. April. Als Beweis, daß der Regent nicht mehr daran denkt,

abzudanken, führt Vincke unter anderem an: Vorgestern war die letzte der Frühjahrs-Paraden, bei dem Militär-déjeuner, das darauf folgte, sprachen mehrere Offiziere die Besorgniß aus, was werden solle, wenn die zweijährige Dienstzeit eingeführt würde; der Regent antwortete: „So lange ich lebe, nie!“ So lange ich lebe — nicht mehr: so lange ich regiere.

3. April. Nach Tisch Ludwig Häusser bei mir. Er klagt, daß ihm die ganze Situation hier und namentlich das Gehaben der liberalen Partei in Beziehung auf die Militär-Vorlagen gar sehr mißfällt; die ministerielle Partei macht dem Ministerium Opposition; er fragt die Leute, was sie damit beabsichtigen? — ob sie denn das Ministerium stürzen wollten? — O bei Leibe nicht! es wäre ein großes Unglück, wenn das Ministerium fiele! — Was sollen denn diese „ohnmächtigen Oppositionsgelüste“, bei denen gar keine Absicht zu Grunde liegt? —

Ich fordere ihn dringend auf, sich in der Tagespresse über das Widersinnige dieses Treibens auszusprechen — und zwar unter seinem Namen; es könnte das einen guten Eindruck machen. Er scheint nicht abgeneigt, es zu thun.

Ueber die kurhessische Sache hat L. Häusser ein gutes Gespräch mit Gruner gehabt; der redete auch von der Nothwendigkeit, nachzugeben und sich bei dem drohenden Bruch mit Frankreich die kleinen deutschen Fürsten zu Freunden zu machen.

L. Häusser hat ihm darauf geantwortet: daß Preußen nachgebe, das gerade ist es, was seine Feinde im südlichen Deutschland wollen — wohin sie drängen — was sie erwarten; sie wünschen es herbei, um Preußen moralisch zu Grunde zu richten, um dann gleich dem hessischen Volke und der ganzen deutschen Nation zurufen zu können: Ihr habt Euch noch einmal auf Preußen verlassen wollen; da seht Ihr nun abermals, was Ihr an Preußen habt, wie wenig man sich auf Preußen verlassen kann u. s. w.

Während er noch da ist, kommt Lieutenant v. Roon und ladet mich für heute Abend ein, um bei seinem Vater mit Bismarck-Schönhausen zusammenzutreffen.

Abends bei dem Kriegsminister — dessen Familie da, Frau, zwei

Söhne und zwei Töchter — Oberst v. Werder und Bismarck-Schönhausen mit seiner Gemahlin.

General Roon sagt, er habe mich eingeladen in der Voraussetzung, daß es mich interessiren werde, mit unserem Gesandten in Petersburg zusammenzutreffen — und daß Bismarck Werth darauf legen müsse, Jemanden zu sehen, der die dortigen Verhältnisse so genau kennt u. s. w.

Bismarck sagt, er reise morgen ab, obgleich er noch nicht auf seinen Posten zu gehen brauche — er sei froh „aus dieser Zwickmühle hier" hinaus zu kommen.

Das innige Verständniß zwischen Bismarck und Roon — das sich aus den Zeiten der Jugend her schreibt, und manches Andere, bürgt dafür, daß Roon nichts weniger als ein Liberaler, nichts weniger als bekehrt ist!

Roon kennt meinen Aufsatz über den Kaiser Nikolaus und weiß namentlich, daß er von mir ist; erläuternd sagt er: er sei damals in Köln in Garnison gewesen und habe den Prinzen von Preußen viel gesehen. — Er bestätigt, daß der Aufsatz dem Prinzen sehr wehe gethan hat. —

4. April. Oberst-Lieutenant Hartmann im Kriegsministerium aufgesucht. Langes Gespräch mit ihm.

Auch er ist, wie Voigts-Rhetz, sehr wenig erbaut von dem gegenwärtigen Stand der Dinge; Auerswald, sagt er, und General Manteuffel thun unter Allen den größten Schaden. Auerswald durch Schwäche, dadurch, daß er dem Regenten nie eine unangenehme Wahrheit sagt, — vertuscht — mildert — abwendet was unangenehm berühren könnte — und ebenso dem Prinzen niemals widerspricht, sich nie widersetzt, auch nicht, wenn von Dingen die Rede ist, von denen er ganz gut weiß, daß sie nicht gut thun; er fügt sich immer!

Manteuffel schadet dagegen unmittelbar; er ist ein sehr gefährlicher Mensch, „ein Mensch, der sich in seiner Gewalt hat!" Seit 1½ Jahren hat er mit dem Regenten nie ein Wort von Politik gesprochen: ein Mann, der weiß, welchen großen Einfluß er hat!

× Hartmann bestätigt mir, was Voigts-Rhetz neulich nicht aussprach; daß es nämlich General Manteuffel ist, der die Militär-Vorlagen bis auf ihre jetzige Höhe hinaufgetrieben hat. — Er erzählt: General Manteuffel habe nicht dulden wollen, daß die Sache ohne ihn gemacht werde, und da er ursprünglich keinen Antheil gehabt, habe er sich eben selbst hineingemischt. Es ist ihm geglückt und nun ist die Sache hoffnungslos verfahren.

Ich: Jetzt macht sich die Junker-Partei Hoffnung, an das Ruder zu kommen.

Hartmann: „Und gegründete Hoffnung! — sehr gegründete Hoffnungen!" — Die ganze persönliche Umgebung des Regenten arbeitet dahin, diese Partei an die Regierung zu bringen; die ganze persönliche Umgebung ergeht sich in sehr schroffen, drohenden Aeußerungen gegen die liberale Partei!

× Hartmann erzählt: Von „conservativer Seite" ist ganz in der Stille, im tiefsten Geheimniß, dem Regenten eine Loyalitäts-Adresse eingereicht worden; die „Conservativen" heißen darin die Militär-Vorlagen ohne alle Einschränkung willkommen und fordern auf, sie unter allen Bedingungen durchzuführen; — daran knüpft sich die Betrachtung, daß mit den Liberalen überhaupt nicht zu regieren sei — dagegen könne der Regent stets auf die unerschütterliche Treue und Ergebenheit der conservativen Partei rechnen.

Hartmann hat diese Adresse selbst gelesen. — Grundsteuer zu bezahlen versprechen die Herren bei alledem natürlich nicht.

Die gegenwärtige Lage findet Hartmann ungemein bedenklich; er, der als Regierungs-Commissar den Sitzungen der Commission beigewohnt, glaubt nicht so bestimmt wie ich, daß die Militär-Vorlagen schließlich durchgehen werden — und fragt, was denn werden soll, wenn sie verworfen werden oder so verändert, wie Vincke-Hagen und General Stavenhagen wollen? — Der beste Fall wäre, daß dann das Herrenhaus den ursprünglichen Entwurf wieder herstellt, die Sache somit überhaupt zu keinem entschiedenen Abschluß kommt und sich in einem provisorischen Zustand hinzieht bis zur nächsten Sitzung. Aber auch das wäre für die Armee, für das Ganze im höchsten Grade nachtheilig.

Aber es ist, meint Hartmann, viel Schlimmeres wahrscheinlicher; wenn der Prinz-Regent sich bewegen läßt, das Ministerium zu entlassen — ein reactionäres Ministerium zu ernennen — die Kammer aufzulösen und in Westphalen'scher Weise reactionäre Wahlen für ein neues Abgeordneten-Haus im Lande zu erzwingen. „Das wäre dann doch ein Spiel mit sehr sehr hohen Karten!"

5. April. Spät aus zu Felix Bethmann-Hollweg — der in meiner Nähe, in der Victoria-Straße wohnt. Ich erzähle ihm von der conservativen Adresse; er wird das seinem Vater hinterbringen. — Die Minister haben keine Ahnung von dem Dasein dieses Aktenstücks.

Er sagt mir: im Rath der Minister sei der Gedanke aufgetaucht, die Militär-Vorlagen zurückzuziehen — um allen unerquicklichen Debatten aus dem Wege zu gehen — und einfach das Geld zu verlangen, das sie für jetzt brauchen. Der Gedanke habe sich aber noch nicht recht Bahn gebrochen.

Vincke kommt. — Ich erzähle ihm von der conservativen Adresse und frage, ob sie wohl den Prinz-Regenten veranlaßt hat, jeden Gedanken an Abdankung aufzugeben?

Vincke sagt sehr entschieden nein! — und vertraut mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß er selbst dem Regenten diese Gedanken ausgeredet hat. Die Sache schien ihm bedenklich, da sie immer von Neuem auftauchte — er erbat sich eine Audienz bei dem Regenten sowohl, als bei der Prinzessin von Preußen und setzte erst ihm, dann ihr auseinander, welche Verwirrung, was für haltungslose Zustände es geben müsse, wenn ein solcher Plan ausgeführt würde.

Die Prinzessin besonders wurde sehr nachdenklich, und seitdem ist von einem solchen Plan nicht mehr die Rede.

8. April. Lette besucht — der nicht geneigt ist in Beziehung auf die Armee-Frage Vernunft anzunehmen. — Er gesteht, daß er von der Sache nichts versteht — vertheidigt aber alsdann utopische Ansichten mit großer Hartnäckigkeit. Solche Armee-Organisation könne uns doch nicht helfen; Preußen stehe an materiellen Elementen der Macht gegen die anderen Großmächte zu sehr zurück und müsse es daher ganz anders anfangen.

Volksbewaffnung! — Die Knaben müssen schon in der Schule nicht bloß turnen lernen, sondern auch exercieren, dazu müßten Unteroffiziere kommandirt werden. Man müsse eben die Sache nicht als revolutionär fürchten, sondern Vertrauen dazu gewinnen — dann habe man im ganzen Volke ein fertiges Heer und brauche keine lange Dienstzeit in der stehenden Armee.

Ich wende ein: selbst wenn diese Ideen Eingang fänden, würde uns das Alles für den Augenblick zu gar nichts helfen; erst nach zehn Jahren etwa könnte es zu etwas geholfen haben. — Außerdem ist für jetzt nicht daran zu denken, daß diese Ideen Eingang finden könnten. — Und endlich, wenn auch alles so durchgeführt würde, wäre damit doch immer nur die eine Hälfte der Aufgabe gelöst; eines stehenden Heeres bedürften wir doch immer als Rahmen, der die bewaffnete Jugend des Landes aufnehmen soll. Diesen zu bilden ist die andere Hälfte unserer Aufgabe.

Das giebt Lette zu. — Nun gut; wenn wir die eine Hälfte der Sache nicht haben können: ist das etwa ein Grund auch die andere Hälfte nicht auszuführen? — Thun wir doch jedenfalls das, was in unserer Macht steht! Lette meint am Ende: als temporäre Maßregel — aber nur als solche — wollte er in die Militär-Vorlagen willigen.

9. April. Diner bei Brünneck. Keine Damen als seine Tochter. — Generale Pfuel, Willisen, Stavenhagen — dann Vincke, Saucken, Brünnecks Sohn — ein junger Pfuel, Landwirth, Neffe des Generals — Professoren Baumstark und L. Häusser.

Ich saß zwischen L. Häusser und Vincke. Mit dem letzteren spricht Baumstark über den Tisch herüber, von dem stehenden Gegenstand der Gegenwart, den „Militär-Vorlagen".

Er weiß von weiter nichts, als daß die Reform ein gänzliches Aufgeben unseres bisherigen Systems sei — was Vincke leugnet. Daß es sich darum handeln könnte, ob die Sache zweckmäßig ist oder nicht — daß es darauf ankomme, eine tüchtige Armee zu haben: das fällt ihm gar nicht ein; das bisherige System an sich soll nicht aufgegeben werden!

12. April. — Prof. v. Sybel ist gestern angekommen und heute bei mir.

Unsere hiesigen Verhältnisse, die planlose Schwäche der Minister — und das absurde Betragen der liberalen oder ministeriellen Partei beurtheilt er ganz wie L. Häusser und spricht seinen strengen Tadel darüber aus.

So viel Unnützes die Militär-Vorlagen auch enthalten mögen — die Liberalen, sagt er, seien Thoren, daß sie nicht unbedingt und ohne weiteres zustimmen, denn es handle sich jetzt darum, daß Preußen gewappnet sei. Anstatt dessen rufen sie eine Verstimmung zwischen Regierung und liberaler Partei hervor und bringen Preußen im Auslande in Mißcredit.

Dem Treiben liege ein gänzliches Verkennen des parlamentarischen Lebens und seiner Bedingungen zu Grunde; die Leute wollen nicht ministerielle Partei sein; sie thun sich vielmehr etwas darauf zu Gute, daß sie selbständig sind, und daß ihnen jeder Ehrgeiz fremd ist; sie wollen nicht Minister werden; denken nicht daran — rühmen sich dessen; sie sind unabhängige Vertrauensmänner des Landes, „wir sind da, um die Minister zu controliren."

Sybel nennt das einen Mangel an Disciplin, den die Minister eigentlich gar nicht dulden müßten; sie müßten gar nicht dulden, daß eine Fraction Vincke-Hagen da ist — daß sie nicht einfach als ministerielle Fraction auftritt.

Ich suche ihn nach allen Seiten hin zu orientiren, erzähle ihm, wie Schleinitz sich wieder durch Halbheiten im Ministerium erhalten hat, nachdem er in der kurhessischen Sache nachgeben wollte.

Sybel sagt: Schleinitz thut überhaupt den größten Schaden und müßte deshalb durchaus verdrängt werden; seine schwankende Schwäche, die Art, in seinen Noten nichts zu sagen, was er nicht im nächsten Satz wieder zurücknähme, dies ewige „zwar — aber doch; — allerdings — indessen" sei es, was Preußen in Mißcredit bringt und kein Vertrauen aufkommen läßt.

Sich mit den deutschen Fürsten befreunden zu wollen, wie Schleinitz möchte, sei ein ganz verkehrter Gedanke; das sei vollkommen unmöglich — oder wenigstens nur unter einer Bedingung denkbar: Preußen müßte ein durchaus und entschieden absolutistisches Mini-

sterium ernennen und sich unter die Oberherrschaft Oesterreichs stellen.

Die deutschen Fürsten kennen ein für alle mal keine anderen Interessen als dynastische und halten diese mit wirklicher Ueberzeugung für die allein berechtigten. So ist namentlich auch Max II. von Baiern. — Worauf es nach ihrer Ansicht vor allen Dingen ankommt, das ist, daß die „Gleichberechtigung der 30 deutschen Fürsten" aufrecht erhalten wird. Jeder neue Vorschlag wird darauf angesehen, wie er sich zu der Gleichberechtigung der deutschen Fürsten verhält — und darnach angenommen oder verworfen. — Selbst wenn man etwas einzuführen wünscht, ist die entscheidendste Frage immer: wie läßt sich das machen, so daß die Gleichberechtigung der deutschen Fürsten nicht angetastet wird?

Auch der Patriotismus ist in den Augen der Herren nur dann ein wirklicher, echter, wenn er sich in jedem einzelnen Ländchen auf die betreffende Dynastie bezieht. Etwas anderes muß man von den deutschen Fürsten nie erwarten.

Auch die Stimmung der Bevölkerung ist im südlichen Deutschland Preußen durchaus feindlich; so zwar, daß selbst die kurhessische Sache dort unpopulär geworden ist, seitdem Preußen sie in die Hand genommen; man sagt, sie sei für Preußen ein bloßer Vorwand, sich geltend zu machen.

Ich fordere Sybel auf, hier nach oben mit dem größten Nachdruck geltend zu machen, daß das verkehrte Streben, sich die deutschen Fürsten zu Freunden zu machen, auch ein ganz vergebliches sein würde; — den liberalen Abgeordneten aber recht eindringlich klar zu machen, daß die Rolle, die sie spielen wollen, eine ganz unmögliche ist; sie wollen ministerielle Partei und Opposition zugleich sein —: das geht nicht!

Sybel verspricht mir das auch.

Nach Tisch mit Ollech und Veith in die militärische Gesellschaft im englischen Hause. — Zahlreiche und glänzende Gesellschaft. — Sehr viele Bekannte: Webern, Henckel, Willisen jun. — Clausewitz — u. s. w. —

Der Prinz-Regent tritt ein mit Gefolge. Vortrag: der Feldzug

1859 in der Lombardei, von Moltke verfaßt, nach den Berichten des Majors v. Redern und nach Recognoscirungen, zu denen preußische Generalstabs-Offiziere nach dem Frieden auf die dortigen Schlachtfelder gesendet worden sind; vorgetragen vom Major v. Strantz — heute nur bis zu dem Gefecht von Montebello.

Vieles Interessante; das Treiben der Oesterreicher war noch viel unvernünftiger als ich es mir gedacht habe; es zeigt sich nun, daß die Oesterreicher den Krieg mit einer unfertigen Armee angefangen haben! — Die Kritik des Operationsplans war mir interessant, weil sie Wort für Wort genau das besagt, was ich schon im vorigen Herbst darüber geschrieben hatte.

Die Beschreibung des Gefechts von Montebello konnte ich nicht abwarten, denn ich mußte nach Hof, nachdem ich mich daheim umgekleidet.

Soirée en très petit comité — im sehr kleinen Cabinet der Prinzessin von Preußen. — R. Auerswald, Minister Bethmann-Hollweg, dessen Frau, eine Dame, die ich nicht kenne, Präsident Mathis, Gräfin Haacke — Adjutant Steinäcker — Graf Boos-Waldeck. — Der Regent und Fürst Hohenzollern kommen später aus der Vorlesung.

Die Prinzessin fragt mich nach L. Häusser und Sybel, die ich charakterisiren muß. — Der Prinz-Regent liest, sowie er angekommen, einen Brief vor über die Ereignisse in Marokko.

Mathis berichtet auf Befragen, daß er heute an den Arbeiten der Commission in der kurhessischen Angelegenheit theilgenommen hat. — Der Regent fragt lächelnd: „Nun! haben Sie den Kurfürsten abgesetzt?“

Diese Worte machen mir einen betrübenden Eindruck.

Nachdem man aufgestanden ist, spricht er im Billard-Zimmer längere Zeit mit mir — fragt, womit ich jetzt beschäftigt bin? — ich erwähne meiner umgearbeiteten Broschüre — er fragt, was ich über das Schicksal der Militär-Vorlagen denke? — ich glaube, sie werden doch schließlich durchgehen. — Er spricht seine Zweifel in dieser Beziehung aus.

Und wie, fragt er, wird es im Herrenhause mit der Grund-

steuer gehen? — Darüber wage ich nicht, Erwünschtes vorauszusagen!

„Was die Militär-Vorlagen betrifft, so sind jetzt zwei Herren aus dem südlichen Deutschland hier, von denen ich hoffe, daß sie einen sehr günstigen Einfluß üben werden".

„Aus dem südlichen Deutschland?" fragt der Prinz-Regent mit einem sehr ungläubigen Lächeln, als ob von da nichts Gutes für Preußen kommen könnte.

Ja! — ich meine L. Häusser und Sybel; berichte, wie der letztere in München wirkt, was er hier sagt und thut; der Prinz-Regent sagt nachdenkend: „Ich will ihn doch morgen zu mir kommen lassen!" — (NB. darauf hatte ich es eigentlich abgesehen.)

Ich erzähle, was ich selbst für Ideen zu bekämpfen bemüht war; Lette's Ideen, was ich dagegen eingewendet habe; Lette will, die Knaben in den Schulen sollen exercieren lernen.

Der Prinz-Regent: Das sei bereits 1842 im Rath des Königs vorgeschlagen worden; aber gerade er selbst sei damals auf das Entschiedenste dagegen aufgetreten; er habe geltend gemacht, was denn daraus werden soll, wenn alle Leute im ganzen Lande einexerciert seien ohne Disciplin — (Worte, die er mit besonderem Nachdruck spricht) — damit erziehe man Barricaden-Helden! — Glücklicherweise sei der Plan damals beseitigt worden, sonst wäre die Sache 1848 wohl noch schlimmer geworden als sie ohnehin schon war.

Gegen das Turnen in den Schulen habe er nichts, meint der Prinz-Regent; das sei etwas Anderes. Und doch! zweimal habe man es angefangen und man habe es wieder aufgeben müssen, weil sich jedesmal „politische Tendenzen" hineinmischten.

15. April. Saucken ist Donnerstag mit Vincke zusammen zu Tisch bei der Prinzessin von Preußen gewesen. — Das hatte ich gehört, die Prinzessin erwähnte es und es war mir erfreulich. — Er hatte dabei ein merkwürdiges Gespräch mit dem Prinz-Regenten, der sich vor Tisch mit einiger Heftigkeit über den Mangel an Patriotismus äußerte, den die Abgeordneten zeigten. Er sagte das zu dem Grafen Königsmark, behielt aber dabei Saucken fest im Auge, so

daß dieser sich veranlaßt sah, gegen alle Etiquette hinzuzutreten und eine Art von Verwahrung einzulegen.

Nach Tisch aber sprach der Regent sehr freundschaftlich mit ihm über die Militär-Vorlagen und deren Nothwendigkeit — und äußerte: „Wenn Napoleon klug wäre, würde er mich jetzt angreifen," denn jetzt gerade sei Preußen am wenigsten gerüstet. — Da Saucken zu einem entschlossenen Handeln in der auswärtigen Politik aufforderte, meinte der Prinz, die Sache sei schwierig, weil Preußen nicht wohl ganz allein den Kampf auf sich nehmen könne, auf Verbündete aber wenig zu rechnen sei. Auf „die beiden Kaiserhöfe" sei nicht zu zählen, der eine (Rußland natürlich) wolle nicht — der andere (Oesterreich) könne nicht. England sei schwankend und der Deutsche Bund ganz unzuverlässig.

Die Situation sei um so schlimmer „da ich die erste Schlacht ganz gewiß verliere" — da fiel der Graf Lehndorff ein: „Und dann ist es vorbei mit der Begeisterung der Landwehr!" —

Saucken maß den Mann mit einem Blick der Geringschätzung und äußerte dann gegen den Regenten: S. K. H. würden gewiß zugeben, daß es unnöthig sei, auf dergleichen zu antworten — und da von den Gefahren der Zeit die Rede war, von den schmerzlichen Erlebnissen, die uns vielleicht — ja wahrscheinlich bevorständen — sprach er die Ueberzeugung aus, daß der Kampf doch enden werde wie er müsse, damit daß die natürlichen Grenzen Deutschlands hergestellt würden — das heißt, daß alles Land bis an die Vogesen wieder zu Deutschland komme. — Der Regent meint, das sei sehr wünschenswerth, liege aber in sehr weiter Ferne.

Saucken klagt über Vincke's (Olbendorf) Indiscretion; von den Abgeordneten befragt, was der Prinz mit ihm gesprochen habe, wollte Saucken nur das erzählen, was beruhigen, nicht das, was aufregen könne. — Vincke aber fällt ihm berichtigend in die Rede — so sei es nicht gewesen, der Regent habe sich viel leidenschaftlicher geäußert — er habe den Abgeordneten Mangel an Patriotismus vorgeworfen u. s. w. — „Ich habe ihm (Vincke) aber gut den Kopf gewaschen!" sagt Saucken.

Es kommt noch ein anderer Abgeordneter, Assessor Fischel, der sich sehr leidenschaftlich über die Militär-Vorlagen äußert, darüber, daß man vom Lande unerschwingliche Summen verlange u. s. w.

Dann ergiebt sich aber, daß die angebliche Unzweckmäßigkeit — die Unmöglichkeit, das nöthige Geld aufzubringen, nicht der eigentliche Grund ist, warum sie nicht für die Militär-Vorlagen stimmen wollen.

Da ich sage, die Reform der Armee müsse angenommen werden, denn waffenlos könnten wir Frankreich gegenüber nicht bleiben — antworteten beide: „Die Militär-Vorlagen können nicht ohne Modification angenommen werden — denn wenn sie ihnen ohne weiteres zustimmen wollte, so wäre die liberale Partei im Lande ruinirt!"

Darauf sagt man mir, Vincke-Hagen suche einen Ausweg, wie das Wesentliche in anständiger Form zu bewilligen, ein Compromiß mit der Regierung zu treffen sei — und endlich kommen wir zu Klagen darüber, daß die Regierung die Sache gar so ungeschickt eingeleitet hat.

Vincke-Hagen wäre für die Sache zu gewinnen gewesen, sagt Fischel, der sie unmittelbar vorher für unmöglich an sich erklärt hatte; Saucken stimmt bei; er wäre zu gewinnen gewesen, wenn man ihn schon vom Herbst an in die Sachen eingeweiht, seinen Beistand in Anspruch genommen hätte u. s. w. —

Auch stünde die Sache viel besser, wenn nicht Graf Schwerin als Minister eine so ganz verkehrte Stellung eingenommen hätte; der hat großen Schaden gethan, erklären die beiden Herren; hätte Schwerin einige der verhaßten Ober-Präsidenten und eine nur geringe Anzahl der verrufensten Landräthe entfernt, so wären die Militär-Vorlagen ohne alle Schwierigkeit durchgegangen.

(NB. Es ist also ziemlich klar, wie die Sache eigentlich liegt; die Leute glauben, gegen die Regierungs-Vorlagen stimmen zu müssen nicht weil ihnen die verlangte Summe unerschwinglich oder die Sache selbst nicht zweckmäßig scheint, sondern lediglich, weil sie sich vor den Wählern, vor der sogenannten öffentlichen Meinung fürchten; aus Mangel an moralischem Muth.)

Saucken erzählt: Schwerin nimmt die Beamten im Allgemeinen in Schutz, erklärt aber: wo etwa ein reactionärer Beamter nicht gehorchen wolle, wo offenbarer Ungehorsam vorliege, da werde er schon kräftig einzuschreiten wissen.

Nun wird ihm ein eclatanter Fall von Ungehorsam nachgewiesen. Infolge eines von Flottwell erlassenen Ministerial-Rescripts sind Gast- und Schenkwirthe nicht mehr verpflichtet, das Kreisblatt ihres Kreises zu halten. (Unter dem Ministerium Westphalen waren sie dazu verpflichtet worden — aus Gründen; die sämmtlichen Kreisblätter waren nämlich unter der Leitung der Landräthe zu Organen der Junker-Partei geworden.) Angesichts dieses Ministerial-Befehls erläßt vor Kurzem der Landrath Gregorovius in Ostpreußen ein Kreis-Circular, worin er erklärt, daß er jede Schenke, in der das Partei-Blättchen der Junker nicht gehalten wird, als eine nicht besuchte, mithin überflüssige, schließen und dem Wirth die Concession entziehen werde.

Das wird dem Grafen Schwerin vorgelegt — er erklärt zwar, er werde die Sache untersuchen lassen und falls sich etwas gegen den Landrath ergebe, verfügen, was ihm nöthig scheine — aber er hat es als eine Zudringlichkeit gewaltig übel genommen, daß man ihn auf dergleichen aufmerksam macht.

Er will nicht allein edelmüthig sein: er ist, wie es scheint, auch bis zum Lächerlichen eifersüchtig auf seine Selbständigkeit. „Wollt Ihr mich etwa regieren?" — mit solchen Worten und echt pommerscher Grobheit fährt er die Freunde der Regierung an, wenn sie ihm mit solchen Anliegen kommen!

Da ich die Meinung äußere, die Regierungsvorlage werde doch schließlich durchgehen, antwortet Saucken, ich solle das nur ja nicht gegen den Prinzen aussprechen, denn wenn er das glaube, werde er auf gar keinen Compromiß eingehen.

Abends auf einem Ball bei Siegfried Lessing. Da spricht Milde über die Militär-Vorlagen im allgemeinen; ein dreijähriger Soldat, sagt er, sei ohne Zweifel besser als ein zweijähriger — ein vierjähriger werde wohl noch besser sein — aber „auf dem correcten militä-

rischen Wege" werde Preußen stets weit hinter Frankreich und Oesterreich zurückbleiben; man könne diesen Staaten nicht etwa durch verhältnißmäßig größere finanzielle Anstrengungen gleichkommen — denn diese beiden Staaten seien mit ihren reicheren Mitteln bis zur alleräußersten Grenze finanzieller Anstrengungen gegangen. Wenn wir die gleichen Wege verfolgen wollten, würde Preußen immer nur halb so stark sein, als Oesterreich oder Frankreich.

(Als ob die Militär-Vorlagen nicht auf diese Verhältnisse Rücksicht genommen hätten!)

Milde sagt weiter: Die Regierung bekommt den Gesetz-Entwurf jedenfalls aus der Commission „so zerfetzt zurück, daß sie damit gar nichts anfangen kann" — sie wird in der Lage sein, nur das nöthige Geld für die nächsten Jahre zu verlangen, im übrigen die Vorlagen zurückzunehmen. Für die Zukunft werde sich dann die Sache wohl so stellen, daß die Kammer jedes Jahr bestimme, wieviel Rekruten die Regierung einstellen könne, ob 40, ob 60,000 — „das muß bei dieser Gelegenheit erobert werden."

(NB. Eine tüchtige Armee muß vor allen Dingen bei dieser Gelegenheit erobert werden, nach meiner Meinung.)

17. April. — Sybel lange bei mir. — Hat ein Stunden langes Gespräch mit Vincke-Hagen gehabt und ihn zu bearbeiten gesucht in Beziehung auf die Militär-Vorlagen. — Sybel erklärt zuerst im Allgemeinen, daß ihm die ganze Lage mißfalle, daß er die Stellung nicht billigen könne, welche die liberale Partei dem Ministerium gegenüber eingenommen hat; jede politische Partei müsse ein Ministerium, das aus ihrer Mitte hervorgegangen ist, und das sie nicht stürzen will, folgerichtig unterstützen, anders können die Dinge nicht gehen.

Vincke-Hagen antwortet: Das sei ganz richtig, wenn man die Dinge nach der „constitutionellen Schablone" beurtheile; die sei aber hier nicht anwendbar, denn die Minister hätten uns oft genug gesagt, sie seien nicht das Ministerium einer parlamentarischen Partei, sondern das Ministerium des Regenten.

Man könne den Prinzipien nichts vergeben. Das Ministerium gebe ohnehin dem Regenten gegenüber viel von den Prinzipien auf

„um größeres Unheil zu verhüten" — auch die Kammer habe schon in vielem nachgegeben, um größeres Unheil zu verhüten, aber wenn man immer nachgebe und die Prinzipien aufopfere, um größeres Unheil zu verhüten, richte man sich selbst am Ende zu Grunde.

Sybel: Ich sehe aber hier gar kein Prinzip, sondern rein technische Fragen.

Vincke-Hagen beruft sich auf die öffentliche Meinung, die entschieden gegen die Vorlagen sei.

Sybel: Die imponirt mir gar nicht. Ja, wenn es eine heroische Stimmung wäre, wenn die Leute sich das Recht nicht wollten nehmen lassen, als Landwehr in erster Reihe zu kämpfen — das wäre etwas anderes! — Aber eine solche heroische Stimmung liege der öffentlichen Meinung nicht zu Grunde. — Die Maßregel sei im Gegentheil im ganzen Lande sehr populär gewesen, so lange bloß davon die Rede war, daß die Leute von 29—32 Jahren von der Verpflichtung, in's Feld zu ziehen, befreit werden sollten; die Wendung in der öffentlichen Meinung trat erst ein, als man gewahr wurde, daß die vorgeschlagenen neuen Einrichtungen Geld kosten würden. — Eine öffentliche Meinung aber, die weder persönlich kämpfen noch zahlen — die sich ganz einfach den Opfern für das öffentliche Wesen entziehen wolle, habe nichts Imposantes. — Der Blüthe der Nation, die man doch in der Kammer vereinigt glauben müsse, liege nun ob, zu beweisen, daß sie wenigstens diesem kläglichen Geist nicht verfallen sei; ihre Aufgabe sei es, dem herrschenden Geist eine andere Wendung zu geben.

Sybel sagt mir: man muß mit Vincke-Hagen nicht polemisiren, das reizt ihn nur und macht ihn eigensinnig; man muß seiner Thätigkeit eine veränderte Richtung geben; deshalb habe er ihm gewissermaßen die Aufgabe gestellt, Schleinitz aus dem Ministerium zu verdrängen; er habe ihm gesagt, er solle in die Militär-Vorlagen willigen, aber die Minister fragen, was sie damit machen wollen? — mit der neugebildeten Armee — und darauf dringen, daß sie energisch auftreten in der äußeren Politik.

19. April. Max Duncker aufgesucht im Staats-Ministerium. Ich sage ihm eine Statistik des Abgeordneten-Hauses, die mir Saucken

neulich mitgetheilt hat, nach welcher die Aussichten für eine Annahme der Militär-Vorlagen allerdings sehr ungünstig stehen. Max Duncker meint, ganz so verhalte sich die Sache nicht; die Fraction Mathis werde ganz für das Ministerium stimmen.

Ich: Jedenfalls bleibt es zweifelhaft, ob eine Majorität für die Militär-Vorlagen zusammen kommt — und was besonders zu beachten ist: Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Gründe nicht weiter helfen; denn eigentlich sind die Herren überzeugt, daß es zweckmäßig wäre, die Militär-Vorlagen mit ihren Fehlern anzunehmen —: aber sie fürchten sich vor der öffentlichen Meinung, vor den Wählern. — Es kommt nicht darauf an, sie zu überzeugen, sondern darauf, ihnen zu dem nöthigen moralischen Muth zu verhelfen, dessen sie bedürfen, um sich über alle lähmenden Bedenken hinwegzusetzen. Das können Gründe nicht; das kann nur ein festes Auftreten in der äußeren Politik, das sicheren Schrittes auf die Entscheidung losgeht, „nur das hilft uns über den Berg!"

Max Duncker stimmt mir in allem bei; die äußere Politik muß uns helfen; der Regent spricht, als müsse er erst die Armee haben, um dann energisch auftreten zu können — man muß, da beides doch Hand in Hand gehen soll, die Sache umkehren und nach Außen energisch auftreten, um die Armee im Innern zu erhalten. — Ich solle meine Ansicht dem Regenten mündlich sagen oder schriftlich.

Ich: Das ist nicht so leicht; ich weiß nicht, wann ich den Regenten sehe, und auch nicht, ob ich dann ein folgerichtiges Gespräch mit ihm habe, in dem sich so etwas anbringen läßt.

Max Duncker: So möge ich ein pro memoria schreiben und an ihn einsenden.

Ich: Mit welcher Berechtigung? — Könnte ich es nicht zunächst dem Fürsten Hohenzollern übergeben?

Max Duncker: Dem nicht! Es würde aussehen, als hätte er die Schrift bestellt. — Von Schleinitz ist leider wenig Energie zu hoffen; er bleibt auch nur, weil man keinen Nachfolger für ihn zu finden weiß. — Von Robert Goltz kann gar nicht die Rede sein; den nimmt der Regent nicht.

Ich: Goltz würde auch ganz bestimmt ablehnen.

Max Duncker: Der passendste Minister der auswärtigen Angelegenheiten wäre der Fürst Hohenzollern selber, aber der Regent findet es nicht angemessen, daß ein Prinz des königlichen Hauses unter die Gesandten tritt u. s. w. — so bleiben die beiden einzigen möglichen Bismarck-Schönhausen und Bernstorff.

Ich: Im Hause der Abgeordneten, wo es theils an moralischem Muth fehlt — theils die Herren den Rückzug nicht zu finden wissen, wünscht man nun sehnlichst, die Regierung möge die Militär-Vorlagen zurücknehmen und sich lediglich auf die Geldforderung für die nächsten Jahre beschränken.

Max Duncker: Das geht nicht! — Auf die Geldforderung allein kann die Regierung sich nicht beschränken. Die Abgeordneten müssen das Geld bewilligen und dabei der Regierung „anheimstellen", wie sie damit die Armee organisiren will. — Oder sie müssen das Geld bewilligen und der Regierung zugleich die Befugniß ertheilen, das Reserve-Verhältniß der entlassenen Mannschaften vom 25. bis auf das 28. Jahr auszudehnen. Sonst kann die Regierung die neue Organisation nicht durchführen.

Eines von beiden wird die Regierung verlangen, wenn die Grundsteuer-Vorlagen im Herrenhause fallen.

26. April. Die Deputation der Junker ist nun mit der Adresse — die also nicht, wie ich nach Hartmanns Worten glaubte, insgeheim eingereicht worden ist — bei dem Regenten gewesen; der Zeitungsbericht über den Empfang derselben bei dem Prinz-Regenten klingt sehr bedenklich: der Prinz habe versprochen, die Judenfrage noch einmal der sorgfältigsten Prüfung unterwerfen zu lassen — und ihnen über ihre patriotischen Gesinnungen in Beziehung auf die Militär-Vorlagen die schönsten Sachen gesagt! — Wohin soll das führen?

Ich schreibe einen Zeitungs-Artikel, worin ich nachweise, daß die Militär-Vorlagen einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen unserer Heeres-Verfassung und z. B. der französischen begründen würden. — Leute wie Milde sagen nämlich: Preußen kann sich bei seinen beschränkten Mitteln nicht auf dieselbe Weise wie Frankreich eine mächtige Armee verschaffen u. s. w. — Ich weise nun nach, daß wir

= 0,375 der Heeresmacht, die für den Krieg vorbereitet wird, im Frieden unterhalten würden, während Frankreich nicht weniger als = 0,668 des Kriegsetats auch im Frieden bei den Fahnen hat. —

Bringe diesen Artikel zu Max Duncker in die Staats-Canzlei. Der sagt mir, der Zeitungsbericht über den Empfang der conservativen Deputation sei falsch; der Prinz habe in Beziehung auf die Militär-Vorlagen gesagt: die patriotische Gesinnung der Herren freue ihn sehr und er hoffe, sie würden diese Gesinnung auch dadurch bethätigen, daß sie — in der Grundsteuer die Mittel zur Ausführung bewilligten; — in der Judenfrage aber stehe er ganz auf demselben Standpunkte wie sein Ministerium.

27. April. Abends in der militärischen Gesellschaft. Major Strantz trägt vor, Fortsetzung des Feldzugs in Italien. Es kommen ganz merkwürdige Dinge zur Sprache, wie er uns von dem Gefecht bei Palestro und der Schlacht von Magenta erzählt. Es zeigt sich dabei, daß die Oesterreicher sich nicht überall zum besten geschlagen haben. Die Kritik im Großen und Ganzen bestätigt abermals, was ich in den Preußischen Jahrbüchern über den Feldzug gesagt habe. In den taktischen Einzelheiten ist Manches schwer zu erklären. Aufstellung der Oesterreicher vor dem Naviglio z. B. und besonders der Umstand, daß Graf Clam die schon begonnene Umgehung von Turbigo so gut wie gar nicht beachtet, nur eine Brigade dagegen aufgestellt, seine übrigen Truppen aber am Naviglio verwendet hat — ferner eine ganz allgemeine, immer wiederkehrende Erscheinung: die gar eigenthümliche Verwendung der Reserven. Diese werden nie bestimmt den endlichen Ausschlag zu geben, sondern stets weit zurück hinter einem Terrain-Abschnitt aufgestellt, um den möglichen Rückzug zu decken. Das ist auch 1848 so gehalten worden, namentlich in der Schlacht von Custozza, die wohl ganz andere Ergebnisse liefern mußte, wenn die Oesterreicher nicht so ängstlich verfuhren und ihre gewaltige Ueberlegenheit energisch verwendeten.

Die Oesterreicher haben sich dieses Krieges vermessen zum Theil ohnstreitig, weil sie ihre Erfolge von 1848 und 49 überschätzten. Sie rühmen ihre damaligen Erfolge in etwas überschwänglicher Weise: die mäßigen Verluste beider Parteien in den sogenannten Schlachten jener

Jahre bürgen aber dafür, daß alle diese Kämpfe so sehr hartnäckig nicht gewesen sind.

28. April. Heute hatte ich die Freude meinen Freund General Etzel wiederzusehen. Er ist mit der Umgestaltung der Armee, wie sie beabsichtigt wird, nicht ganz zufrieden. Die Absicht, eine Partei-Armee aus dem preußischen Heere zu machen, trete in den Militär-Vorlagen sehr deutlich hervor. Er spricht sogar das Mißtrauen aus, ob nicht, wenn die Kammern aus Rücksicht für das gegenwärtige Ministerium die verlangten Gelder bewilligt hätten, ein reactionäres Ministerium an die Stelle treten und die Armee, die man ihm vorbereitet habe, als Werkzeug für die Zwecke der Reaction gebrauchen werde? Ich suche ihm dieses Mißtrauen auszureden. Der Regent wird nicht zu einem reactionären Ministerium greifen. Er hat ein Paar Lieblingsideen, die ihm durchaus eigen sind, mit denen er sich seit Jahren trägt, und die sind von solcher Art, daß kein reactionäres Ministerium je darein willigen wird sie durchzusetzen: die Ausgleichung der Grundsteuer und die Civil-Ehe.

Bezüglich der militärischen Verhältnisse am Rhein bedauert Etzel, daß nicht Saarlouis ebenso geschleift werde, wie Jülich. Er hat mehrfach dazu gerathen. Saarlouis kann keinen irgend namhaften Widerstand leisten, der Eindruck aber, den seine schnelle Eroberung in Frankreich machen würde, wäre ohne Zweifel ein sehr großer.

Ich bedaure, daß man nicht bei Zeiten daran gedacht hat, aus Trier eine Festung ersten Ranges zu machen. Vereinzelt hat nicht nur Saarlouis, sondern selbst Luxemburg eine nur sehr geringe Bedeutung. Beide Festungen sind verstreute Gliedmaßen eines Befestigungssystems, dem der eigentliche Körper fehlt.

Etzel meint, die örtlichen Verhältnisse machen die Befestigung von Trier sehr schwierig.

Ich: Man müßte es jedenfalls durch abgesonderte Forts im Sinne eines permanenten befestigten Lagers anlegen. So wie die Sachen jetzt stehen, könnten wir uns leicht genöthigt sehen, schon in den ersten Tagen eines Feldzuges die fehlende Festung durch eine Schlacht zu ersetzen.

Etzel: Wahrscheinlich unter sehr ungünstigen Bedingungen; denn

von Chalons her könnte Frankreich mit Hilfe der Eisenbahnen eine überlegene Macht in unsere Rheinprovinzen werfen, lange ehe unsere Truppen aus den östlichen Provinzen dorthin gelangen können. Man dürfe so etwas nicht sagen: aber das Beste wäre eigentlich im Fall eines Angriffs bis an den Rhein zurückzugehen.

Ich: Das geht nicht! Wir dürfen nie und unter keiner Bedingung das linke Rheinufer verlassen ohne darum gekämpft zu haben.

Nachdem er mich verlassen, kommt Vincke zu mir in einer sehr muthlosen Stimmung: er sieht, daß die Commission sich in der unvernünftigsten Weise gegen die Militär-Vorlagen aussprechen wird; er klagt: die Aristokratie trage das Bestreben, nur das reine Junkerthum in die Armee aufzunehmen, gar zu entschieden und verletzend zur Schau.

Abends bei der Prinzessin von Preußen: Hohenzollern, Auerswald, Mathis, der Dienst und ich. Gespräch mit Steinäcker, während sich die Gesellschaft im Billardzimmer versammelt. Er spricht, als ständen wir am Vorabend einer Revolution und giebt zu erkennen, die Verkehrtheit der gegenwärtigen liberalisirenden Regierung habe dahin geführt. (Das sagt ein Adjutant des Regenten!) Die Demokraten wühlen; zu einem blutigen Conflict muß es kommen. Er freut sich auf den Kampf. Man müsse dann nur der Armee freie Hand lassen.

29. April. Abends bei dem Oberst-Lieutenant Hartmann. — Klagen über die Intriguen General Manteuffels, die Alles verderben, und namentlich auch in den Verfügungen über die Ergänzung und Vermehrung des Offizier-Corps sehr verderblich hervorgetreten sind.

Im Kriegsministerium ging man von der Ansicht aus, daß es bei der plötzlichen Vermehrung des Offizier-Corps vor Allem darauf ankomme, eine Anzahl brauchbarer Männer von gereiftem Alter für die Armee zu gewinnen — man machte demgemäß den Vorschlag, Landwehroffiziere, die Lust zum Dienst hätten, zum Uebertritt in die Linie aufzufordern — und der Prinz-Regent genehmigte diesen Vorschlag noch zu Bonins Zeit.

Als aber Roon Minister geworden war, kam Manteuffel sehr bald mit diesem dahin überein, daß die Armee (d. h. das Offizier-Corps) keinen Einschub, sondern nur einen Nachschub erhalten

und daß die Ergänzung lediglich aus denselben Elementen bewirkt werden solle, aus denen das Offizier-Corps bisher hervorgegangen ist.

Es galt also die Vacanzen in der Armee so schnell als möglich auszufüllen und die vom Regenten gebilligte Maßregel, die Landwehroffiziere betreffend, illusorisch zu machen, da man sie nicht rückgängig machen konnte. — Eine Menge Cadetten, die den Cursus noch nicht beendet hatten, sind demgemäß zu sehr unreifen Offizieren befördert worden; allen Fähnrichen in der Armee ist das Offizier-Examen erleichtert — d. h. es ist ihnen eigentlich erlassen und zu einer bloßen Form gemacht worden. — Die Militär-Schulen sind jetzt in Anstalten verwandelt worden, wo die jungen Leute, die nun herbeiströmen, die gute Gelegenheit zu benützen, vermöge eines abgekürzten Cursus von vier Monaten (!) darauf abgerichtet werden, im Offizier-Examen auf ein paar Fragen auswendig gelernte Antworten zu geben.

Die Landwehr-Offiziere aber, die sich gemeldet haben, sucht man dadurch wieder loszuwerden, daß man nun bestimmt, sie sollen nicht nach ihrem Patent eingereiht werden, sondern als die jüngsten Offiziere in die Regimenter eintreten! — (NB. Hinter all' den Jungens aus dem Cadettenhause, in denen sie ihre Vordermänner, unter Umständen ihre Vorgesetzten anerkennen müssen.) — Höchstens will man ihnen die Zeit anrechnen, die sie wirklich bei Manövern u. s. w. als Offiziere Dienst gethan haben. Als diese Zumuthungen bekannt wurden, sind wirklich die meisten der Landwehroffiziere, die sich zum Uebertritt in die Linie gemeldet hatten, wieder zurückgetreten.

30. April. Graf York bei mir, um Abschied zu nehmen. Er reist nun auch ab, nachdem die Ausgleichung der Grundsteuer im Herrenhause verworfen worden ist, wie das vorauszusehen war.

1. Mai. Zu Max Duncker; sage ihm manches, was mir schwer auf dem Herzen liegt. Patow hat nach meiner Meinung einen Fehler begangen. Er hätte, nachdem das Herrenhaus die Ausgleichung der Grundsteuer in den verschiedenen Provinzen verworfen hatte, die letzte der Grundsteuer-Vorlagen — die Aufhebung der Grundsteuer-Befreiungen gegen Entschädigung — zurückziehen — und dadurch kund thun müssen, daß der Conflikt zwischen dem Herren-

hause und der Regierung stattfindet. — Anstatt dessen läßt er über diesen Anhang zu einem verworfenen Gesetz abstimmen — den vortheilhaften Handel, die Entschädigung nimmt das Herrenhaus natürlich mit beiden Händen an — das Abgeordnetenhaus wird aber natürlich dieses Gesetz-Fragment verwerfen — der Conflikt ist den Abgeordneten zugeschoben, — er findet zwischen den beiden Häusern statt und die Regierung nimmt eine Art von neutraler Stellung ein, anstatt dem Herrenhause entschlossen entgegenzutreten. Max Duncker giebt mir Recht.

Wir kommen darauf zurück, daß wir entschiedene auswärtige Politik machen müssen; auch um mit den Militär-Vorlagen zu Stande zu kommen. Max Duncker meint aber, daß dazu die kurhessische Frage nicht genügt, daß sie überhaupt nicht der Boden ist, auf dem wir mit Erfolg auswärtige Politik machen können, am wenigsten, wenn wir diese Frage allein behandeln, denn sie schließt eine Gefahr ein: die Möglichkeit unsere auswärtige Politik in sehr unerwünschte Bahnen geleitet zu sehen.

Allzu große Energie in der kurhessischen Frage könnte zu einem gänzlichen Bruch Preußens mit dem übrigen Deutschland führen. Das sagt man sich auch auswärts sehr bestimmt und darum haben unsere Kammerdebatten über diese Angelegenheit in den Tuilerien die größte Freude erregt. Napoleon III. ermuthigt auch aus allen Kräften dazu, in dieser Sache vorwärts zu gehen — man thäte ihm einen Gefallen, wenn man den Bruch unheilbar machte und wenn Preußen dadurch zu einem Bündniß mit ihm gezwungen würde. Dahin möchte er es bringen. Einstweilen ist er ungemein freundschaftlich gegen Preußen.

Napoleon III. will das linke Rheinufer haben, aber womöglich ohne deßhalb Krieg mit Preußen zu führen. Isolirt — mit Oesterreich, mit Deutschland unheilbar verfeindet — soll Preußen am Ende dahin kommen „vernünftig“ zu sein und einzusehen, daß es sein Vortheil ist, die Freundschaft Frankreichs durch die Abtretung des linken Rheinufers zu erkaufen und sich dafür im Inneren Deutschlands zu entschädigen. Bismarck-Schönhausen, Usedom und andere drängen angeblich dahin, — alle aus Haß gegen Oesterreich — weil sie

Bündnisse mit den europäischen Großmächten und Vergrößerung in Deutschland mit deren Hilfe für Preußens richtige Politik halten, weil selbst Usedom ein zeitweiliges Zusammengehen mit Napoleon III. nicht für unmöglich ansieht.

Die liberale Partei in den Kammern aber treibt eben dahin aus politischer Kurzsichtigkeit. Die kurhessische Frage ist also nicht der geeignete Boden: die Schleswig-Holsteinische ist es; da müßte man mit aller Energie vorwärts gehen. Die Debatten, die darüber stattfinden werden, sind daher wichtig. Mir ist das Herz sehr schwer. Das Rechte wird schwerlich geschehen — wenigstens nicht mit der gehörigen Energie — und wie ist unser Weg von Gefahren umgeben.

2. Mai. Treffe Theodor Bethmann-Hollweg unter den Linden. Der ist seit gestern aus Paris zurück. Er sagt:

Wenn mein Schwager (Albert Pourtalès) schon früher franzosenfeindlich gesinnt war, so ist er es jetzt doppelt. (NB. früher war er ganz und gar nicht ein Gegner Frankreichs.) Er ist der Meinung, daß man allerdings, so lange der Friede noch währt, in freundschaftlichen Beziehungen mit Napoleon III. leben müsse. — Aber nebenher müsse man sich auf den Kampf rüsten; namentlich müsse man sich Oesterreich nähern.

Den Oesterreichern ist sehr bange um das Venetianische, wo sie sich sehr unsicher fühlen und angegriffen zu werden fürchten. A. Pourtalès schlägt nun vor, man solle ihnen nicht gerade den Besitz des Venetianischen garantiren, doch aber versprechen ihnen beizustehen (wenn sie dort angegriffen werden) unter der Bedingung, daß sie uns in Deutschland gewähren lassen — oder vielmehr unsere Pläne und Vorschläge hier unterstützen.

Wie Schleinitz diesen Vorschlag auffaßt, das spricht sich darin aus, daß er antwortet: ja, auf Gnade und Ungnade wolle man Oesterreich aufnehmen. A. Pourtalès ist dadurch so verletzt, daß er nun erklärt, er werde seine Ansichten niemals mehr aussprechen und keine Vorschläge weiter machen.

Treffe Vincke, gehe mit ihm zusammen. Der Bericht der Militär-Commission ist nun fertig; aber er ist von der Art, daß gar nichts damit anzufangen ist. Der ursprüngliche Entwurf der Re-

gierung ist darin vollständig zertrümmert; man hat nach Willisen-Stavenhagen'schen Ideen etwas so durchaus anderes an die Stelle gesetzt, daß die Discussion dieser Abenteuerlichkeit auf der Welt zu nichts führen kann. — Vernünftige Mitglieder der Commission brachten es denn auch dahin, daß man zögerte, ihn dem Hause vorzulegen, in der Hoffnung, das Ministerium würde, so wie die Grundsteuer im Herrenhause verworfen war — aus diesem Grunde, weil das Herrenhaus die Geldmittel verworfen hat — die Militär-Vorlagen zurückziehen und sich darauf beschränken, einen außerordentlichen Credit für die nächste Zeit zu begehren. Dadurch wären Bericht und Discussion überflüssig geworden.

Präsident Wentzel besucht; er glaubt sich besser, glaubt bald nach dem Süden reisen zu können; mir scheint diese Erleichterung das letzte Auflackern der Lebenskraft, der sichere Vorbote des Todes.

Der sterbende Mann empfängt mich stets so freundschaftlich, daß es für mich etwas ergreifendes hat.

Welch ein Jammer, daß er gerade jetzt im Hause fehlt! — Er hat in Beziehung auf die Militär-Vorlagen sehr verständige Ansichten und ist sehr unzufrieden mit Vincke-Hagen und dem Gebahren der liberalen Partei. —

Diner mit Camphausen. Der belehrt mich: Die Regierung legt Werth darauf, daß von den Privilegirten selbst die Möglichkeit, die Steuerprivilegien vermittelst Entschädigung aufzuheben, durch ein Votum förmlich anerkannt wird. Darum hat sie über das Fragment ihrer Vorschläge im Herrenhaus abstimmen lassen. Sie wird aber, was dort angenommen ist, nicht wieder vor das Haus der Abgeordneten bringen.

4. Mai. Großes Diner bei Roon, etwa 30 Personen. — Nicht weniger als sechs Minister: R. Auerswald, Patow, Graf Schwerin, Graf Pückler und Simons, der wohl nicht lange mehr Minister sein wird — und zu meinem Erstaunen die Opposition gegen die Militär-Vorlagen: Vincke-Hagen namentlich und Bockum-Dolffs. Dann Alfred Auerswald — Knesebeck — ein jüngerer Graf Pückler, Führer einer gemäßigt-aristokratischen Fraction im Hause der Abgeordneten; ein paar Militärs Etzel, Oberst-Lieutenant Dewall u. s. w.

Ich habe Dewall und Vincke-Hagen zu Nachbarn. Der letztere spricht nur von den Militär-Vorlagen — da ich äußere, daß mir Stavenhagens Vorschläge nicht praktisch scheinen, sagt er mir: ich müsse nicht als Autorität auftreten wollen, es müsse mit Gründen gekämpft werden — als ob mit Vernunft bei ihm etwas auszurichten wäre! —

Er neckt sich mit Pückler und Knesebeck über Tisch der Schleswig-Holstein'schen Sache wegen — die Herren haben sich bekehrt — er habe immer gesprochen und gestimmt wie heute, „Sie sind zu uns herüber gekommen!" — Es lag viel Selbstgefälligkeit in seinem Wesen — aber er zeigte sich den Herren ganz entschieden überlegen.

5. Mai. Das Ministerium hat die Discussion der Militär-Vorlagen auf die nächste Sitzung vertagt und sich für jetzt darauf beschränkt einen Credit von neun Millionen zu verlangen, um die gegenwärtige Bewaffnung aufrecht zu erhalten. Das wird ohne Zweifel durchgehen und ist das Gescheiteste was geschehen konnte, wie die Sachen jetzt stehen.

6. Mai. Spät aus, zu Vincke; die neun Millionen besprochen. Die Sache wird dadurch erleichtert, daß der Jahresschluß einen Ueberschuß von sechs Millionen ergiebt; „l'argent est tout trouvé!" — Aber Vincke-Hagen will auch da noch Opposition machen; der Mensch ist unsinnig! — Wentzel hat wohl recht zu sagen: „Vincke hat nicht eine Faser vom Staatsmann in sich und wird unsere Partei ruiniren!"

Vielfach ist in der Militär-Commission in sehr ärgerlicher Weise von Begünstigung des Adels bei Besetzung der Offizier-Stellen die Rede gewesen. Die Sache ist leider wahr und wird dadurch noch schlimmer, daß man wohl eigentlich „Begünstigung der Junker-Partei und Gesinnungstüchtigkeit" sagen müßte.

Beispiele: ein Sohn des Präsidenten Wentzel wollte vor einigen Jahren Militär werden, wurde aber von allen Regimentern zurückgewiesen, wo er sich meldete — und hat sich bescheiden müssen; er ist Forstmann geworden. Man wollte ihn nicht, weil er eben Wentzels Sohn war.

12. Mai. Präsident Wentzel ist gestorben! — So nahe hatte ich seinen Tod nicht geglaubt. Ein großer — für jetzt ein unersetzlicher Verlust! —

15. Mai. Herr v. Benda kommt aus der Kammer; die neun Millionen sind einstimmig bewilligt, wie man das vorher sah — aber zu guterletzt ist es noch zwischen Vincke-Hagen und dem Kriegsminister Roon ganz unnützer Weise zu einem Wortwechsel gekommen, von dem Benda eine sehr böse Beschreibung macht; nur Blut könne das ausgleichen.

Abends zu Droysen. Ziemlich viele Leute da: Max Duncker und Frau, Simson, Heinrich Arnim, Morier u. s. w.

Simson schildert die Differenz zwischen Roon und Vincke in einem viel milderen Licht und hält sie für ausgeglichen. — Er und Droysen meinen — was leider wahr ist — daß die jüngere Generation der Gegenwart weniger geistiges Vermögen aufzuweisen hat, als die ältere — und beide wollen den Grund der Erscheinung darauf zurückführen, daß unsere Gymnasien seit etwa fünfundzwanzig Jahren sehr zurückgegangen seien; theils durch den Unterricht in vielfachen Allotrien, theils dadurch, daß man den unbestimmten Begriff „Bildung" einführte, um auch denen, die wenig gelernt hatten, das Zeugniß der Reife geben zu können.

Die politische Lage im Mai 1860.

Nachdem die vorläufige Entscheidung über die Militär-Vorlagen der Regierung gefallen war, und zahlreiche seiner Freunde Berlin verließen, dachte auch Bernhardi an die Rückkehr nach Kunnersdorf und zu seinen wissenschaftlichen Studien. Aus verschiedenen Gründen verzögerte sich dieselbe bis Ende Mai. Die Tagebuch-Aufzeichnungen dieser letzten Tage sind um so interessanter, als sie, nach beendetem parlamentarischem Kampf, sich mehr der Gesammtlage zuwenden und die politischen Verhältnisse Europas vielfach in treffender Weise charakterisiren.

Zunächst möge hier eines Gesprächs mit Sybel Erwähnung geschehen, das zwar schon Ende April stattfand, da es aber im Wesentlichen die allgemeine politische Lage betrifft, an dieser Stelle seinen Platz finden möge.

Sybel erzählt mir von Oesterreich und den dortigen Zuständen. Sie scheinen ihm im höchsten Grade bedenklich. Außer den Italienern und Ungarn, von denen sich das eigentlich von selbst versteht, sollen sich im letzten Kriege auch die sonst so treuen und tapferen Kroaten wenig ausdauernd gezeigt haben. Mich überrascht das eigentlich nicht, da mir schon 1851 Ungarn sagten: „Wenn es wieder etwas giebt — dießmal haben wir die Kroaten für uns." — Sybel ist überrascht zu hören, daß man diese Gewißheit schon vor so langer Zeit, so bald nach 1849 hatte. Wie es jetzt steht, geht schon aus dem gänzlichen Fehlschlagen der letzten Anleihe hervor.

Sybel sagt mir ferner: er sei erstaunt gewesen, wie er die feste und regelmäßige Organisition, die gute Disciplinirung der nationalen Partei in Ungarn gesehen habe. Diese Organisation umfasse das ganze Land; die Partei habe überall ihre, von Allem was ihr anhängt förmlich anerkannten örtlichen Behörden — die unter einander in Verbindung und sämmtlich unter einem dirigirenden Comité stehen.

Und nicht nur die Magyaren sind auf diese Weise organisirt, sondern auch die Kroaten im Süden und die Czechen in Böhmen; die drei dirigirenden Comités stehen mit einander in regelmäßiger Verbindung und handeln durchaus im Einvernehmen.

Natürlich betheuern die Ungarn, sie seien keine Republikaner; die Tage Kossuths seien vorüber; der habe keine Partei mehr im Lande, sie seien die treuesten Unterthanen ihres Königs Ferdinand I. — denn Franz Joseph sei nicht gekrönt, folglich nicht König von Ungarn. — Sie wollten Nichts als die alte Landes-Verfassung. Dasselbe sagen die Kroaten. — Die Czechen sagen, sie wollen Nichts als die Gleichberechtigung der Sprachen. Aber, meint Sybel: wenn man einmal in Waffen stehe, dann verlieren solche Betheuerungen ihre Bedeutung; man bleibe vor solchen Schranken dann nicht stehen; die Macht der Dinge treibe darüber hinaus.

Die Ungarn gestehen, daß sie nach dem Frieden von Villafranca

ohne Weiteres losgeschlagen hätten, wenn sie damals schon so organisirt gewesen wären wie jetzt. Nun, da es der Regierung gelungen sei, die Armee wieder einigermaßen zu „ralliiren“, sei vor der Hand nichts zu machen.

Uebrigens sei auch in der Armee die Stimmung schlecht, wie das z. B. bei einem Ausflug der Münchener Liedertafel nach Kufstein deutlich zum Ausdruck gekommen sei. Zum Erstaunen der Baiern sei dort unter den Offizieren aller Grade eine sehr schroffe Stimmung gegen die Camarilla und die Pfaffenwirthschaft zum Ausdruck gekommen, sowie der ganz entschieden ausgesprochene Wunsch nach einer Verfassung.

Bezüglich Englands meint auch Sybel, daß Preußen und England sich gegenseitig lähmen, weil keiner der Energie des anderen recht traut. Die Tories — Derby, d'Israeli — haben beschlossen, das Ministerium für jetzt nicht zu stürzen, weil sie selbst nur, um Krieg zu führen, an die Spitze treten können. Das wollen sie aber nicht eher, als bis die öffentliche Meinung dafür reif ist.

Die Königin — der Prinz-Gemahl und der ganze Hof sind für den Krieg, ebenso die Tories; im Ministerium ist Lord J. Russell für den Krieg — Palmerston aber für Frieden und Bündniß mit Frankreich.

16. Mai. Abendgesellschaft bei Radziwill. — Morier spricht mir klagend von Politik — über Usedoms und A. Pourtalès' Hinneigung zu Frankreich; gestützt auf das, was Th. Bethmann-Hollweg mir neulich gesagt hat, erwiderte ich: „Pourtalès has very much changed his opinion in that respect of late; he is an altered man“ — finde aber Morier sehr ungläubig; er wiederholt mehrere Male mit einem gewissen Nachdruck: „I don't believe that he is a changed man!“

Besuch bei Frau v. Knesebeck, die auch übermorgen abreist. — Max Duncker hatte sie eben verlassen; sie sagt mir, warum er da war. — Es ist nämlich ein Gerücht im Umlauf, der Prinz-Regent werde eine Zusammenkunft mit Napoleon III. haben. „Es ist mehr als Gerücht!“ sagt Max Duncker; von mehr als einer Seite wird mächtig darauf hingearbeitet; das französische und das russische Cabinet arbeiten aus allen Kräften darauf hin; der russische

Gesandte Budberg, der einige Wochen in Paris war, hat dort auch A. Pourtalès dafür zu bearbeiten gesucht — hauptsächlich, indem er ihm Furcht vor einem russisch-französischen Bündniß machte — und so scheint Pourtalès nun auch dafür zu stimmen. —

Nun verstehe ich vollkommen, was Morier gestern sagen wollte!

Welch eine willkommene, unschätzbare Gelegenheit für die von Oesterreich bezahlte süddeutsche Presse, Preußen zu verdächtigen! — Es wäre die vollständigste Isolirung Preußens in der gefährlichsten Weise, die daraus hervorgehen müßte!

Das Mißtrauen gegen Preußen ist ohnehin groß genug im südlichen Deutschland, erzählt Frau v. Knesebeck. Max Duncker hat einen Brief von Ludwig Häusser; der schreibt: im südlichen Deutschland ist man so vollkommen überzeugt, daß Preußen das linke Rheinufer bereits im Geheimen an Frankreich abgetreten hat, daß man nur noch darauf aus ist, zu erfahren, unter welchen Bedingungen.

„Und nun denken Sie sich den Regenten in Baden, mit Usedom, Albert Pourtalès und Napoleon III.!“ sagt Frau von Knesebeck.

Ich erfahre nun auch, woher Knesebecks Liberalismus eigentlich rührt. Seine Frau ist eine Tochter des Flügel-Adjutanten Bojanowski — dem Hof von frühester Kindheit an bekannt und namentlich unter den Augen der Prinzessin von Preußen aufgewachsen; sie ist auch eine „von den wenigen Personen“ — wie sie selber sagt — welche die Prinzessin von Preußen anzuerkennen wissen, eine warme Verehrerin dieser Frau.

Die Unsicherheit unserer Politik, Schleinitz's Unzuverlässigkeit, kommt zur Sprache; aber wer könnte an seine Stelle treten? — Der Fürst Hohenzollern wäre der beste Minister der auswärtigen Angelegenheiten — aber der Regent findet eine solche Stellung nicht angemessen für ihn.

19. Mai. Vergebens im Kriegsministerium; niemanden dort getroffen. — Besuch bei Gerlach — zufällig — denn ich traf ihn in der Wilhelmsstraße, trat mit ihm in seine Wohnung und benützte die Gelegenheit, mich ihm zu empfehlen.

General Gerlach zeigt sich diesmal unverhohlen als laudator temporis acti; — er freut sich, daß die Reform der Armee doch nicht definitiv durchgegangen ist — so hat doch „das Ministerium nicht die gloriole sie durchgebracht zu haben“.

Wir sprechen von der Provinz Posen, da die Polen sich in der neuesten Zeit wieder sehr bemerkbar gemacht haben. Er meint, man hätte längst mit mehr Energie daran gehen sollen, zu germanisiren; zu einer Zeit hätte man fast alle Rittergüter dort ziemlich wohlfeil kaufen können; man hätte sie in die Hände deutscher Besitzer bringen müssen, aber so, daß diese auch bleibende Besitzer blieben. Ich äußere, es käme wohl hauptsächlich darauf an, eine deutsche Bauernschaft dort anzusiedeln. Auch das, meint Gerlach, nur müßte dann auch der bäuerliche Besitz gefestet werden.

Den Depeschen-Diebstahl besprochen. Ein vertrauter Brief des Regenten an den Prince Consort in England, in dem einige sehr starke Aeußerungen über Napoleon III. vorkamen, soll gestohlen worden und in französische Hände gefallen sein. Der französische Gesandte hier soll Erklärungen gefordert haben.

Gerlach erzählt, wie Lord Cowley den Kaiser Napoleon III. in wenigen Worten vortrefflich charakterisirt hat: „Cet homme, qui ne parle jamais et qui ment toujours!“

Knesebeck in der Straße begegnet, seine Frau ist abgereist, er allein bis zum Schluß der Kammer hier. — Ich spreche davon, daß man eine Zusammenkunft des Regenten mit Napoleon III. zu Stande zu bringen sucht und von deren Gefahren. Knesebeck sagt mit einem gewissen Nachdruck: „Er (Regent) ist aber auch gewarnt worden!“ — (Das wollte ich nur wissen.) —

Paul Rennenkampff bei Tisch aufgesucht. Er behauptet zu wissen, wie es sich mit der angeblich gestohlenen Depesche verhält. Diese ist ein vertraulicher Brief des Prinz-Regenten an den Prinz-Gemahl; der letztere habe ihn dem Lord John Russell mitgetheilt und Lord John dem Grafen Persigny; infolgedessen habe der französische Gesandte hier Erklärungen gefordert und Schleinitz, empört darüber, daß man hinter seinem Rücken Politik mache, vor zwei Tagen seinen Abschied eingereicht — der aber nicht angenommen worden.

Geschichte des Grafen Dunten. Dieser, ein junger Attaché der russischen Gesandtschaft, stand neulich nicht auf im Haus der Abgeordneten, als sich bei der Vereidigung eines neuen Abgeordneten das ganze Haus und alle Zuhörer auf den Tribünen erhoben. — Vincke-Hagen deutete auf ihn von unten und machte laute Bemerkungen über sein unpassendes Benehmen.

Budberg, aus Paris zurückgekehrt, — anstatt seinem Attaché den Kopf zu waschen, macht Lärm! — sendet die Eintrittskarte zur diplomatischen Tribüne zurück — und beschwert sich in einem sehr impertinenten Brief an Schleinitz über „un certain Vincke“ (nicht „le nommé Vincke“, wie die Zeitungen berichten), der die russische Gesandtschaft beleidigt habe.

Fernemont, der Kreuzritter ist, giebt sich das Ansehen, das procedere des russischen Gesandten ganz recht und in der Ordnung zu finden.

Abends erst Max Duncker bei Droysen aufgesucht. — Dieser liest eben einen Brief aus Belgien vor. Man paßt dort natürlich sehr auf, ist gut orientirt und Droysen hat gute Verbindungen dort. Max Duncker sagt: „Der Mann ist gut unterrichtet“ und läßt einiges abschreiben, um es dem Fürsten Hohenzollern mitzutheilen.

Der Brief berichtet unter anderem: Baron Budberg ist in Paris so unvorsichtig gewesen, zu äußern: „die Dinge würden in Preußen nicht eher in das rechte Geleise kommen, als bis Herr v. Bismarck Minister sei.“

Droysen äußert sich in seiner lebhaften Weise, bei unserem gegenwärtigen schwankenden Wesen komme gar nichts heraus — möge man denn lieber Bismarck an das Ruder kommen lassen — das versuchen — und sehen, wie weit der kommt — er werde bald genug wieder zurücktreten müssen — und die Partei könne dann später als eine verbrauchte, deren Unfähigkeit dargethan sei, nicht weiter schaden.

Abends bei Max Duncker, mit ihm allein; die gegenwärtigen Zustände besprochen; sie sind in keiner Beziehung sehr trostreich.

Baron Budberg, der russische Gesandte allhier, war nach Paris gereist; durch ihn ist dort das Bündniß zwischen Frankreich und Rußland geschlossen worden. Rußland will die Verträge von 1856 cassirt wissen (d. h. es will zunächst die Donau-

Mündungen wieder haben). — Frankreich hat nichts dagegen, aber unter der Bedingung, daß auch die Verträge von 1815 aufgehoben werden (d. h. es verlangt das linke Rheinufer).

Damit das ohne all zu große Schwierigkeit geht, bedürfen die Cabinette hier bei uns eines Ministeriums Bismarck-Schönhausen, von dem sie wissen, daß es gern bereit wäre, das linke Rheinufer gegen Hannover und Mecklenburg abzutreten. — Seitdem Budberg zurück ist, werden also von neuem alle Hebel angesetzt, um einen Bruch zwischen der Regierung und dem Parlament herbeizuführen — das Ministerium zu stürzen — und Bismarck-Schönhausen zum Minister zu machen.

Nun begreife ich auch, warum die Formation der neuen Regimenter unpassender Weise proklamirt worden ist, ehe das Parlament das Geld dazu bewilligt hatte: es war wahrscheinlich ein Manöver des Generals Manteuffel, der mit Bismarck, Arnim-Boitzenburg und der russischen und französischen Gesandtschaft gemeinschaftliche Sache macht — und es sollte demselben Zweck dienen. Der Plan war, das Haus der Abgeordneten sollte durch diesen offenen Beweis von Nichtachtung — (die voreilige Verkündigung der neuen Formationen) — beleidigt, für nothwendig halten, seine Rechte zu wahren und die neun Millionen doch noch verweigern — dann war der ersehnte Bruch da.

Man war auch im ersten Augenblick etwas aufgebracht — und wie mir Vincke sagt, hat sich da Vincke-Hagen beschwichtigend und vermittelnd ein Verdienst erworben.

Selbst die Geschichte mit dem jungen Dunten hat benutzt werden sollen, um das Ministerium zu stürzen. Budberg hat Schleinitz aber doch etwas unterschätzt; er hat seinen impertinenten Brief an unsere Minister geschrieben in der Hoffnung, Schleinitz werde ihm die zurückgeschickte Eintrittskarte mit einem demüthigen Entschuldigungsschreiben wieder zusenden; er hätte dafür gesorgt, daß dieses Schreiben bekannt geworden wäre und die allgemeine Entrüstung hätte dann Schleinitz unmöglich gemacht.

Er hat sich aber geirrt; er hat eine sehr scharfe Antwort erhalten, die er wohl für sich behalten wird. — Schleinitz schreibt ihm,

in der Sache selbst könne er gar nichts thun, denn das Haus der Abgeordneten habe im Saale selbst — und allein — die Polizei; er könne nur bedauern, daß die Unannehmlichkeit gerade ein Mitglied der russischen Gesandtschaft betroffen habe und fügt dann einige Bemerkungen über die unpassende Beziehung „un certain Vincke" hinzu.

Nun liegt aber dem russischen und französischen Cabinet auch daran gar sehr, eine persönliche Zusammenkunft des Regenten mit Napoleon III. zu Stande zu bringen.

Einerseits scheut Napoleon III. die Mißgriffe und Uebertreibungen Napoleons I. und will, gewarnt, seinen Spuren nicht folgen. Er strebt nicht nach Weltherrschaft — er will nicht einmal den Rheinbund erneuern; er will nur Frankreichs Grenzen bis an den Rhein vorrücken; ein solches Verhältniß, solche Eroberungen hält er für haltbar und dauernd. Er will aber auch nicht mit einer Coalition zu kämpfen haben; wo er der Möglichkeit einer solchen begegnet, weicht er zurück. Auch möchte er, wie gesagt, die Rheinlande ohne Krieg und Preußen zum Verbündeten haben.

Auf der anderen Seite wissen Bismarck-Schönhausen und Genossen so gut wie das russische und französische Cabinet, daß der Prinz-Regent nun und nimmer aus freier Wahl auf eine Politik eingeht, wie sie ihnen erwünscht wäre; er soll also dazu gezwungen werden, d. h. Bismarck und die Gleichgesinnten möchten ihn in eine Lage versetzen, in der ihm gar keine Wahl, in der ihm nichts übrig bliebe, als sich Frankreich unbedingt in die Arme zu werfen. Es kommt also zunächst darauf an, Preußen mit jedem andern möglichen Verbündeten zu verfeinden und nach allen Seiten hin zu isoliren.

Deßhalb wünscht man die Zusammenkunft mit Napoleon III. und Bismarck drängt dahin; nicht, daß man erwartete, der Regent werde sich beschwatzen lassen, wie Franz Joseph zu Villafranca — das geschieht gewiß nicht! — Aber eine solche Zusammenkunft würde in England wie in Deutschland das entschiedenste Mißtrauen gegen Preußen hervorrufen und Preußen unheilbar isoliren. Das ist es, was Rußland, Frankreich — und Bismarck-Schönhausen sammt seiner Coterie zunächst wollen.

England tritt in der orientalischen Frage sehr schwach auf. — Rußland sucht Händel und die armen Christen in der Türkei müssen abermals den Vorwand dazu hergeben. Damit man über Christenverfolgung schreien könne, muß es dergleichen geben — wenn sie sich nicht von selbst ergeben wollen, läßt man sie also für sein eigenes Geld machen. Die Unruhen in Aleppo sind durch russische Agenten mit Hülfe russischen Geldes angezettelt, das weiß man. (NB. Die Politik ist mitunter eine herrliche Sache! Man läßt eine Anzahl Christen todtschlagen, bloß damit Fürst Gortschakow eine Thema für seine Declamationen habe!)

Die Situation im Innern nennt Max Duncker „abscheulich". Es kam darauf an, die Stellung des Ministeriums zu stärken und den Regenten ganz für das parlamentarische Wesen zu gewinnen, an dem er anfing Gefallen zu finden. Beides wäre leicht gewesen. Anstatt dessen ist in dieser Sitzung die Stellung des Ministeriums geschwächt und dem Prinz-Regenten das parlamentarische Wesen verleidet worden.

(NB. Und die Thoren jubeln, Vincke-Hagen, cum suis! — Die blinde Unvernunft dieser Leute hat mich schon oft empört.)

21. Mai. — Abschieds-Diner der Fraktion Vincke; ich bin durch Lette dazu eingeladen.

Mein Platz ist Lette gegenüber zwischen C. Vincke und Saucken. — Kühne bringt den Trinkspruch aus auf den Gefeierten, Vincke-Hagen, sagt die herrlichsten Dinge von ihm und spricht dann den Wunsch aus, daß er auch in Zukunft fortfahren möge, mit demselben Geist u. s. w. — mit derselben „Besonnenheit" die Partei zu führen.

Bei dem Worte „Besonnenheit" sehe ich C. Vincke groß an und er fühlt sich unter meinem Blicke gezwungen zu flüstern: „nun, Besonnenheit wollten wir ihm doch etwas mehr wünschen!"

Vincke-Hagens Antwortsrede verstimmt mich auf das Aeußerste; er rühmt die Ergebnisse der gegenwärtigen Sitzung — die fortschreitende Entwickelung und die Erfolge unseres parlamentarischen Lebens, den Sieg, den das Haus der Abgeordneten über die Regierung davon getragen hat! — Die Regierung habe einen Gesetz-Entwurf — die Militär-Vorlagen — ohne Debatte, vor einem

bloßen Commissions-Bericht zurückgezogen; sie sei vor einem bloßen Commissions-Bericht gewichen. Ein solches Ereigniß sei unerhört in der Geschichte parlamentarischer Regierung. — Er sagt noch viel zur Verherrlichung dieses Sieges und spricht zuletzt die zuverlässige Hoffnung aus, daß die Herren sämmtlich in derselben Gesinnung wiederkehren werden. — Großer Jubel!

Ich verhehlte es gegen C. Vincke durchaus nicht, daß mich diese Rede auf das Aeußerste verstimmt; es galt die Stellung des Ministeriums zu befestigen — den Regenten für die parlamentarische Regierung ganz zu gewinnen und an dieselbe zu fesseln — und Preußen zu wappnen gegen die Stürme, die von Außen drohen. Von dem allen ist das gerade Gegentheil geschehen; das Ministerium ist geschwächt und gelähmt — der Prinz-Regent ist beleidigt, gereizt, gekränkt, gegen das parlamentarische Wesen verstimmt — die Reaction hat einen für ihre Zwecke überaus günstigen Boden gewonnen — die Rüstungen Preußens aber sind unvollendet — unsicher geblieben — und das sind die Erfolge, über die Vincke-Hagen jubelt! — Welch' eine hoffnungslose Unvernunft und Verblendung!

Er rühmt und freut sich des Sieges über die Regierung! — Sind wir, die liberale Partei, denn etwa im offenen Krieg mit der Regierung? — Wie, wenn uns die Regierung ohne weiteres beim Wort nähme, sich auch als im Krieg mit uns betrachtete und ihre Stütze bei unsern Feinden suchte, wäre uns damit sonderlich gedient, oder dem Lande geholfen? — Zu unsern Feinden drängt Vincke-Hagen, so viel an ihm ist, die Regierung hin, ohne es zu wissen, bloß aus leichtsinniger Verblendung! —

Ich versage es mir nicht, meine Mißbilligung gegen C. Vincke auszusprechen; ich wiederhole: Wentzel hatte wohl recht, noch wenige Tage vor seinem Tode zu sagen: Vincke hat nicht eine Faser vom Staatsmann in sich und wird unsere Partei ruiniren! „Sollte er das so bestimmt ausgesprochen haben?" meint C. Vincke mit einem zweifelnden Blicke; aber mißbilligen muß er natürlich die Rede seines Vetters auch! —

Uebrigens betrachte ich den Verlauf mit einem peinlichen Interesse. Die Musik spielt: „Heil dir im Siegerkranz" — „Was ist des

Deutschen Vaterland" — den Dessauer Marsch — den Hohenfriedberger Marsch — mancherlei, nur nicht: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben" — denn das ist reactionär. Dazwischen werden Trinksprüche ausgebracht, Reden gehalten — und in Allem wird dem guten Vincke-Hagen in wahrhaft sträflicher Weise unvernünftiger Weihrauch gestreut; — solcher Weihrauch könnte auch wohl einen gesunderen Verstand und einen tüchtigeren Charakter aus dem Gleichgewicht bringen.

24. Mai. Abschiedsbesuch bei Alfred Auerswald. Der sagt mir, daß die Schlußrede des Regenten zwar alle vernünftigen Leute befriedigt hat; die Leidenschaftlichen aber seien böse darüber; das liegt darin, wie der Prinz die Rede, die sich ganz hübsch liest, vorgetragen, wie er einzelnes sehr scharf und nachdrücklich betont hat — zumal die Versicherung, daß die Grundsteuer-Vorlagen künftiges Jahr wieder vor das Parlament kommen würden — und die Hoffnung, daß man die Nothwendigkeit der Armee-Reform endlich einsehen werde.

Abends bei Roon, mich zu empfehlen. Mit seiner Familie allein. Er will mit mir über das Ministerium schimpfen — zu dem er selber gehört. — Er fängt zweimal an, ich gebe beide Male dem Gespräch eine andere Wendung. Lachend ruft Frau v. Roon aus: „Sie wollen über das Ministerium nicht läuten!" — Das macht der Sache ein Ende.

Roons ältester Sohn lebt der unschuldigen Ueberzeugung, daß der König von Neapel ganz vortrefflich regiert; was man ihm Böses nachsagt, seien lauter Demokraten-Lügen.

25. Mai. Wie ich heimkomme, steht vor meinem Hause eine Hofequipage, ich frage, wer damit gekommen ist: „Baron Rosen", sagt der Diener, (André) „er ist oben bei Ihnen" — ich finde ihn auch bei meinen Damen. —

Ich muß zur Großfürstin Helene. — A. Rosen hat im Wagen geäußert, wie sehr er sich freue, mich wieder zu sehen; darauf sagte die Großfürstin: „Ah! ist der jetzt in Berlin! sagen Sie ihm doch, daß ich ihn auch zu sehen wünsche!"

Die Großfürstin Helene giebt sich das Ansehen, als habe sie

sich eigentlich nach Wildbad auf den Weg gemacht und fasse hier erst den veränderten Entschluß nach Nizza zu gehen. In Wahrheit aber ist sie von ihrem Neffen, dem Kaiser, nach Nizza geschickt und hat den Auftrag, einige Thorheiten wieder gut zu machen, welche die Kaiserin-Mutter sich dort hat zu Schulden kommen lassen. Als Nizza von Frankreich in Besitz genommen wurde, löste das erste französische Linien-Regiment, das einrückte, die Wache bei der Kaiserin Alexandra ab. Die hohe Frau äußerte aber: sie wünsche, daß Zuaven bei ihr die Wache hätten. Das ward nach Paris telegraphirt und sogleich auf der Eisenbahn eine Compagnie Zuaven nach Nizza gesendet. — Daß seine Mutter eine so auffallende Courtoisie provocirt hat, ist Alexander II. natürlich nicht recht. — Kaum hatte die Kaiserin-Mutter dieses Kunststück ausgeführt, — so machte sie ein zweites: sie erklärte, sie wolle abreisen — in dem Augenblicke, wo der Besuch Napoleons und Eugeniens in Nizza angekündigt war! — Das nahm man natürlich in den Tuilerien sehr übel; man ist dort empfindlich. —

A. Rosen klagt, wenn auch mit vieler Mäßigung, über Alexander II.; der sei schwankend und bestimmbar; der letzte, der mit ihm spricht, habe immer Recht bei ihm — und sehr unheilvoll sei der Einfluß der „Camarilla" — der Adlerbergs und Baranows, seiner Kindheitsgefährten — die ihren Einfluß nur zum eigenen Vortheil benutzen.

26. Mai. Die Großfürstin empfängt mich sehr gnädig — und möchte gern mancherlei über unsere hiesigen Zustände von mir erfahren — ich bin aber vorsichtig — mit dem Anschein, sehr unbefangen ohne Rückhalt zu plaudern — halte mich ganz im Allgemeinen — und spreche mehr von Deutschland im Großen und Ganzen als von Preußen insbesondere. — Eine allgemeine Zerfahrenheit — Mangel an Entschluß — ein schwankendes Wesen kann ich nicht leugnen. — Sie fragt, ob ich denn nicht Schleinitzen mehr Entschluß und Nerv beibringen könne? —

Ich erwidere, daß ich gar keine Beziehungen zu Schleinitz habe.

Glücklicherweise hatte sie auch Lust, mir von Rußland zu erzählen — und spricht um so lieber von der Bauern-Emancipation, da ich

ihr einiges Artige sage über das schöne Beispiel, das sie in dieser Beziehung gegeben hat.

Ich gewahre mit Erstaunen, daß die ursprünglichen, allerdings sehr haltlosen Pläne der Regierung aufgegeben sind.

Sie sagt mir, der Streit dreht sich jetzt darum: Die Regierung will die Bauern frei lassen und ihnen Landeigenthum gewähren; dagegen aber lehnt sich der Adel ganz entschieden auf: der will den Bauern nur die persönliche Freiheit ohne Landbesitz gewähren.

28. Mai. A. Rosen ist sehr übel auf den Plan der Regierung zu sprechen, den Bauern bei der Freilassung Landeigenthum zu gewähren; das ist nach seiner Ansicht Raub; man nimmt den Grundherren ihr Eigenthum, um es den Bauern zu schenken. — Er will auch nichts davon wissen, daß die Leistungen der Bauernhöfe — die grundherrlichen Lasten — normirt werden sollen u. s. w.

Ein jüngerer Abazá, Kammerjunker und Sekretär der Großfürstin, der mit uns speist, will als guter Höfling eine etwas mildere Ansicht zur Geltung bringen. — Da wird A. Rosen wirklich leidenschaftlich.

Die Großfürstin, sagt er, da wir allein sind, geht zu weit; er erzählt, welche Discussion sie neulich mit dem Gesandten Budberg gehabt hat. Die Großfürstin setzte ihre Ansichten auseinander und vertheidigte sie; Budberg sagte: „Je m'étonne, Madame, qu'une Grande-duchesse de Russie aie des idées aussi démoratiques!" — Er meint, der Kaiser könne so etwas gar nicht thun. „Voulez-vous donc limiter le pouvoir de l'Empereur?" fragt die Großfürstin, und Budberg erwidert: „Mais oui, Madame! la loi doit être audessus de l'Empereur!"

La loi! als ob es so ein Ding in Rußland gebe! — lisez: l'intérêt de la noblesse. — Rosen findet, daß Budberg ruhmbedeckt und siegreich aus diesem Zwiegespräch hervorgegangen ist. Uebrigens, meint er, werde die Sache sich jetzt wohl zum Besseren wenden, da Panin Präsident der Commission geworden ist.

Ich trete gar nicht als Partei, gar nicht mit einer eigenen Ansicht auf; das könnte zu nichts helfen — und ich will vor allen Dingen hören. —

Soviel ist klar: Die russische Regierung wird mit ihren wohlwollenden Absichten nicht durchdringen — um so weniger, wenn sie vernünftige sind. Der Widerstand ist ganz allgemein; und welches Bewußtsein der Macht muß der Adel haben, wenn ein Schlucker wie Budberg es wagt, einen solchen Ton gegen die Großfürstin — mittelbar gegen die Regierung anzunehmen!

Mit Abazá bei Rosen zu Mittag gegessen. — Dann reist die Großfürstin weiter nach Frankfurt a/M.

Rosen erzählte ich auch, daß Budberg in Paris die Unterhandlungen geleitet hat, die den Franzosen das linke Rheinufer zuwenden sollen. — Er fährt heftig auf, daß ein deutscher Edelmann sich zu dergleichen hergiebt.

29. Mai. Max Duncker im Staatsministerium aufgesucht, Abschied zu nehmen. Noch mancherlei besprochen. Wir kommen darin überein, daß eine wirkliche Verbesserung der politischen Lage in Europa erst dann zu erwarten ist, wenn in England ein Umschwung in den herrschenden Ansichten stattgefunden hat.

Ich sage ihm, was die Großfürstin Helene in Nizza soll; er erzählt mir „aber im tiefsten Vertrauen" — daß sie auch hier bemüht gewesen, für den Beitritt Preußens zu dem französisch-russischen Bündniß zu wirken. — Sie hat sich dazu eines Abends Schleinitz in Budbergs Salon einladen lassen und ihn dann sehr liebenswürdig zu bearbeiten gesucht, das sei doch eigentlich nichts Großes — und was Preußen dafür erhalten werde: Hannover und Mecklenburg, das sei viel mehr, es sei Gewinn bei dem Tausche. — ×

Sehr schön! — A. Rosen sagt mir, die Großfürstin werde vielleicht von Nizza aus nach Paris gehen — jedenfalls aber nach Baden. „Dort will sie also den Prinz-Regenten und die Prinzessin von Preußen für eine persönliche Zusammenkunft mit Napoleon III. bearbeiten" — sage ich.

Der Regent wird doch auf eine solche nicht eingehen?

„Albert Pourtalès wird doch dahin wirken! — Wir haben in Petersburg einen russisch gesinnten Mann, ×

in Paris einen französisch gesinnten Mann und einen schwankenden Mann in der Mitte!"

Max Duncker erzählt mir auch, wie es sich mit der Geschichte eigentlich verhält, die zuerst als Depeschendiebstahl besprochen worden ist. Der Brief des Regenten an die Königin Victoria ist nicht gestohlen worden. — Die französische Regierung besitzt auch keine Abschrift desselben — aber Lord Palmerston hat sich benommen wie ein dummer Junge.

Die Königin Victoria ist für ein Bündniß mit Preußen und Krieg; sie ließ den Brief, in welchem unser Regent seine Meinung über Napoleon III. sehr unverhohlen ausspricht, durch ihren Gemahl dem Lord John Russell mittheilen und dazu sagen: der Hauptgrund, den ihre Minister gegen eine entschiedene Politik in ihrem Sinne vorbrächten, sei, daß sie sich auf Preußen und dessen schwankende Politik nicht verlassen könnten —: hier sähen sie nun, wie Preußen wirklich gesinnt sei, wie entschieden es einen Krieg mit Frankreich für unvermeidlich halte.

Lord Palmerston, der natürlich auch Kenntniß erhielt von dem Inhalt dieses Schreibens, hatte bald darauf, der orientalischen Angelegenheit wegen, ein Gespräch mit Persigny, bei dem sich beide sehr erhitzten. — Palmerston drohte mit einer Coalition — Persigny, ohne Zweifel um zu ergründen, ob hinter dieser Drohung irgend etwas stecke, behandelte das spottend als eine mauvaise plaisanterie; wo man denn das Material zu einer Coalition hernehmen wolle? — Mit Rußland stehe Frankreich im besten Vernehmen — Oesterreich sei ohnmächtig. — Lord Palmerston nannte Preußen und Deutschland. — Persigny erwiderte, auf das schwankende Preußen sei nicht zu bauen und das übrige Deutschland ohne Preußen bedeute gar nichts. — Palmerston bemüht sich ihn zu überzeugen — und läßt sich dahin drängen, daß er den Inhalt jenes Briefes mittheilt und sich darauf beruft!

Bernhardi's Denkschriften über die Heeres-Reform.

Nach dreimonatlichem Aufenthalte in Berlin trat Bernhardi zu Ende des Monats Mai die Heimreise an. Bevor wir ihn nach Kunnersdorf begleiten, haben wir einen Augenblick bei den beiden Publicationen zu verweilen, mit denen er der Sache der „Heeres-Reform" und der „dreijährigen Dienstzeit" zu Hilfe zu kommen gesucht hatte; da ein zusammenfassender Abdruck derselben in dem zweiten Bande der „Vermischten Schriften" (Berlin 1879) vorliegt, dürfen wir uns auf einige Andeutungen beschränken.

Den Ausgangspunkt der Deductionen des Verfassers bildet der Hinweis darauf, daß unter der Herrschaft des überkommenen Systems zwei Fünftheile der männlichen Jugend überhaupt keine Dienstpflicht erfüllten, während die übrigen drei Fünftheile nicht nur die dreijährige Dienstzeit zu absolviren, sondern die Pflicht zu übernehmen hätten „bis in das reife Mannesalter und länger als billig" der Landwehr ersten Aufgebots anzugehören und damit in späteren Jahren „Haus und Hof und alle gewerblichen Unternehmungen" dem Ruin auszusetzen. Dieser schwere Uebelstand könne durch gleichmäßige Vertheilung der Last vermindert und die Verpflichtung des Einzelnen dadurch erleichtert werden, daß die gesammte Jugend zum Waffendienste herangezogen, die Wehrkraft des Landes der Zahl nach auf gleicher Höhe erhalten, und gleichzeitig qualitativ verbessert werde. „Sobald die ganze Jugend in den Waffen geübt, dem reiferen Mannesalter dagegen der Dienst in erster Linie erlassen wird, gewinnt Preußen den großen Vortheil, daß alle Anstrengungen, die es während des Krieges macht, auch wirklich seine Wehrkraft steigern und den Zweck des Krieges fördern."

Im weiteren Verlauf wird sodann darauf hingewiesen, daß die Landwehr-Offiziere der Jahre nach den Napoleonischen Kriegen die Feuertaufe vielfach bereits bestanden und Kriegserfahrung gewonnen hätten, während gegenwärtig „junge Soldaten unter den Befehlen altgedienter Offiziere ständen, — ältere gereifte Männer, die zu den Fahnen zurückgerufen worden, dagegen von Offizieren jung an Jahren und mit anderen Interessen beschäftigt, befehligt würden." Die Nothwendigkeit einer Verschmelzung dieser Elemente sei handgreiflich, ebenso einleuchtend aber, daß bisher „die Landwehr-Bataillone bis zum Augenblick der Mobilmachung nur ideell existirten"

und daß dieser Organismus „erst geschaffen werden müsse“, wenn man von ihm wirklich Gebrauch machen wolle. — Anlangend die Dauer der Dienstzeit wird u. A. ausgeführt, daß die Ausbildung zum Schützen gegenwärtig mehr Zeit in Anspruch nehme, als in den Tagen Friedrichs des Großen und Napoleons, und daß die zweijährige Dienstzeit an das Offizier-Corps Forderungen stellen würde, denen der Durchschnitt der Offiziere kaum gewachsen sein würde. Unter der bisherigen Organisation habe das einzelne Bataillon nicht nur seine eignen Kriegsreserven, sondern auch die Mannschaften für das entsprechende Landwehr-Bataillon auszubilden gehabt; dadurch sei auch bei zweijähriger Dienstzeit den Bataillonen ein angemessener Präsenzstand im Frieden gesichert worden, während unter der neuen Organisation, wo das Bataillon nur für sich selbst und seine eignen Kriegsreserven zu sorgen habe, die Stärke desselben auf 300 Köpfe sinken würde, wenn es bei der zweijährigen Dienstzeit sein Bewenden behalten sollte. Ein derartiges Scheinbataillon würde zu einer schlechten und ungenügenden Schule für junge Offiziere und Unteroffiziere werden. Endlich komme in Betracht, daß die zweijährige Dienstzeit gesteigerte Ausgaben im Gefolge haben würde, Kosten, von denen es zweifelhaft sei, ob das Land sie gegenwärtig werde tragen können — daß die Zahl der Offiziere und Unteroffiziere würde vermehrt werden müssen und daß (auch nach dem Eingeständniß der Anhänger der zweijährigen Dienstzeit) „nie ein Mann würde beurlaubt werden können“. — Zum Schluß wird nachgewiesen, daß Preußen einen geringern Theil seiner Gesammtmittel auf das Heerwesen verwende, als andere Großmächte z. B. Frankreich und England thäten und daß die weitverbreitete gegentheilige Meinung aus der glücklich überwundenen Vergangenheit herrühre, wo Preußen verarmt war. —

Daß die vorstehend skizzirten Ausführungen auf einem breiten, geschichtlich und volkswirthschaftlich ausgebauten Fundamente ruhen, versteht sich bei einem Schriftsteller von der Solidität und Gründlichkeit Bernhardi's von selbst. Diesen Vorzug theilten Bernhardi's Arbeiten indessen mit denjenigen anderer Schriftsteller, während ihr eigenthümlicher Werth in der außerordentlichen Klarheit, Präcision und Gemeinverständlichkeit der Darstellung bestand. In jedem Satze steht etwas Bestimmtes, jeder Satz hat einen Jedermann verständlichen Sinn, alles rednerische Beiwerk wird verschmäht und bei der Auseinandersetzung mit einer Kühle und Sachlichkeit verfahren, die überall da überzeugend wirkt, wo man seine Ueberzeugung auf G r ü n d e zu stützen geneigt ist.

Bei den Lesern der Jahre 1860 und 1861 war, wie wir wissen, diese Geneigtheit nur ausnahmsweise zu finden! Die Mehrzahl derer, bei denen die Entscheidung lag, war im Voraus captivirt: hier durch principielle Feindseligkeit gegen die Regierung, welche die schwierige Erbschaft der Reactionszeit übernommen hatte, dort durch die Rücksicht auf eine Wählerschaft, die das Wesen der Freiheit in möglichster Beschränkung der Staatsgewalt und Staatsmacht sah. Die für den Verfasser maßgebend gewesenen Rücksichten auf die große Politik und auf Preußens Stellung innerhalb des europäischen Concerts kamen für die Mehrheit damaliger Deutscher überhaupt nicht in Betracht, weil der öffentliche Geist sich in der Enge der Verhältnisse verengert hatte und weil die größeren Zwecke, an welchen derselbe hätte wachsen können, noch nicht vorhanden d. h. noch nicht in den Gesichtskreis der Nation getreten waren.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.